Ylkz
16384 66
Coburger Landes-Bücherei

S. 226

In Aquat. von C. Schorr Jena

Kleine
Romane und Erzählungen

von

Heinrich Doering.

Erster Band

Jena
bei J. B. Schreiber und Comp.
1818

BIBLIOTHEK COBURG

Kleine

[illegible]

von

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Inhalt.

Die unglückliche Liebesbewerbung .	S. 1
Der Ring der Treue.	57
Sturmwald und Valmont. . . .	99
Hans Blockmann.	127
Louise Venoni.	179
Alter schützt vor Thorheit nicht. . .	203
Alkander und Septimius. . . .	229
Ludwig von Arsengon und Elsabeth von Valencienne.	243
Cölestin.	281
Die Ueberraschung.	371
Geschichte einer Schreibfeder. . . .	397

Vorrede.

Diese meine gesammelten Erzählungen, die ich hiemit dem Publikum übergebe, bedürften wohl eigentlich des Vorworts nicht, indem es dem Verfasser gewiß am wenigsten zusteht, irgend ein Urtheil darüber zu fällen. Auch glaubt er von einem nicht geringen Theile seiner Leser im Voraus überzeugt zu seyn, daß sie auch in diesen Erzählungen das Bestreben, das Bessere zu leisten, nicht verkennen werden.

Leider giebt's aber eine gewisse Classe von Leuten, denen nichts recht ist, was irgend ein Andrer schreibt, aus dem höchst einfachen Grunde, weil sie es nicht selbst geschrieben haben, oder — was wohl auch dann und wann der Fall seyn mag — nicht selbst schreiben können.

Diese Unzufriedenen, gewöhnlich Recensenten genannt, die nach Art der alten Vehmrichter mit stets geschlossenem Visier im Dunkeln hausen, um desto sichrer diesem oder jenem einen hinterlistigen Streich versetzen zu können, werden aus obenerwähnten Gründen diesen meinen Erzählungen vielleicht wenig Geschmack abgewinnen

können, und es gelegentlich nicht an einigen flachen Seitenhieben fehlen lassen. Und wohl, wenns nur dabei bliebe! Leider hab' ich's aber selbst an mir erfahren, daß es jene verkappten Ritter mitunter nicht an recht derben, wenn gleich nicht immer treffenden Streichen fehlen lassen.

Wer etwa von meinen Lesern Lust haben sollte, sich davon zu überzeugen, den bitte ich die Jen. Allg. Lit. Zeit. (July 1818 No. 128) nachzuschlagen, wo das von mir herausgegebene Taschenbuch Hulda mit Einem Worte nicht beurtheilt, sondern verurtheilt ist. Ein gewisser Hr. Mp. (Maledicorum princeps?) beliebt es: „ein etwas unreifes, übereiltes Unternehmen zu nennen; der Inhalt sei mehr zusammengerafft, als gewählt." — Wie viel doch solch ein Critiker in ein Paar Zeilen sagen kann, und wie menschenfreundlich er obendrein sein milderndes etwas hineinschiebt! So viel ist auf jeden Fall gewiß, daß ich mir durch irgend etwas, der Himmel weiß wodurch, den bittersten, unversöhnlichsten Groll des besagten Hn. Mp. zugezogen haben muß. Dies zeigt die absichtliche Schmählerung und Verkennung alles dessen, was sich etwa in den Produkten meiner Freunde, so wie meinen eignen Gutes finden mag. Es scheint ordentlich, als ob's diesem Krittler um das Bischen Lob, das er mitunter

gnädig spendet, leid thäte, indem er gleich bei der Hand ist, ein paar hämische Zwischensätze oder anderweitige Einschiebsel als Spreukörner darunter fallen zu lassen.

So heißt es z. B. von Höfler's Zauberschloß am Erzgebürge: „Ob es gleich etwas breit und nicht im besten Styl vorgetragen sei, so habe es doch einige wahrhaft phantastische Züge, die, wenn sie dem Verfasser eigen (?) eine nicht unglückliche Anlage zu jener Dichtungsart verrathen u. s. w. — Verfehlt aber scheint seine Hochzeit des Peleus und der Thetis, fast nur gereimte Nomenclatur der alten Götter.“ — Wie anders urtheilt ein Schriftsteller darüber, gegen den freilich seit einiger Zeit Alles, was nur ein Paar gesunde Finger und eine tüchtige Kehle hat, schreibt und schreit. Es ist hier der Ort nicht den Grund oder Ungrund davon zu untersuchen. Genug Kotzebue nennt in seinem liter. Wochenblatt (No. 30) Höfler ausdrücklich „den bedeutendsten Mitarbeiter,“ und lobt die beiden obenangeführten Produkte; an der Hochzeit des Peleus und der Thetis namentlich „die guten, kräftig gebauten Verse.“

Was soll man aber vollends von mehrerwähntem Hn. Mp. denken, wenn er die unbedeutende Strophe der Epigrammatist, rühmlich hervorhebt, und zwar aus dem menschenfreundlichen

Grunde, weil jene Verse ein Spottgedicht auf Haug sind, dem der Hr. Recensent wahrscheinlich auch nicht recht gewogen ist! Hämische Schadenfreude, das ist also der Maßstab, nach dem sich die Critik dieses Beurtheilers, so wie so mancher Andern seines Gelichters richtet?

Daß der Herr Recensent in meinen Gedichten „Originalität vergebens suchen würde," ließ sich wohl erwarten, da der Himmel weiß, was er für Begriffe von Originalität, oder auch überhaupt für Begriffe hat! Wenigstens sind meine Gedichte denn doch so glücklich gewesen, das hohe Lob zu empfangen: „sie seyen bisweilen leicht, gefällig, und — was ja nicht zu vergessen — verständig. Daß übrigens dem Hn. Mp. der doch, wenigstens im literärischen Gebiete, seine Renommisten-Natur nicht verleugnen kann, der Schwank, das Prello betitelt, so gemein-burschikos vorgekommen ist, nimmt mich allerdings Wunder.

Uebrigens fällt mir's eben ein, daß es wohl Zeit ist diese ziemlich lange Vorrede zu schließen, und ich kann es wohl nicht besser thun, als mit dem frommen Wunsche, in den wohl so mancher Autor mit mir einstimmen wird, daß diesem literärischen Unfug doch endlich einmal gesteuert werden möge. H. D.

Die

unglückliche Liebesbewerbung.

Erstes Capitel.

Der Held der Geschichte tritt auf.

In der ehemaligen freien Reichs- und Handelsstadt Danzig lebte vor vielen Jahren ein Schuster, Caspar Brand mit Namen. Er hatte sich durch unermüdeten Fleiß aus dem dürftigen Loose, das ihm die Hand des Schicksals ertheilt hatte, zu einem gewissen Wohlstande emporgearbeitet, und genoß bei seinem Gewerbe einer nicht geringen Zahl von Kunden, welche theils die geschmackvolle Arbeit, theils ihr billiger Preis schaarenweise zu ihm zog. Der natürlichste Grund davon war aber wohl dieser. Seine Mitmeister fanden es für bequem, ihren Arbeiten fortwährend die Form zu geben, die sie zu den Zeiten ihrer Väter

und Großväter gehabt hatten. Caspar Brand dagegen sann Tag und Nacht auf neue Moden, und mußte daher allen Herren und Damen von gutem Ton höchst willkommen seyn. Diese Begünstigung, die ihm als ein sehr billiger Lohn für seinen Fleiß und Eifer zu Theil wurde, erwarb ihm bald den Haß und Neid seiner Mitmeister. Caspar wußte sich aber sehr leicht über manchen hämischen Blick und bösen Leumund durch den Anblick eines stets gefüllten Beutels zu trösten. Er überhob ihn lästiger Sorgen und eröffnete ihm zugleich eine heitere Aussicht in die Zukunft. — „Wenn du auch einmal nicht mehr arbeiten kannst, so darfst du doch nicht zur Mildthätigkeit der Menschen deine Zuflucht nehmen!" — So dachte Caspar und klimperte bisweilen in müssigen Stunden unter seiner kleinen Baarschaft herum.

Vielleicht könnte mancher unter unseren Lesern hieraus schließen: er sei ein Geizhals gewesen, der aus Liebe zum Gelde ein kümmerliches Leben geführt habe. Dieser Vorwurf traf ihn nicht. Er versagte sich nichts

von demjenigen, was seinem Stande angemessen und ihm zugleich behaglich schien. Den ersten Punkt verlor er vorzüglich nicht aus den Augen, und hütete sich vor unnützem Prunk und Aufwand, den alten Spruch beherzigend, den vielleicht irgend ein Witzling auf einen seiner Zunftgenossen gemacht hatte. Seine Bedürfnisse erstreckten sich aber auch nicht gar zu weit hinaus. Er war seit geraumer Zeit mit Suppe und Gemüse in der Woche und einem Braten am Sonntage zufrieden gewesen, und begehrte auch jetzt, da er sein zwei und funfzigstes Jahr erreicht hatte, kein ausgesuchteres Mahl. Den Freuden des geselligen Umgangs zu leben verstattete ihm die überhäufte Arbeit nicht. Nur Samstags pflegte er in dem von ehrsamen Bürgern häufig besuchten Rathskeller einige Stündchen bei einem Glase Wein in traulichem Gespräche hinzubringen, und kehrte jedesmal nach dieser Erholung gestärkt zu seiner Arbeit zurück.

Dieser kurze Lebenslauf, den wir von ihm entworfen haben, beantwortet zugleich eine

Frage, die vielleicht schon längst irgend einer holden Leserinn dieser Geschichte auf der Zunge schwebte: ob nämlich Caspar Brand nicht verheirathet gewesen. Wir wollen ihm diese Grille nicht so sehr verargen, denn welcher Sterbliche ist ganz von Vorurtheilen frei? Einige mißvergnügte Ehen, die er kennen gelernt hatte, brachten ihn zu dem freilich übereilten Schlusse: daß es keine glückliche gäbe, oder daß wenigstens eine solche als eine besondere Schicksalsbegünstigung anzusehen sei. Diese strengen Grundsätze milderte indeß die Zeit nach und nach, und es dünkte ihm, daß bei einem ruhigen, sorgenfreien Leben ihm dennoch etwas fehle, das sich, wenn er länger darüber nachsann, in der Gestalt eines treuen, liebenden Weibes darstellte.

Dieser Gedanke, der seit einiger Zeit in seiner Seele aufgestiegen war, ließ ihm bald von Tage zu Tage weniger Ruhe; er machte ihn lässig und unlustig und verscheuchte den frohen Sinn, der ihn bis jetzt durch's Leben begleitet hatte. Diese verdrießliche Stimmung

ertrug er eine Woche lang geduldig, in der Hoffnung, daß sein Geist wieder eine andere Richtung erhalten werde. Als er sich aber darin getäuscht sah, faßte er fest und unwiderruflich den Entschluß, sich eine Lebensgefährtin zu wählen.

Zweites Capitel.

Suschen.

Nicht gar zu weit von Caspar's Hause, das in der Goldschmiedgasse lag, hatte Herr Veit eine Wohnung auf dem sogenannten zweiten Damm. Er war ein Tischler und durch Fleiß und Geschicklichkeit beinahe eben so allgemein beliebt, als Meister Brand. Seine Grundsätze in Betreff der Ehe schienen indeß nicht so strenge gewesen zu seyn, weil er seit nunmehr zwei und zwanzig Jahren mit einem ihm treuen Weibe in leidlichen Verhältnissen lebte. Die Frucht dieser Ehe war eine Tochter, welche nach ihrer Mutter in der Taufe den Namen Suschen erhielt. Als das einzige Kind wurde sie vorzüglich von ihrem Vater verzärtelt, und die Reize, die ihr die Natur verliehen, hatten vielleicht keinen geringen An-

theil daran. Wir wollen uns indeß durch diesen vergänglichen Schimmer nicht blenden lassen, und keine von Suschens Unvollkommenheiten verhehlen, um welche partheiische Vorliebe so oft den Schleier der Nachsicht warf.

Die rege Sorgfalt, mit der man bemüht gewesen war, von Jugend auf ihren Neigungen und Wünschen zuvorzukommen, die Bereitwilligkeit ihr jedes Vergnügen ohne Ausnahme zu gewähren — alles dies hatte sich ihrem Character tief eingeprägt und gestaltete ihn eben nicht auf die vortheilhafteste Weise. Ein gewisses Selbstgefühl, eine Sucht zu herrschen und zu gebieten war ihr mehr, als irgend einem Mädchen ihres Standes und Alters eigen und es ist leicht begreiflich, daß sie sich des Herrscherrechts, welches ihr zu Hause Niemand streitig machte, auch außer demselben nicht begab. Dazu kam, wie bereits früher erwähnt worden, daß ihr Spiegel, vielleicht auch ihre Eltern selbst, ihr mitunter ziemlich deutlich zu verstehen gegeben hatten: ihr Gesicht, ihre Figur gestatte es wohl, sich

ein wenig darauf einzubilden. Suschen maß diesen Zeugnissen bald unbedingten Glauben bei, um so mehr, da sie sich durch so manche Schmeicheleien bestätigten, mit denen die jungen Herren, welche Bestellungen in das Haus ihres Vaters führten, sie überhäuft hatten. Anfangs zeigte sie bei diesen leeren Complimenten jene Schüchternheit, die ein junges, sittsames Mädchen so reizend und liebenswürdig macht; bald aber ließ sie nicht undeutlich merken, daß sie an den Scherzen, die dieser oder jener machte, ein besonderes Behagen fand. Sie erwiederte dieselben und betrug sich, um mit wenigen Worten viel zu sagen, auf eine Weise, die nicht selten die Grenzen des Anstandes zu überschreiten drohte oder wirklich überschritt.

Wir haben das Fehlerhafte in Suschens Character mit Offenheit geschildert, und müßten in der That besorgen, den Antheil, den unsere Leser an dem holden Mädchen nehmen könnten, gänzlich verscherzt zu haben, wenn wir gar nichts zu ihrem Lobe anzuführen wüß-

ten. Allein ihre Liebe zu den Geschäften der Häuslichkeit, der Eifer, mit dem sie dieselben, freilich stets nach eigenem Willen, betrieb, nahmen gewiß jeden, der sie in diesem Wirkungskreise beobachtete, lebhaft für sie ein. — Auch war die gebietrische Laune, die sie beherrschte, öfters nur momentan und wich einem freundlichen, gefälligen Benehmen, das alle diejenigen, welche ihr störrisches Betragen von sich gescheucht hatte, wieder zu ihr hinzog. Es darf endlich nicht übersehen werden, daß eine natürliche Herzensgüte zu den Hauptzügen ihres Characters gehörte, von der sie oft durch milde Freigebigkeit gegen Arme einen untrüglichen Beweis ablegte. Und so hätten wir, wie uns dünkt, das holde Mädchen vollkommen bei unsern Lesern gerechtfertigt und kehren daher, ohne uns bei ihren Eltern, die wir bald näher kennen lernen werden, aufzuhalten, zum Meister Brand zurück, den wir mit Heirathsprojecten beschäftigt verließen.

Seine Wahl fiel nach kurzer Ueberlegung auf Suschen und dies mag die etwas lange

Episode entschuldigen, die außerdem leer und zwecklos dastehen würde. Freilich schien ihm dieser Schritt höchst bedenklich, wenn er sich mit Suschen in Hinsicht der Jahre verglich, nach denen er mit weit größerem Rechte ihr Vater heißen konnte. Er tröstete sich indeß durch eine gereifte Erfahrung den Mangel jugendlicher Reize ersetzen zu können. Wir wollen dem ehrlichen Manne diesen Wahn zu gut halten, der, wie jeder leicht einsieht, aus gänzlicher Unbekanntschaft mit dem schönen Geschlechte entsprang. Was ihn eigentlich bewog, mit Suschen ein Liebesband knüpfen zu wollen, war weit weniger ihre Schönheit, als ihr Sinn für Häuslichkeit, von dem sie einige glänzende Proben vor seinen Augen abgelegt hatte, als ihn einst Geschäfte in das Haus ihres Vaters führten. Von dem, was ein nachtheiliges Licht auf ihren Character warf, und womit wir unsere Leser oben bekannt gemacht haben, war keine Kunde zu Caspars Ohren gekommen.

Drittes Capitel.

Der Freier.

Am nächsten Sonntage begab sich Caspar in seinem Festkleide, mit dem er bereits in der Marienkirche geprangt hatte, zum Meister Veit. Es verdient dieses Prunkgewand, das er nur an Sonn- und Festtagen zu tragen pflegte, wohl eine nähere Beschreibung. An einen leberfarbenen Rock von ziemlicher Länge und Breite, der nicht spärlich mit großen Stahlknöpfen besetzt war, schlossen sich kurze Beinkleider von schwarzem Manchester, an denen man hie und da ziemlich deutliche Spuren der Vergänglichkeit sah. Ihr Besitzer hielt sie aber, dieser Mängel ungeachtet, sehr in Ehren, weil sie ein Erbstück aus dem Nachlasse seines seeligen Herrn Vaters waren. Ein Paar gewirkte Strümpfe von blauer Farbe

und spitze Schnabelschuhe nach damaliger Mode vollendeten diesen Anzug, dem die Hauptbedeckung, die aus einem kleinen dreiecki- gen Hütlein bestand, zu nicht geringer Zier gereichte. Dieses Hütlein wurde, indeß er mit gravitätischer Miene einherschritt, nur selten abgezogen, was ihm ein Theil seiner Kunden nicht wenig übelnahm. Nur in ei- nigen Fällen wich er von dieser Gewohnheit ab und dehnte seinen rechten Arm zu einer möglichst weiten Hutschwenkung aus. Dies war, wenn er das seltene Glück genoß, Rathspersonen oder wohl gar dem regierenden Bürgermeister zu begegnen, der sich ihm schon von fern durch den auf dem Kutschbocke in rother Gallatracht stolzierenden Stadthöfer kenntlich machte. Heute ward ihm dieser Genuß, der ihn fast sonntäglich beglückte, nicht zu Theil, und er wanderte, fast miß- müthig darüber, Meister Veits Hause zu.

Er fand ihn nebst seiner Ehehälfte bei ei- ner Schaale Kaffee im traulichen Gespräche sitzen, und stellte sich bei diesem Anblick das

Glück der Häuslichkeit, das auch ihm nun bald blühen sollte, mit den lachendsten Farben vor. Doch war es ihm sehr unangenehm, diejenige, die ihm dieses Glück bereiten sollte, nicht anzutreffen. Suschen war nämlich in die Heilige Geistkirche zur Frühpredigt gegangen, und da diese gewöhnlich etwas länger zu dauern pflegte, noch nicht zurück. Demungeachtet faßte sich Caspar ein Herz und brachte nach den gewöhnlichen Bewillkomnungscomplimenten und einem kurzen Gespräche über Stadtneuigkeiten, seinen Antrag vor. Allein die Art der Aufnahme entsprach seinen Wünschen nicht ganz, wenn sie gleich nicht geradezu auf einen nachfolgenden Korb schließen ließ. Meister Veit nämlich nahm eine sehr nachdenkliche Miene an, und Frau Susanna setzte mit sichtbarer Zerstreuung die Caffeetasse, die sie eben dem Gaste überreichen wollte, wieder auf den Tisch. „Ei, Meister Brand, hub Veit an, hätt' ich doch in Ewigkeit nicht gedacht, daß gerade Ihr mir solchen Antrag machen würdet! Habt ihr euch doch so oft gegen die Frauen erklärt,

so oft gesagt, es gäbe keine einzige gute — Frau Susanna, die sich durch diese Worte beleidigt fühlte, gab ihrem Ehgemahl einen finstern Seitenblick und machte sich in der Stube ein unbedeutendes Geschäft.

Caspar verwarf jene Worte als eine ihm im Unmuth entfallene Aeußerung, und beschrieb dagegen die Scenen häuslicher Glückseeligkeit mit so vielem Feuer, daß sich die mismüthige Ehegattin wieder hinzuschlich und ihm heimlich Beifall zunickte. Veit hörte diesen Schilderungen mit vieler Ruhe zu, ließ sich aber dann nicht undeutlich merken, daß er Gleichheit des Alters für eine beinahe unerläßliche Bedingung einer glücklichen Ehe halte. „Ich hätte wahrlich, schloß er, nichts an Eurem Antrage auszusetzen, Meister Brand. Ich kenn' Euch lange als einen stillen, ordentlichen Mann, der das Seinige zu Rathe hält, und so immer einen Nothpfennig in der Tasche hat, was in unsern Zeiten gar nicht zu verachten ist. Aber, wie gesagt, Freund, die Jahre. Doch ich will nichts mehr darü-

der sagen! Im Grunde kömmt doch Alles auf meine Tochter an; sie ist und bleibt bei der ganzen Sache die Hauptperson!" —

Viertes Capitel.

Die Hauptperson erscheint.

Caspar wollte eben antworten, als die Thüre aufgieng und Suschen hineintrat. Sie trug ein einfaches buntgeblümtes Cattunkleid, und auf dem Kopfe ein nettes Spitzenhäubchen. So einfach diese Kleidung war, so gefiel sie Casparn ausnehmend, und er warf ihr einen sehr freundlichen Blick zu, der seiner Meinung nach recht viel sagen sollte. Allein Suschen, die unmöglich ahnen konnte, daß er sich in der Qualität ihres Liebhabers hier befände, gieng mit einem flüchtigen: Guten Morgen, Meister Brand! zu einem Wand-

schranke, in den sie das mit goldenem Schnitt prangende Gesangbuch verschloß. Caspar hatte sich wohl in seinem ganzen Leben in keiner peinlicheren Lage befunden. Er sah ein, daß er nothwendig eine Einleitung machen müsse, die ihn seinem Ziele näher führte, doch versagte ihm die Zunge ihre Dienste. Man sieht hieraus, was Alter und Ungewohnheit vermögen. Tausend jüngere seines Geschlechts wären schnell mit einer Liebeserklärung in bester Form dagewesen, wobei ihnen ihre Bekanntschaft mit Romanen und Schauspielen wohl ersprießliche Dienste geleistet hätte. Das waren aber für unsern Caspar, nach dem sprüchwörtlichen Ausdruck, böhmische Wälder. Der gutmüthige Veit konnte dieser Verlegenheit, in der sich sein Freund befand, nicht länger zusehen. Er rief seine Tochter zu sich. „Du hast heute gewiß, begann er, recht andächtig gebetet!“ — Suschen erklärte, daß sie nicht wisse, wie sie diese Worte verstehen solle. — „Nun, ich meine nur so, fuhr Veit lächelnd fort, wer fein fleißig betet und an den Herrn denkt, dessen gedenkt er

wieder, und bescheert ihm oft heimlich alles Gute. Wenigstens ist's dir heute so ergangen. Während du in der Kirche warst, ist Jemand gekommen und — ja und hat um deine Hand angehalten. Wenn du also gerade keine Abneigung gegen's Heirathen hast, so dächt' ich, daß das wohl ein Glück zu nennen wäre." — „Um meine Hand? rief Suschen mit sichtlichem Erstaunen, ei, ei, wer wäre denn das?" Caspar warf der Fragenden einen feurigen Blick zu, der aber so wenig als vorhin erwünschte Wirkung that. Je nun, fuhr sie fort, wenn er jung, hübsch und reich wäre, so ließ' ich mir's wohl gefallen!"

Caspar's Muth bekam durch diese Worte einen heftigen Stoß. Daß ihm die beiden ersten Eigenschaften, die ihn zu einem Liebhaber in Suschens Augen qualificirten, gänzlich fehlten, hatte ihm längst sein kleiner Wandspiegel vertraut, in den er wohl dann und wann, besonders Sonntags, ehe er in die Kirche gieng, zu blicken pflegte. — Auf den Reichthum konnte er indeß eben so wenig

pochen; ein hinlängliches Auskommen war Alles, was er nebst einem treuen Herzen der Geliebten gewiß zusichern konnte. Wen darf es daher wundern, daß ihm höchst beklommen zu Muthe war, und selbst mehrere reichliche Griffe, die er in seine Schnupftabacksdose that, ihn nicht zu stärken vermochten. Veit war nun mit seiner Einleitung am Ende und wiederhohlte gleichsam zum Ueberfluß Suschens letzte Worte. — „Jung, hübsch und reich, sagte er, indem er die Achseln zuckte, das sind in der That zu viel Foderungen, liebes Kind, mit denen man in unsern Zeiten nicht so gar leicht einen Mann findet. Jugend und Schönheit verfliegt nur zu schnell. Darum, liebes Kind, wo sich einer findet, der, wenn auch just nicht reich, doch eine Frau bequem zu ernähren im Stande ist, da ist immer mein Rath gewesen und ist's noch: frisch zugegriffen!" —

Der Schluß dieser Rede gefiel Casparn so ausnehmend, daß er sich fast vergessen und seinem Freunde ein lautes: Vortrefflich! zuge-

rufen hätte. Suschen indeß schienen jene Worte minder zu behagen. — „Weder jung noch hübsch, sagte sie in einem halb spöttischen Tone, und also blos um des bischen Geldes willen? Doch vor allen eine Frage: wer und wo ist er?" —

Hier! rief Caspar, indem er mit Leidenschaft auf sie zueilte und sich zu ihren Füßen warf. Er that sich auf den Einfall, diese Art der Liebeserklärung zu wählen, ordentlich etwas zu gute, weil er sich erinnerte irgendwo gehört zu haben, daß sie stets vom besten Erfolge begleitet worden sei. Aber wie sehr hatte sich der unglückliche Liebhaber hierin getäuscht. Das Mädchen trat bei diesem Fußfalle ein paar Schritte zurück, wodurch Caspar beinah das Gleichgewicht verloren hätte, und rief, indem sie beide Arme in die Seite gestemmt, auf ihn herabsah: „Ei, so hätt' ich doch eher des Himmels Einfall vermuthet, als daß Ihr, Meister Brand — nein, nein, es ist und bleibt zu toll!" — Mit diesen Worten, die ein lautes Gelächter begleitete, hüpfte sie zur Thüre hinaus.

Fünftes Capitel.

Caspar erhält eine kräftige Fürsprecherinn.

Starr sahen die Zurückbleibenden Suschen nach, deren Spottgelächter zu Caspar's Leidwesen noch draußen forttönte. „Ein närrisches Mädchen, sagte Veit, indem er sich zu dem Bekümmerten wandte, Ihr müßt's just nicht übel nehmen, Meister! Es ist einmal ihre Art so. Böse meint sie's eben nicht. Aber wie gesagt, ein närrisches Mädchen!“ —

Ein ungezogenes solltest du sagen, rief Frau Susanna unwillig, ist das eine Art mit honetten Leuten umzugehen? Höflich und bescheiden, heißts, da kömmt man durch die Welt. Aber wer ist am Ende schuld daran, als du, du allein?“

„Ich? entgegnete der Ehgemahl etwas beleidigt, daß sie ihm in Gegenwart eines Fremden einen solchen Vorwurf machte, ich bitte dich, sag' mir, was ich dafür kann?

„Was du dafür kannst, fuhr jene fort; du hast ihr immer das Wort geredet und ich durfte meinen Mund nicht aufthun, und mußte immer Unrecht haben. Da ist's denn gekommen, daß ihr Niemand widersprechen darf, wenn nicht ein Lärm werden soll, daß sie's bis im Hausthore hören!" —

Caspar verspürte ein merkliches Herzklopfen bei dieser offenherzigen Characterschilderung und sah mit Unruhe ihrem Ende entgegen. Susanna, die etwas davon merkte, fuhr in ihrem Rednertone fort, indem sie sich zu ihm wandte: „Ja, ja lieber Meister, so stehen die Sachen. Es ist mein Kind, aber die Wahrheit muß man auch von seinen Kindern sagen, und das soll mir, so lange mich der Herr leben läßt, Niemand streitig machen!" — Sie bekräftigte diesen Schlußsatz durch einen

heftigen Schlag, den sie mit der flachen Hand auf den Tisch that. Herr Veit hob die von demselben herunterfallenden Werkzeuge langsam vom Boden auf, und sagte, indem er aus dem Hobel, den er in der Hand hielt, einige Späne hinausblies: „Sei doch ruhig, liebes Weib, es will und wird dir ja Niemand deine Rechte streitig machen!" —

Sie schien durch diese Worte besänftigt, und Caspar nahm Gelegenheit, eine Entschuldigung herzustammeln, daß er unvorsätzlich den Hausfrieden gestört habe. „Laßt das gut seyn, Meister, entgegnete Susanna, man spricht sich bei einer solchen Gelegenheit einmal aus, und es ist einem nachher leichter um's Herz. Uebrigens denkt an mich, es wird noch Alles gut werden!" — Caspar wußte anfangs nicht, was er von diesem mystischen Spruche zu halten habe, doch war er bald geneigt ihn zu Gunsten seiner Bewerbung auszulegen, worin er durch die nachfolgenden Worte der Frau Meisterin bestärkt wurde. — „Ich weiß wohl, fuhr diese fort, daß heut zu Tage den Mädchen nichts

mehr gut genug ist, und sollten doch nur froh seyn, wenn sie mit Ehren unter die Haube kämen. Aber da ist nicht dran zu denken! das dreht sich, das putzt sich, das ziert sich, bis zuletzt — Ihr versteht mich schon. Da gäb's Exempel die Menge anzuführen, laßt Euch nur eins erzählen. Ihr kennt den Krämer Schmidt, der auf dem dritten Damme rechts das schöne Eckhaus bewohnt, und ein einziges Kind hat, hübsch und jung, mit Suschen just in Einem Alter. Die Mutter, die, was ihr ihre Feinde lassen müssen, das Hausregiment aus dem Grunde zu führen verstand, ist, wie Euch bekannt, lange gestorben. Und der Vater — ja brav und gut ist er, aber leider zu schwach. Ließ der Tochter allen Willen, mußte bei jedem Tanze dabei seyn, und die jungen Herren schwänzten um sie herum, daß es ein Aerger und eine Schande war! — Was meint Ihr wohl, was am Ende davon herausgekommen ist? Auf und davon ist sie, und weder ihr Vater noch sonst eine Christenseele weiß, wo sie steckt!" —

Die Rednerinn machte hier eine kleine Pause, zu der sie sich wohl durch die Anstrengung ihrer Lunge bewogen fühlte, und Veit, der schon längst einen solchen Ruhepunkt erwartet hatte, nahm das Wort und sagte: „Aber, liebes Weib, wie kannst du nur Schmidts Gretchen mit unserer Tochter vergleichen, ich will doch nicht hoffen —

„Daß wir ein gleiches Unglück erleben, fiel Susanna rasch ein, das mag der Himmel verhüten! Aber sag' mir, wer will dafür stehen, wenn du's ferner leidest, daß Suse in der Werkstatt sich täglich aufhält, wo dann die jungen Herren kommen, Bestellungen bei dir zu machen? Da heißt's: Schön Suschen hier und schön Suschen da, und des Blickens und Grüßens ist kein Ende. Da ist vorzüglich der Eine mit dem schwarzen Lockenkopf, es ist ein Fremder, glaub' ich und logirt im englischen Hause. Ich bitt' dich, Mann, hast du's nicht bemerkt, wie der oft zu uns kam um Kleinigkeiten willen, und dann mit Suschen schwazte zu halben Stunden lang?

Ich sage dir, wir müssen auf der Hut seyn, oder wir erleben nichts Gut's an unserm Kinde!" —

„Das ist wohl nur so gesprochen, Frau Meisterinn, sagte Caspar, dem eben zur rechten Zeit einfiel, daß es keine lächerlichere Figur, als einen stummen Gast gäbe, wenn Ihr nicht da wärt, könnt es freilich schlimmer stehen. Er ahndete nicht, wie sehr er sich durch dieses Schmeichelwort in Susannens Gunst feststellte. Schon ihre freundliche Miene bewies dies, noch mehr aber die Einladung, heute Mittag bei ihr mit einem Löffel Suppe vorlieb zu nehmen.

In Caspars Kopfe kreuzten sich aber so mannigfache Gedanken umher, daß er sich vor allem andern in sein einsames Stüblein zurücksehnte, und troß der Gefahr die Gunst seiner Patronin zu verscherzen, jenen Antrag beherzt ausschlug. Er schützte dabei die dringende Bestellung einiger Arbeiten vor, die mit dem Anbruche des folgenden Tages abge-

liefert werden müßten, weil ihr Empfänger an diesem Tage verreise. Wider Erwarten ward diese Ablehnung wohl aufgenommen. — „Geschäfte gehen vor“, lieber Meister, sagte Susanna, ohne die geringste Empfindlichkeit zu verrathen, und gab dem Scheidenden obenein das freundliche Trostwort mit auf den Weg: daß sich die bewuste Sache am andern Tage, und zwar, wie sie beinahe gewiß voraussagen könne, zu seinen Gunsten entscheiden solle.

Sechstes Kapitel.

Caspar schwimmt in einem Meer von Wonne.

Daß es in dem Kopfe eines Verliebten nicht ganz richtig zugehe, ist eine Behauptung, die, wer sie auch immer zuerst gemacht haben mag, unleugbar wahr ist. Auch Caspar spürte unmittelbar nach seiner Heimkehr so etwas von einer Gedankenverwirrung, die in merklichem Grade stieg und befürchten ließ, daß er den Antheil an Verstande, den ihm die Natur ohnedieß stiefmütterlich zugewiesen, bei dieser Gelegenheit vollends einbüßen werde. Vorzüglich machte ihm Susannens bedenkliche Characterschilderung seiner Braut viel Sorge; ja er wurde sogar darüber mit sich uneins, ob er nicht lieber seinen Antrag zurücknehmen solle. Es kam indeß über diesen Hauptpunkt bei ihm zu keiner klaren Entscheidung, und ein süßer

Schlaf machte endlich am Abend allen seinen Speculationen ein Ende. Sie erwachten indeß mit ihm am andern Tage und trieben ihn fast den ganzen Morgen unlustig und geschäftlos in seiner Stube umher.

Gegen Mittag pochte Jemand leise an seine Thüre. Es war die alte Christiane, die ihm ein kleines versiegeltes Paket überbrachte, und sich dann freundlichst empfahl. Der Empfänger erkannte sogleich voll inniger Freude Veits Hand, und erbrach es mit ängstlicher Hast. Es enthielt erstens einige Zeilen von Veit, ein Paar dito von Susannen und endlich drittens einen Brief von der holden Braut selbst. Wir begnügen uns hier den Hauptinhalt dieser Schriftproben anzugeben, bitten aber zugleich um Verzeihung, daß wir mancher holden Leserin die unschuldige Freude rauben, sich über die in Suschens Briefe vorkommenden Sprachschnitzer ein wenig lustig zu machen.

Caspar empfieng mit jenen Briefen zu seinem größten Erstaunen das Jawort zu einer

ehlichen Verbindung mit Suschen, welches von elterlicher Seite in biederen Ausdrücken, von Seiten der Braut selbst aber in einem so zärtlichen und zugleich gekünstelten Tone gegeben war, daß Caspar's Zweifel, ob nicht gar die Frau Meisterin jenes Schreiben verfaßt habe, sehr viel für sich hatte. Das einzige, was ihm am Inhalt jener Briefe gar nicht gefiel, war die weite Hinausschiebung der Hochzeitsfeier. Allein der beginnende Weinachtsmarkt, an welchem Meister Veit in dem Junkerhofe seine öffentliche Ausstellung von Schränken, Commoden und andern Meubeln hielt, machte wohl diesen Aufschub nöthig. Auch die wenigen Tage werden vergehen, dachte Caspar und warf sich rasch in sein Prunkkleid, das wir schon bei einer andern Gelegenheit beschrieben haben, um der in Suschens Briefe enthaltenen Einladung: doch ja recht bald hinüber zu kommen, aufs pünktlichste Genüge zu leisten.

Welchen Liebhaber hätten auch diese letzten Worte nicht zur höchsten Eile anspornen sollen?

Und doch schien es Casparn bei Suschens Empfange, als ob die Sehnsucht, mit der man ihn erwartete, doch nicht so gar groß wäre. Ihr Benehmen war kalt und zurückstoßend, und der Zwang, den sie sich anthat, heiter zu seyn, konnte selbst Caspars Augen, die gerade nicht zu den scharfsichtigsten gehörten, nicht entgehen. Er empfand dies auf's schmerzlichste, und die zutrauliche Begegnung der Eltern konnte ihm immer nur einen schwachen Ersatz für den Mangel wahrer Zuneigung und Zärtlichkeit geben.

In der düstern Stimmung, der er sich darüber hingab, überraschte ihn plötzlich der Gedanke, ob nicht etwa jungfräuliche Schüchternheit die Ursache dieses Betragens seyn könne. Er sah bald mit Freude diese Vermuthung bestätigt. Denn als man sich zur Abendmahlzeit setzte, fieng die Geliebte an zusehens gesprächiger zu werden, und warf ihm sogar einigemale Blicke zu, die wenigstens einen so genügsamen Liebhaber, als er war, bis in den dritten Himmel entzückten. In diesen

seeligen Augenblicken drängte sich ihm ziemlich spät die sehr natürliche Frage auf, wem er denn eigentlich dieses Glück zu danken habe. Denn nach Suschens Benehmen bei seiner ersten Bewerbung um ihre Hand, schien ihm eine so plötzliche Sinnesänderung ohne fremdes Mitwirken fast unglaublich. Die natürlichste Vermuthung blieb: daß Susanna, die sich bereits früher als seine Gönnerin gezeigt, sich für ihn verwendet habe. Er wäre wohl des Anstandes halber genöthigt gewesen, sich mit dieser Vermuthung zu begnügen, hätte ihm nicht Susanna selbst beim Abschiede die Worte zugeflüstert: „Ja, ja, lieber Meister, das habt Ihr Alles mir zu danken,“ die er durch einen feurigen Handkuß belohnte.

Als er nach Hause kam, fühlte er sich so seelig, so leicht, so wohl — kurz er schwamm, um mit wenigen Worten die Stärke seiner Empfindung auszudrücken und uns zugleich eines ächt poetischen Ausdrucks zu bedienen, er schwamm in einem Meer von Wonne.

Siebentes Capitel.

Caspar wird an der Geliebten irre.

Der Weinachtsmarkt war indessen begonnen und den sogenannten Schnüffelmarkt bis zum Pfarrhofe hin, füllte eine nicht geringe Menschenmenge, da in diesen Tagen zwar ein starker Frost, doch zugleich heitres Wetter herrschte. Indem wir unsere Leser durch die erleuchteten, mit Spielzeug aller Art angefüllten Buden, durch die Reihen der mit Pfefferkuchen, Nüssen und Aepfeln handelnden Weiber in den Junkerhof führen, in welchem die Tischler ihre diesjährige Ausstellung von Schränken, Commoden und andern Meubeln hielten, wird es uns selbst wohl um's Herz, indem wir einen frühen Jugendeindruck wieder in der Erinnerung anfrischen.

Caspar betrachtete diesmal das Drängen und Treiben der Menschen mit gleichgültigen, ja düstern Blicken, und es war ihm dies wohl insofern nicht zu verdenken, als diese Festlichkeit eine andere, die ihm doch bei weitem näher am Herzen liegen mußte, verzögerte. Selbst die Späße der Matrosen, Seilerbursche und anderer lustiger Gesellen, die aufgehäufte Wallnußkörbe mit scheinbarer Ungeschicklichkeit umzuwerfen, oder auf irgend eine lose Weise die Verkäufer und Vorübergehenden zu necken pflegten, konnten ihm jetzt kaum ein Lächeln entlocken, obgleich er sonst eben kein erklärter Feind jener Ausbrüche jugendlichen Muthwillens gewesen war. Die Hauptursache seiner mißmüthigen Stimmung war aber: daß sich Suschen unter allerlei leeren Entschuldigungen dem mehrmals gemachten Antrage entzog, an seinem Arm den Weinachtsmarkt zu durchwandeln. Veit erklärte dies Benehmen auf seine gewöhnliche naive Art für nichts mehr als — eine Grille, womit aber freilich Casparn wenig geholfen war. Daß ein Mädchen sich vor einem Gange mit ihrem Verlob-

ten — und als solcher konnte sich ja Caspar betrachten — scheue, dünkte ihm mit Recht ein sehr böses Omen, und er fieng an besorgt zu werden, daß er als Ehemann von diesen Grillen Suschens genug zu leiden haben werde. Er betrug sich indeß gleichsam im Voraus als solcher, das heißt: er schloß seinen Unmuth in sich, und hatte vielleicht dieser Selbstbekämpfung manchen freundlichen Blick zu danken.

Ganz vorzüglich aber blühte ihm ihre Gunst, wann er ihr einen reich mit Mandeln verzierten Pfefferkuchen, einige Zuckernüsse oder wohl gar ein Marcipan-Herz brachte. Von dem letztern war sie insonderheit eine erklärte Freundinn, und äußerte einst: daß sie es über Alles liebe, was denn Casparn, wenn er ihr Betragen gegen ihn berücksichtigte, nicht ohne Grund vermuthen ließ: jenes Zucker-Herz sei ihr in der That lieber als sein eigenes. Allein trotz dieser nicht erfreulichen Bemerkung durchstrich er alltäglich den Weinachtsmarkt, um die ausgesuchtesten Süßigkeiten zu erspähen,

und lieferte dann Abends die reiche Ausbeute gehörigen Orts ab. Es fiel bei dieser Gelegenheit ein kleiner Theil von dem Lobe, mit dem Suschen jene Näschereien beehrte, auch seiner Gefälligkeit zu, und o wie sehr fühlte er sich dadurch beglückt! —

Es war am letzten Weinachtstage, als er, mit Mundvorrath für seine Schöne bepackt, durch den hintern Eingang des Junkerhofs sich drängte, wo Veit sein Waarenlager aufgeschlagen hatte. — Zum erstenmale fand er heute Suschen nicht hier und erfuhr von Susannen mit Schmerzen, daß sie eines heftigen Kopfschmerzes halber zu Hause geblieben sey. — „Ich weiß aber wohl, setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, warum Ihr kommt; ein galanter Liebhaber geht nie mit leerer Hand zu seiner Schönen. Macht nur, daß ihr hinkommt, Suschen wird Euch längst mit Sehnsucht erwartet haben!" — Dieser schmeichelhafte Zusatz spornte Casparn zur höchsten Eile. Er schritt, so schnell es ihm die hin und her wogende Menge erlaubte, davon, und war froh,

als er den dunkeln Pfarrhof erreicht hatte, und von da aus seine Schritte durch die Krämergasse und über den ersten Damm verdoppeln konnte.

Als er bei Veits Hause anlangte, kam ihm die alte Christiane entgegen. „Denken Sie, lieber Herr Brand, sagte sie, unsere Jungfer ist recht unwohl!“ — Ich will doch nicht hoffen, rief Caspar mit ängstlicher Besorgniß, indem er eben im Begriff war die Treppe hinauf zu eilen. — „Nun, es hat eben so gar viel nicht auf sich, erwiederte die Alte, aber Eins muß ich Ihnen in's Geheim sagen, daß mir nämlich Suschen ausdrücklich untersagt hat, irgend Jemanden heute Abend auf ihr Zimmer zu lassen“ — Außer mir! setzte Caspar zuversichtlich hinzu. Kein Außer, entgegnete Christiane fast unwillig, als er Miene machte die Treppe zu erklimmen. Jungfer Suschen sagte mit ausdrücklichen Worten zu mir: „Lasse mir keinen hinauf, liebe Christiane, es sey wer es wolle; auch meinen Caspar nicht, dessen Besuch mir sonst so lieb und werth ist.

Er ist ein guter Mann, und kömmt wohl morgen früh wieder. Ich habe so unerträgliche Kopfschmerzen, daß ich unmöglich heute irgend einen Besuch dulden kann!" —

Das war denn freilich ein Befehl in so klaren Worten abgefaßt, daß er sich auf keine andere Weise deuten ließ. Caspar schwankte einen Augenblick, was dabei zu thun sey. Das hartnäckige Verbot Suschens kam ihm fast verdächtig vor, und ein ihm bis jetzt unbekanntes Gefühl, die Eifersucht, fieng sich heimlich an in seiner Seele zu regen. Wirklich war er halb und halb entschlossen, die Thüre der Geliebten mit Gewalt zu stürmen, als ihm noch gerade zu rechter Zeit einfiel, in wie lächerlichem Lichte er vor ihr und ihren Eltern dastehen müßte, falls sich sein Argwohn nicht bestätigte. Das einzige und letzte Mittel war, daß er sich bei der Thürhüterin auf's Bitten legte, allein diese zeigte sich in Suschens Dienste so treu und bewährt, daß sie selbst die ihr dargebotene reichliche Zuckerwerks-Spende standhaft ausschlug.

Mißmüthig eilte Caspar den unlängst gemachten Pfad zurück, um Frau Susanna Nachricht von jenem seltsamen Vorfalle zu bringen. An dem hintern engen Eingange des Junkerhofes fand er ein so großes Gedränge von Menschen, daß es fast unmöglich schien hier durch zu kommen. Indem er aber den Umweg durch die Krämergasse einschlagen wollte, um so von der andern Seite in den Junkerhof zu gelangen, trieb ihn der wirbelnde Menschenstrom plötzlich unaufhaltsam der engen Pforte entgegen. Höchst entrüstet darüber machte er sich durch einige Ellenbogenstöße gewaltsam Bahn, und eilte, so bald er sich wieder freier bewegen konnte, so schnell als möglich vorwärts. Doch hörte er im nämlichen Augenblicke etwas hinter sich fallen und unmittelbar danach mit heiserer Stimme die Worte rufen: „Man halte ihn fest den verwünschten Kerl, den Grobian!" —

Casparn ward bei diesem Ausruf nicht wohl zu Muthe. Er besorgte nicht ohne Grund, daß man ihn einholen werde, und ließ daher

lieber den eigentlichen Zweck seiner Wanderung im Stiche, um in möglichster Schnelle sein Haus zu erreichen.

Achtes Capitel.

Eine unvermuthete Erscheinung.

Schlaflos warf sich der Flüchtling die ganze Nacht auf seinem Lager umher, und fühlte sich am andern Morgen höchst ermattet. Die Ereignisse des vorigen Tages giengen beunruhigend an seiner Seele vorüber und trübten ihm den Genuß, den er heute, an seinem Hochzeitstage, hätte haben sollen. In dieser düstern Stimmung überraschte ihn ein leises Pochen an seiner Thüre. „Herein! rief Caspar und richtete sich zugleich in seinem Bette auf.

Ein langer, hagrer Mann in einem braunen Rocke trat herein. Casparn ward bei dieser unvermutheten Erscheinung nicht wohl zu Muthe, wozu wohl die finstre bedenkliche Miene des Fremden nicht wenig beitrug. „Ihr seid der Schuhmachermeister Brand? begann dieser.“ Caspar Brand, so heiß' ich, war die Antwort. „Ihr seid fuhr jener fort, von Sr. gestrengen Herrlichkeit, dem regierenden Bürgermeister von *** geladen, heute Punkt zehn Uhr, auf hiesigem Rathhause zu erscheinen.“ — Aber warum denn? fragte Caspar leichenblaß. — „Das geht mich nichts an, entgegnete der Braunrock düster, werdet es schon gehörigen Orts erfahren.“ —

Mit diesem lakonischen Spruche gieng er fort und ließ dem Erschrockenen Zeit, darüber nachzudenken. Das Resultat seiner einsamen Betrachtungen war freilich kein anderes, als daß er sich keiner Schuld bewußt sei. Aber selbst dies Gefühl konnte ihm nur einen schwachen Trost geben, weil er oft gehört zu haben glaubte, daß boshafte Verläumdung

auch über die reinste Unschuld vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit den Sieg davon getragen. Er warf sich mit klopfendem Herzen in seine Kleider und schritt zur bestimmten Stunde die dunkle Rathhaustreppe hinauf. Hier empfieng ihn derselbe Mann, der ihm heute Morgen seinen Besuch abgestattet hatte, und die bedenkliche Miene, mit der er die knarrende Rathsthüre vor ihm öffnete, steigerte Caspars Angst noch um ein Großes.

An einem langen, mit rothem Tuche bedeckten Tische, auf dem einige Papiere lagen, saßen drei oder vier Herren in schwarzer Tracht, unter denen sich der regierende Bürgermeister durch seine amtsmäßig verlängerte Perücke und seinen ernsten, gravitätischen Blick auszeichnete. Caspar schlug vor dieser feierlichen Sitzung beschämt die Augen nieder, und schielte seitwärts nach dem vergoldeten Schnitzwerke und andern Zierrathen, die sich an den Wänden in Menge darboten.

„Man trete näher und höre, scholl plötzlich eine rauhe Stimme. Caspar trat mit

der Miene und Stellung eines Menschen, der kein gutes Gewissen hat, einige Schritte vorwärts, und vernahm dann folgenden Spruch:

„Da wir höchst misfällig vernommen, wie sich der Bürger und Schuhmachermeister Caspar Brand, wohnhaft in der Goldschmiedegasse sub Numero 1273 beikommen lassen, gestern, als dem letzten Weinachtstage, den pflicht'schuldigen Gehorsam gegen eine hohe obrigkeitliche Person hiesiger Stadt auf's gröblichste zu verletzen, und sich nicht entblödet, besagtes Mitglied Eines Wohledlen und Wohlweisen Raths mit ungebührlichem Ellenbogenstoß zu Boden zu strecken: als sehen wir uns genöthigt, genanntem Schuhmachermeister Brand eine eintägige Haft auf unserer Rathsstube zuzusprechen, mit der Verwarnung, sich nie mehr solcherlei Ungebühr zu Schulden kommen zu lassen. — Gegeben auf hiesigem Rathhause Bürgermeistere und Rath." —

Der Vorleser legte den beschriebenen Bo-

gen vor sich hin, und sagte zu dem Braunrocke, der an der Thüre stand: „Man thue was seines Amts ist!“ — Caspar stand in diesem Augenblicke wie auf Kohlen, da ihm jener die Thüre öffnete und ihm andeutete zu folgen. Er wollte in das ihm zuerkannte Urtheil einen bescheidnen Einspruch thun; als aber seine Augen dem starren, durchdringenden Blicke des Bürgermeisters begegneten, entsank ihm gänzlich der Muth dazu, und die unmittelbar darauf ertönenden Worte: „Man schweige und gehorche,“ bewegten ihn zu einem schnellen Abzuge. Er entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung, und folgte dann dem Braunrocke, der ihn eine Treppe hinauf zur Rathsstube führte und hinter ihm den Schlüssel abzog.

Dieser neue Aufenthalt wäre ihm vielleicht minder lästig gewesen, wenn ihm nicht dabei die Ursache seines Hierseyns und zugleich seine ganze mißliche Lage auf's Herz gefallen wäre. Denn das reinliche, nette Stüblein, das er bewohnte, gewährte ihm

eine heitere Aussicht auf den langen Markt bis zum grünen Thore hin, wo sich ein reges Gewühl von Fußgängern und Wagen vor seinen Blicken bewegte. Doch ist nicht zu leugnen, daß eben dies fröhliche Treiben und Drängen der Menschen ihm den Verlust seiner Freiheit doppelt fühlbar machte, und ihn mit Gedanken mancherlei Art erfüllte, unter denen die an seine Geliebte, wie billig, den ersten Platz einnahmen.

Neuntes Capitel.

Eine Hiobspost.

Caspars nächstes Geschäft in der Rathsstube war: seinen Schwiegereltern und seiner Braut Nachricht von seiner Verhaftung zu geben. Als er sich in dieser Absicht von dem braunen Manne Papier, Feder und Tinte reichen ließ, übergab ihm dieser zugleich einen kleinen Brief. Er war von Susannens Hand und enthielt folgende Zeilen:

„Um Gotteswillen, Meister Brand, wo steckt ihr denn? Sie sagen, ihr hättet euch schwer vergangen uud säßet auf der Rathsstube. Denkt euch aber, was derweil für ein Unglück in unserm Hause passirt ist. Mein einziges Kind — mir zittert die Hand, da ich's schreibe — sie ist verschwun-

den. Denkt euch Meister, mein Herzeleid. Und das ist seit gestern Abend geschehen, wo ich im Junkerhofe zu euch sagte: Eilt nur, daß ihr zu Suschen kommt! Und die alte Christiane, denkt euch, ist auch fort. Da hab' ich mir denn gleich gedacht: die stecken beide unter Einer Decke. Aber was hilft das Denken, fort ist fort. O mein einziges Kind, was der Himmel doch Alles über eine arme Mutter verhängt! Denn wer weiß, ob ich's je in der Welt erfahre, wo die beiden hingestoben sind. Lieber, bester Meister Brand, ich bitt' euch recht sehr, macht daß ihr bald zu uns kommt. — Eure unglückliche Susanna." —

Ist jemals einem Menschen bei dem überraschenden Inhalte eines Briefes so zu Muthe gewesen, als ob er träume, so hatte gewiß Caspar diese Empfindung auf die täuschendste Weise. Er rieb sich die Augen, er durchlas das Schreiben ein-, zwey-, dreimal, aber der fürchterliche Inhalt blieb derselbe. Wer sich nur einigermaaßen in seine Lage hineindenkt,

wird zugeben, daß ihm nun sein Aufenthalt im höchsten Grade unerträglich und drückend werden mußte. Er rief den Braunrock, den er draußen an seiner Thüre vorübergehen hörte, zu sich, und fragte ihn, ob sich nicht eine Verkürzung seiner Haft auswirken ließe. Das weiß ich nicht, sagte der Gefragte mit jenem Tone der Unempfindlichkeit, der jener Menschenclasse eigen zu seyn pflegt. Als darauf Caspar ein von ihm an den Herrn Bürgermeister abgefaßtes Schreiben in Vorschlag brachte, schlug jener auch diese Hoffnung mit einem trocknen: „Das geht nicht!“ nieder. Caspar aber wandte ihm ein, daß es doch wohl gehen könne, falls er nur die Güte haben wolle, jenes Handschreiben gehörigen Orts einzureichen, wobei es auf ein gutes Trinkgeld ihm nicht ankommen solle. Die Miene des düstern Mannes wurde bei diesem Anerbieten plötzlich heitrer. „Je nun, versuchen kann man's ja, sagte er, schreiben Sie Ihr Anliegen nur auf, in einer halben Stunde will ich wieder kommen!“ —

Er gieng, und Caspar setzte sich zur Abfassung seines Gesuchs auf der Stelle hin. Es schwebte ihm dabei ein Handschreiben seines seeligen Herrn Vaters vor Augen, das er wegen der höchst zierlichen und geregelten Schreibart oft gelesen hatte, und das Geschäft gieng auf diese Weise sehr leicht und schnell von Statten. Der hineintretende Braunrock nahm es mit freundlicher Miene, um so mehr, da er seinen Briefträgerlohn im Voraus empfing. Sei es nun aber, daß er niedrig genug dachte, die Bestellung ganz zu unterlassen, oder daß Se. Herrlichkeit der regierende Bürgermeister jenem Briefe die Annahme verweigerten: genug er kam zu Caspars Schrecken unerbrochen zurück. Der Ueberbringer gab den letzten Fall als Ursache an, und schloß mit dem Bedauern, ihm nicht dienen zu können. —

Caspar aber überließ sich, als jener fortgegangen war, der trostlosesten Bezweiflung, die mitunter so hoch stieg, daß er in der Stube wild auf und nieder rannte, und bisweilen

an dem Eisengitter, das sich an seinen Fenstern hinzog, heftig rüttelte, weil er an nichts anderm seinen Unmuth auslassen konnte. Allein diese Kraftäußerung wurde ihm gar bald verleidet. Der Wohlweise Rath hatte sich nämlich gerade zu einer Sitzung versammelt, und sämmtliche Herren hatten mit Befremden den Tumult über ihren Häuptern vernommen. Dieser Störung Einhalt zu thun, wurde daher alsbald der Braunrock an Casparn mit der Verwarnung abgesendet, in Ruhe den Termin seiner Strafzeit abzuwarten, und ihn nicht durch ungeziemenden Trotz zu verlängern. Dieses Drohwort brachte den Gefangenen wieder zur Besinnung. Er gieng zum Tische und vollendete den unterbrochenen Brief an Veit, den der Braunrock diesem einhändigte. — Während dieser Zeit war der Abend herangekommen, und da er nichts Besseres zu thun wußte, warf er sich auf das für ihn bereitete Lager, wo ihn bald ein sanft umstrickender Schlummer befiel.

Am andern Morgen frühe um zehn Uhr

ward er dann gnädigst seiner Haft entlassen, und wer war froher als er, da er nun die Rathhaustreppe im Rücken hatte, und durch die Krämergasse seinen Weg nach den Dämmen fortsetzte.

Zehntes Capitel.

Aufklärung des Vorigen und Schluß.

Als er bei Veits Hause anlangte, erhielt er mit Schrecken von diesem und Susannen einige Aufklärung über das räthselhafte Entschwinden ihrer Tochter. Es war aber dieser Bericht, wie sich von der Stimmung, in der er gegeben wurde, erwarten ließ, so verworren und mangelhaft, daß es unsern Lesern hoffentlich willkommen seyn wird, wenn wir die Erzählung der Eltern hier kurz zusammendrängen, und dieselbe zugleich hier und da aus einer Quelle ergänzen, über die wir am Schlusse unserer Geschichte nähere Auskunft geben wollen.

Der Entführer Suschens war, wie sich beinahe errathen läßt, kein anderer, als der

Fremdling im englischen Haüse, dessen Susanna, wie sich unsere Leser vielleicht noch erinnern, gesprächsweise unter dem Namen des schwarzen Lockenkopfs gedachte. Er war ein Holländer von Geburt, Buyk mit Namen, der sich Handelsgeschäfte wegen einige Zeit in Danzig aufhielt. Bei Gelegenheit einiger Bestellungen, die ihn zu Veiten führten, lernte er seine Tochter kennen und schlich sich als ein blühender Mann von kaum dreißig Jahren bald in die Gunst des unerfahrnen Mädchens ein. Ob seine Absichten, damals wenigstens, die redlichsten gewesen seien, möchten wir fast bezweifeln, da er, statt den Eltern offen seine Neigung zu gestehen, seine Geliebte mit Hülfe der alten Christiane heimlich besuchte. Doch waren diese Schleichwege mit nicht geringer Gefahr verbunden, und Buyk war schon öfters nahe dran gewesen von der Frau Meisterin ertappt zu werden. Vielleicht bestimmte ihn dies, den öfters gemachten Vorschlag zu einer heimlichen Flucht auszuführen. Suschens kindliche Liebe sträubte sich lange gegen Buyks Antrag, ihre Vaterstadt zu verlassen; als sie sich aber

durch das unablässige Flehen ihrer Mutter gezwungen sah, einen ihr verhaßten Gatten zu wählen, war sie schwach genug dem Wunsche des Geliebten nachzugeben. Es geschah dies an jenem Weinachtsabend, der für Caspar in so mancher Hinsicht von den traurigsten Folgen war.

Als Caspar jene Nachricht erhalten hatte, wandte er sich mit ernstem Blick zu Veit und seiner Frau und sagte: „Lebt wohl Meister, und ihr Frau Meisterin! Ihr seht, der Himmel hat's nicht gewollt, daß ich euer Suschen erhalten sollte und ich will dagegen nicht murren!" — Er sagte diese Worte mit einem düstern Tone, der die innere Bewegung seines Herzens verrieth. „Bleibt doch, Meister Brand, sagte Susanna, indem sie ihre Thränen trocknete." Nein, laßt mich, erwiederte Caspar, es wird mir schon wieder wohler werden: dann ein Mehreres!" — Dem Versprechen, das ihm die trostlosen Eltern abnöthigten: doch nicht von nun an ganz ihr Haus zu meiden, vermochte er sich nicht zu entziehen, doch

kam er nur selten, und es ergriff ihn selbst nach Jahren, wenn er die Breitgasse hinaufgehend sich links um die Ecke nach dem zweiten Damme hinwenden sollte, eine höchst peinliche Empfindung.

Er kehrte wieder zu seinem vormaligen einsamen Leben zurück und schien dem Wunsche, sich eine Lebensgefährtin zu wählen, für immer entsagt zu haben. So überraschte ihn der Tod in seinem 61sten Lebensjahre, ohne daß er, noch Veit, der ihm drei Jahre später nachfolgte, etwas von Suschens Schicksalen erfahren hätten.

Nur in Susannens Nachlaß, die erst vor einigen Jahren starb, fanden sich mehrere Briefe von der Hand ihrer Tochter, aus denen wir früher Einiges, ihr Verhältniß zu Buyk betreffend, entnommen haben und leicht mit Mehrerem aufwarten könnten, wenn wir überzeugt wären, daß unsern Lesern damit ein Gefallen geschähe.

Der

Ring der Treue.

Zur Zeit, als Kaiser Heinrich der Vogler in Deutschland herrschte, lebte am Rebengestade des Rheins ein junger Ritter, Otto von Düben genannt. Die stolzen Thürme seiner Burg spiegelten sich in den Wellen des genannten Flusses, und wer vielleicht jetzt bei einer Wanderung durch das Schwabenland die von einem schroffen Felsen herunterblickenden Ruinen jenes Schlosses erblickt, wird nur einen dunkeln Begriff von seiner ehemaligen Größe und Herrlichkeit erhalten. Vielleicht erfreute indeß den Ritter die reizende Lage seiner Burg weniger, als der Besitz einer jungen holden Gattin.

Bertha (dies war ihr Name) die Tochter des reichen Grafen von Falkenstein, der un-

längst bei einem Turniere zu Ingolstadt das Leben eingebüßt hatte, besaß alle diejenigen Eigenschaften, die man von einer treuen Lebensgefährtin verlangen mag, im vollkommensten Grade. So hold und anmuthig ihr Aeußeres war, so zart und sittsam war ihr Betragen, und sie scheuchte nicht selten durch die strenge Beobachtung des äußern Anstandes manchen zudringlichen Schwätzer, der mit zweideutigen, schalkhaften Liebesworten um sich warf, für immer von sich. Vielleicht würde dies Geschäft in unsern Zeiten, wo es leider eine zahllose Menge dieser Geschöpfe giebt, der holden Bertha weit beschwerlicher geworden seyn. Dagegen machte ihr nunmehriger Gemahl, Herr Otto von Düben, gleich beim erstenmale, da sie ihn erblickte, einen sehr vortheilhaften Eindruck auf sie. Er war ein junger blühender Mann, der eben sein dreißigstes Jahr erreicht hatte, mehr ernsten, als heitern Ansehns, was vielleicht Bertha in Vergleich mit den luftigen Buhlern, die sie bisher umhüpft hatten, sehr für ihn einnehmen mochte. Vielleicht war dieser Ernst eine Folge der Ehe-

scheu, mit der er, bevor er Bertha kennen gelernt, behaftet gewesen. Dies Uebel hatte wirklich so tiefe Wurzeln bei ihm geschlagen, daß er wahrlich nichts weniger geglaubt hätte, als nach so manchen bestandenen Fehden, endlich im Kampfe mit der Liebe zu unterliegen. Er befand sich indeß als Besiegter so wohl, daß er schwerlich über das ihm zuerkannte Geschick mit dem Himmel hadern, sondern ihm vielmehr Dank wissen mußte. Dies that er denn auch wirklich auf das gewissenhafteste und zeigte sich, um mit wenigen Worten viel zu sagen, als ein so zartfühlender, theilnehmender und in jedem Betracht liebenswürdiger Ehemann, daß man in unsern Zeiten vielleicht nicht viele seines Gleichen aufzuweisen hätte.

Die alte Chronik, aus der wir die vorliegende Geschichte entlehnen, sagt nicht genau, wie lange er diese Rolle gespielt habe. Doch lassen mehrere Data mit Gewißheit schließen, daß er nicht bis über den Raum eines Jahres hinaus so zuvorkommend und gefällig gewesen sei. Nach Ablauf dieser Zeit glaubte Herr Otto

nämlich eine Veränderung an seiner Gattin wahrzunehmen, die ihn aber nicht angenehm überraschte. Ihre bisherigen Reize schienen ihm merklich gealtert zu seyn, er bemühte sich vergebens in Berthas Gesichte die Züge wieder zu finden, die ihn vor kurzem noch bezaubert hatten. Dahin war die blühende Röthe der Wangen, der blauen Augen sanfter, schmelzender Blick; verblichen die zarten Lippen, auf die er so oft in glühender Sehnsucht manch feurigen Kuß gedrückt hatte. Jetzt empfand er eben nicht die größte Lüsternheit nach diesem Genusse, und wenn er ihm bisweilen nicht füglich ausweichen konnte, ohne zugleich den Wechsel seiner Empfindungen Bertha geradezu zu verrathen, so ergriff ihn jedesmal die peinlichste Empfindung. Es war ihm, wenn er das Jetzt und Damals lebhaft verglich, als wäre er aus einem kerzenerleuchteten Saale, wo Lust und Freude herrschte, plötzlich in einen dunkeln, einsamen Kerker versetzt worden.

Bertha spürte von dieser nachtheiligen Veränderung, die mit ihr vorgegangen seyn sollte,

nicht das geringste. Auch hätte ihr, falls sie die geheimen Gedanken Ottos gekannt hätte, ihr kleiner metallner Wandspiegel die vollkommenste Beruhigung geben können. Die Beschuldigungen ihres Ehgemahls waren in jedem Falle durchaus grundlos und ungerecht, und hatten, wie vielleicht schon die meisten unsrer Leser errathen haben, keine andere Quelle als Wankelmuth und Lust nach Abwechslung. Wenn wir bedenken, wie oft diese Erbübel der Menschheit schon an den Pfeilern des häuslichen Glücks gerüttelt haben, so dürfen wir dem Helden unserer Geschichte nicht so gar harte Vorwürfe über sein Betragen machen. Daß es aber, so sehr er sich bemühte, seine Empfindungen zu verheimlichen, die forschende Gattin allmälich mehr und mehr befremdete, und endlich ihr die traurige Gewißheit von dem Verlust seiner Liebe gab, werden alle, die das weibliche Herz nur einigermaaßen kennen, leicht einsehen. Bertha überließ sich mehrere Wochen lang einem stillen, düstern Harm, der nicht selten in Schwermuth übergieng. Endlich befreite sie sich von der drü-

ckenden Last der quälendsten Gefühle, durch ein offenes Geständniß, das sie einst, als er neben ihr sitzend düster vor sich hinstarrte, mit nicht geringer Schüchternheit ablegte.

Otto fühlte sich nicht wenig dadurch überrascht, er war aber Weltmann genug, die augenblickliche Verlegenheit hinter der unbefangensten, ruhigsten Miene zu verbergen und sagte: „Wie kannst du mein Herz mit so grundlosen Vorwürfen kränken? Du bist mir noch immer, was du mir warst, meine Bertha, mein treues, innig geliebtes Weib. Ich verzeihe deine Besorgniß, sie ist dem zartfühlendem Geschlechte so eigen, wie dem stillen, beschränkten Wirkungskreise, in dem es sich bewegt. Weiter hinaus geht des Mannes Streben, seine Entwürfe und Pläne greifen in die ferne Zukunft hinein. Nimm dies, liebes Weib, als Vorbereitung zu einem Geständnisse, das ich dir längst ablegen wollte, und wozu du mir selbst heute durch Mittheilung deines Kummers die beste Gelegenheit giebst Längst schon hat mich der Gedanke an das unthätige

Leben, das ich seit Jahresraum hier auf meiner Burg führe, auf's drückendste gequält. Während andere meines Alters und Geschlechts ihre Streitrosse tummeln und sich Lorberen erwerben auf den Feldern des Ruhms, sitze ich daheim, und umwinde mein Schwert, das vom Blute der Feinde glänzen sollte, mit den Rosenketten der Liebe. Das muß anders werden, gute Bertha! Ein Leben ohne Beschäftigung — ich hab' es längst aufs Tiefste gefühlt — ist im eigentlichsten Sinne keins, und nur nach überstandenen Gefahren, nach dem Anblick von Kampf und Tod ruht sich's sanft aus in den Armen eines liebenden Weibes. Laß mich daher — ich hab' es dir bis jetzt verschwiegen, daß sich der Kaiser nach Lothringen rüstet, und ein Aufgebot ergehen läßt im Reiche umher — laß mich diesem Zuge folgen. Ich scheide auf kurze Zeit, und kehre dann zurück in deine Arme, reicher an Lebenshoffnung, und empfänglicher für den Genuß aller der Freuden, die mir dein Besitz bietet!" —

Bertha vernahm diesen Entschluß mit tie-

sem Schmerz, der sich in der Bleiche ihres Angesichts auf's deutlichste ausdrückte. Sie sah darin nur zu klar die Treulosigkeit ihres Gatten, die derselbe troz allen Künsten der Verstellung, nicht verhüllen konnte. Wie sehr aber dieser Gedanke das Herz des zartfühlenden Weibes kränken mußte, brauchen wir kaum zu sagen; eben so wenig, daß sie sich durch Bitten und Vorstellungen rastlos bemühte, die Ausführung jenes Entschlusses zu hindern. Er stand aber fest, wie ein Fels, in Ottos Seele, und nach drei Tagen, die der unglücklichen Bertha in Furcht und Hoffnung wechselnd dahinschlichen, führte er seinen Vorsaz wirklich aus. An einem frühen Morgen verließ er nach einem flüchtigen Abschiede seine Burg, und schloß sich dem Heereszuge Kaiser Heinrich des Voglers an.

Wir wollen den treulosen Ritter auf diesem Zuge begleiten, und die unglückliche Bertha, die sich in ihrem einsamen Gemache um den Verlorenen härmt, auf einige Zeit verlassen.

Das kaiserliche Heer machte nur langsame Fortschritte, weil man theils Verstärkung erwartete, theils aber auch die Ueberfahrt über den Rhein mit manchen Schwierigkeiten verbunden war. Für Otto hatte dies zunächst den Einfluß, daß es seine Gedanken auf den Schritt, den er gethan hatte, hinlenkte. Aber wunderbar genug, erschien er ihm bald nach seiner Abreise nicht in dem vortheilhaftesten Lichte. Otto fieng an ihn mehr und mehr zu misbilligen, ja endlich von ganzem Herzen zu bereuen. Unsere Leser werden vielleicht diese schnelle Sinnesänderung unwahrscheinlich finden; sie läßt sich indeß aus demjenigen, was ihr zum Grunde lag, vollkommen erklären. Dies war nichts anders, als eine Eifersuchtsgrille, die ihm plötzlich durch den Kopf fuhr, und hier eine solche Verwirrung verursachte, daß, wenn wir nicht sehr irren, manche schöne Leserin, die wider den Treulosen mit dem unversöhnlichsten Zorn entbrannte, doch in seinem gegenwärtigen Zustande ihm nicht ihr Mitleid versagen wird.

Wie thörigt hast du gehandelt: so philosophirte Otto mit sich selber; einem unglücklichen Hange nach Zerstreuung zu fröhnen, hast du das ganze Glück deines Lebens leichtsinnig auf's Spiel gesetzt. Wie wenn du's verlörest! Zwar es ist Bertha, die dich so treu, so innig liebt! Sie gehört zu dem bessern Theile ihres Geschlechts; ist sie aber darum frei von seinen Schwächen? Wer kann mir Gewißheit geben, daß sie allein der süßen Stimme der Schmeichelei nicht Gehör giebt, und standhaft bleibt bei der lockenden Gewalt der Verführung! —

Mit ähnlichen Selbstgesprächen, womit wir unsern Lesern nicht beschwerlich fallen wollen, quälte sich unser Ritter alltäglich, und verlor sich dabei in ein verworrenes Labyrinth der düstersten Vorstellungen, dem er wohl schwerlich, ohne eine leitende Hand, jemals entkommen wäre. Sein Führer aus jenen Irrgewinden, war ein düsterer, silberlockiger Greis, der, abgeschieden von der Welt, in einer finstern Waldung lebte, die am Ufer des Moselstroms emporstieg. Da der Theil des

kaiserlichen Heers, bei welchem sich Otto befand, gerade in der genannten Gegend ein Lager aufgeschlagen hatte, so versäumte unser Ritter nicht die Bekanntschaft des alten Benno zu machen, die ihm nach dem, was die Sage von dem Klausner erzählte, sehr wichtig seyn mußte. Er galt nämlich im Lande umher für einen Wundermann, der die geheimnißvollsten Dinge zu enthüllen wisse und mit prophetischem Geist in die Vergangenheit und Zukunft schaue. Der schaurige Aufenthalt einer dunkeln Höhle, das ehrwürdige Ansehn ihres Bewohners, verbunden mit dem frommen, gottgeweihten Leben, das er nach einstimmigem Gerücht führen sollte, trugen bei, die hohe Meinung, die man von ihm gefaßt hatte, zu erhalten. Am meisten aber sprach ein mehrmaliges Eintreffen der von ihm gegebenen Prophezeihungen für eine höhere Weisheit und Einsicht, die dem Greise durch göttliche Huld zu Theil geworden war.

Nach langen Streifzügen durch das wildverwachsene Dickigt des Waldes erreichte Otto

endlich die Höhle des Einsiedlers. Benno saß vor derselben auf einer niedern Moosbank, und war so vertieft im Lesen eines Buches, daß er die Tritte des Ritters nicht vernahm. Dieser verrieth aber durch einen lauten Gruß seine Gegenwart, und vertraute mit merklicher Schüchternheit, die ihm das ehrwürdige Ansehn des Greises einflößte, den unbedachtsamen Schritt, den er gethan habe. Er schloß mit der Bitte, vermöge seiner Weisheit ihm Auskunft zu geben, ob die zurückgelassene Gattin ihm bis jetzt treu geblieben sei und ob er auch in Zukunft über diesen Punkt unbesorgt seyn könne.

Der Greis hörte dem Ritter, dem äußern Anscheine nach, mit gespannter Aufmerksamkeit zu; als aber Otto geendet hatte, blätterte jener unruhig in dem aufgeschlagenen Buche umher und machte dabei eine so düstre und bedenkliche Miene, daß sich von dem zu ertheilenden Orakelspruch nicht viel Tröstliches erwarten ließ. Der Ritter war eben im Begriff sein Anliegen zu wiederholen, als jener langsam sein Buch auf die Seite legte und also begann:

„Du verlangst viel, sehr viel, Fremdling, und so sehr mich auch das Vertrauen, das du zu mir hast, ehrt, so darf ich nicht verhehlen, das die Kunst der Prophezeihung gerade bei dem Falle, den du erzähltest, ihre Grenze findet. Ein Weib, das ihrem Gatten die gelobte Treue brechen will, ist im Besitz mehrerer Kunstgriffe, als alle Zauberer der Welt, und erreicht trotz allen magischen Formeln und Bannsprüchen sicher ihr vorgestecktes Ziel. Bist du daher durch den Einfluß feindlicher Gestirne bei deiner Geburt zu so traurigem Loose bestimmt, so füge dich drein mit Geduld und Ergebung: denn dies Schicksal abzuwenden steht in keines Sterblichen Gewalt!“ —

Otto blickte bei dieser Anrede düster vor sich hin und glich fast einem starren, leblosen Bilde. Nur die krampfhafte Bewegung seiner Gesichtsmuskeln verrieth den stürmischen Kampf, der in seiner Seele vorgieng.

„Damit du aber nicht ganz trostlos von mir scheidest, fuhr Benno fort, so nimm diesen

Ring. Ihn ziert, wie du siehst, ein klarer Crystall. So lange dieser seine völlige Reinheit behält, kannst du über Bertha's Treue unbesorgt seyn. Wird er trübe, so deutet dies auf Verführung, die deinem Weibe nahe ist. Doch wehe dir, wenn sich der Crystall ganz verdunkeln sollte! Dann ist Untreue, ja die Verletzung deiner Ehre gewiß, und Bertha auf ewig für dich verloren!" —

Schwerlich ward jemals irgend ein Geschenk mit größerer Freude empfangen, als dieser Ring. Der Ritter bezeigte seinen Dank in den lebhaftesten Ausdrücken, und reichte dem Greise zugleich einen gefüllten Beutel Goldes hin. Benno aber begnügte sich mit den Worten, und wies die dargebotene Spende, trotz wiederholtem Aufdringen, standhaft zurück. Er begleitete den scheidenden Ritter noch eine Strecke Weges, und wies ihm dann einen wohlgeebneten, von schlanken Birken umschatteten Pfad, auf dem Otto bald durch die Waldung zu seinen Waffengefährten gelangte.

Unter diesen befand sich ein junger Ritter,

Curt von Felseck mit Namen, den wir, weil er im Verlauf dieser Geschichte keine unbedeutende Rolle spielt, näher kennen lernen müssen. Er hatte sich, so sehr Otto seinen Umgang vermied, diesem zu mehreren Malen aufgedrungen. Unser Ritter war trotz seinem Leichtsinn doch ein erklärter Feind aller Stutzer und Zieraffen, die leider schon im Mittelalter, wenn gleich nicht in so großer Zahl, als heutiges Tages, zu finden waren. Curt aber gehörte zu dieser Gattung von luftigen Geschöpfen. Er trug, nach damaliger Sitte, ein bunt gesticktes Wamms mit Schellen besetzt. Auch an seinen spitzen Schnabelschuhen prangten silberne Glöcklein, die bei jedem Schritte, den er that, ein lautes Geklingel verbreiteten. Doch ließ sich dies eitle Tongeräusch vielleicht noch eher ertragen, als die prahlerischen Worte, mit denen er um sich warf. Ohne jemals einen Harnisch angelegt zu haben, rühmte er sich der kühnsten Thaten, und foderte jeden, der ihm darin nicht unbedingten Glauben beimaß, keck zum Kampfe heraus. Seine beleidigte Ehre ward freilich

bei dem unglücklichen Ausgange, den diese Fehden für ihn nahmen, nicht gerechtfertigt; er setzte sich indeß darüber hinweg, und war thöricht genug, oft ein Paar Stunden darauf abermals seinen Handschuh hinzuwerfen.

Kurz nach Otto's Rückkehr von dem alten Benno, nahm Curt Gelegenheit über seine Entfernung zu spötteln. „Was gilt die Wette sagte er, Herr Ritter, Euer Besuch galt dem alten Klausner nicht. Ich meine —

„Und ich meine, fiel ihm Otto rasch in's Wort, daß Ihr Eure Wette verlieren würdet! Ueberdieß aber laßt mich, Ihr wißt, daß man in Heinrichs Lager nach mir gefragt hat.“ —

Er war eben im Begriff zu gehen, aber der Schwätzer ergriff ihn bei der Hand und sagte: Ei, so sagt mir doch, was es denn mehr wäre, wenn Ihr, wie man hie und da flüstert, so etwas — Ihr versteht mich Herr Ritter — so was Liebes in jenem Walde hättet! Ihr seid freilich vermählt, Ihr habt eurer Bertha

ewige Treue geschworen! Das ist alles recht gut, aber bedenkt doch, seid Ihr denn sicher, ob sie noch immer mit der alten Liebe und Anhänglichkeit Euch zugethan ist?" —

„Sie ist's, sie ist's! fuhr Otto wild auf, oder habt ihr vielleicht Proben vom Gegentheil aufzuweisen?" —

„Das nun eben nicht, entgegnete Curt ruhig, aber wer nicht das weibliche Geschlecht kennte, wer nicht wüßte, wie viel Umstände, Gelegenheit — doch ich schweige, und will nicht ein Wörtlein mehr sagen, als daß Bertha, die mit Blicken wenigstens, nicht eben gar zu spröde thut, jetzt vielleicht —

„Redet nicht aus, rief Otto aufgebracht, und erwartet keine andere Antwort auf Eure gleißnerischen Reden als diejenige, die Euch mein Schwert geben wird! Vielleicht wird das eurige nicht so leicht die Scheide verlassen als verläumderische Worte Euren Lippen entschlüpfen!

„Ihr glaubt doch nicht etwa, entgegnete Curt, indem er sich in die Brust warf, daß ich mich vor einem Kampfe mit Euch fürchte? Curt von Felseck wich noch nie einer gerechtsamen Fehde aus. Doch wollt Ihr zuvor noch einen Vorschlag hören, den Ihr bei kälterm Blute gewiß billigen werdet, so verschiebt für einen Augenblick die Entscheidung des Kampfes!“ —

„Redet, redet“, rief Otto ungeduldig, indem er sich auf sein entblößtes Schwert stützte.

Bedenkt, fuhr Curt fort, wie wenig Euch der Kampf, den Ihr so ungestüm begehrt, frommt! Es falle von uns beiden, wer da will; der zurückbleibende Theil wird über Bertha's Treue immer in Ungewißheit bleiben. Es ist mir aber ein andres Mittel eingefallen, das auf die leichteste Weise unsern Streit schlichtet. Laßt uns versuchen, ob Bertha gegen die Gewalt der Verführung durch das Bild ihres abwesenden Gatten ge-

nugsam gewaffnet ist. — Ich, der ich mich rühmen kann, manch sprödes Herz besiegt zu haben, zumal während meines Aufenthalts an den Ufern der Garonne, ich erbiete mich die Rolle des Versuchers zu übernehmen. Unterliegt sie dieser Prüfung, so ist sie freilich für Euch verloren; geht sie siegreich daraus hervor, so könntet Ihr Euch eines Triumpfes freuen, der doch wahrlich fast eben so viel werth wäre, als ein glänzender Sieg nach langwierigen Fehden!" —

Otto sah während dieser Worte, wie in tiefen Gedanken verloren, vor sich hin, gieng einige Male mit raschen Schritten auf und ab, und reichte dann plötzlich seinem Gegner die Hand. Unser Zwist sei beendet, sagte er, ich willige in Euren Vorschlag. Zieht hin, und versucht, ob Euch bei der holden Bertha die Gunst der Minne blüht, aber macht Euch zugleich gefaßt im schlimmsten Fall mit einem tüchtigen Korbe in's Lager heimzukehren!" —

„Besorgt das nicht, rief Curt mit trium-

phirendem Lächeln über die willige Annahme seines Vorschlages. Ich eile die nöthigen Anstalten zu meiner Abreise zu treffen; ehe die Strahlen der Sonne die Gipfel der Berge vergolden, bin ich auf dem Wege zum Ziele!

Die Ritter schieden und Curt machte sich, nachdem er sich dem Kaiser empfohlen, und die Empörung übermüthiger Vasallen als Grund seiner Reise vorgeschützt hatte, wirklich auf den Weg. Wir verlassen ihn auf Augenblicke, und kehren zum Ritter Otto zurück.

Vielleicht werden ihn die meisten unserer Leser im Stillen tadeln, daß er leichtsinnig genug war, einen solchen Vertrag einzugehen. Ein festes, unerschütterliches Vertrauen auf die Tugend seiner Gattin, auf ihre Liebe zu ihm, war es, was ihn beherzt machte, das ganze Glück seines Lebens auf ein gefährliches Spiel zu setzen. Die Gestalt, das geckenhafte Benehmen Curts ließen beinahe

mit Gewißheit voraussehen, daß der Verlust wohl auf seiner Seite seyn werde. Wenigstens schien dies unserm Otto, in dem Augenblicke, als er in den Vorschlag willigte, eine ausgemachte Sache. Kurz nach des Ritters Abreise aber begannen einige Zweifel über den günstigen Ausgang jenes Abentheuers in seiner Seele sich zu regen. Ihre Zahl vermehrte sich von Tage zu Tage, und er wäre fast in die trostlose Stimmung versetzt worden, die ihn vor seiner Bekanntschaft mit dem alten Benno ergriff, wenn ihn nicht der Gedanke an den empfangenen Ring mit neuem Muthe belebt hätte. Er betrachtete dies wunderbare Geschenk mit so großer Freude, als nur immer ein Liebhaber unseres Zeitalters die theuren Schriftzüge seines entfernten Mädchens betrachten kann. Freilich war Otto's Genuß nicht völlig so rein; er mußte auf eine plötzliche Veränderung, die sich an dem Crystall zeigen konnte, gefaßt seyn und schwebte daher zwischen Furcht und Hoffnung, wie auf sturmbewegten Wogen, hin und her. Doch gewann die letztere mehr und mehr in

seinem Herzen Raum, da nach Verlauf von einer Woche, wo Curt schon in Bertha's Nähe sich befinden mußte, der Crystall fast gänzlich klar blieb. Ein trüber Schimmer, der ihn dann und wann flüchtig umzogen hatte, konnte unsern Ritter auf nichts weiter als den natürlichen Gedanken führen, daß Verführung seinem Weibe nahe sei, und Bertha's Sieg über dieselbe deutete sich zu des Ritters Freude durch die Klarheit an, die den Crystall umzog, und endlich bleibend zu werden schien. Wir überlassen den Ritter der heitern Stimmung, die ihn über jenen Anblick ergriff, und melden, was sich unterdessen auf seiner Burg begab.

Bertha hatte hier in der Abwesenheit ihres Gemahls in Stille und Zurückgezogenheit ihre Tage verlebt. Ihr Gefühl für Otto war nicht kälter geworden, ja was mehr ist, ihre Neigung zu ihm hatte sich in eine glühende schwärmerische Sehnsucht verwandelt, die sich nichts Höheres als ein gegenseitiges Wiedersehn träumte. Es war ihre liebste Beschäfti-

gung, sich das Bild des Entfernten lebhaft zu vergegenwärtigen, und sie verlor sich in diesem Gedanken oft so, daß es ihr dünkte, als spräche er mit ihr, als träfe sein Blick den ihrigen. Das Erwachen aus einem solchen Traume war, wie sich denken läßt, die schmerzlichste Empfindung, die sich nur beim Spiel der Laute, wo sie Otto's Lieblingslieder zu singen pflegte, einigermaaßen beseitigen ließ. Mag das Gesagte unsern Lesern und Leserinnen nicht unwahrscheinlich dünken! Freilich hat die holde Bertha in unserm Zeitalter nur wenige ihres Gleichen aufzuweisen, doch bürgt ja schon diese geringe Zahl für die Wahrheit unsrer Schilderung. Außerdem aber bitten wir zu bedenken, daß der Kreis der Bedürfnisse, in denen sich das Leben der Vorzeit bewegte, bei weitem enger, als jetzt, gezogen war. Die Mode mit ihren Gefährtinnen, der Putz- und Gefallsucht war damals dem schönen Geschlechte noch unbekannt, und wer wird läugnen, daß gerade aus dieser Quelle die Grundsätze von Liebe und Treue flossen, mit denen sich unsere Welt, vorzüg-

lich die Herren und Damen von gutem Ton, nicht selten brüsten? Wir sind weit entfernt, ihnen dies Vergnügen verleiden zu wollen, und nehmen nach dieser kleinen Abschweifung, die wir gütigst zu verzeihen bitten, den Faden unsrer Erzählung wieder auf.

Es war ein schöner Herbstmorgen, als einst Bertha auf dem Söller der Burg stand und in die weite Ferne sinnend hinausblickte. Ein duftiger Nebel umzog noch die ganze Gegend, und zeigte nur in schwachen Umrissen den dunkeln Tannenwald, der sich längs dem Ufer des Rheins hinzog. Aber majestätisch wälzte dieser Strom seine Wogen dahin, und ein matter Schimmer erhellte allmälich die dunkle Fluth, bis endlich die hinter fernen Bergen hervorsteigende Sonne in den blauen Wellen sich spiegelnd, das herrlichste Schauspiel bot.

Es giebt wohl nicht leicht eine ruhigere, süßere Empfindung, als diejenige ist, die sich uns beim Anblicke der Natur und ihrer Schön-

heit unwillkührlich aufdringt, und es müßte fürwahr ein durch sinnliche Genüsse und Eindrücke sehr verderbtes Herz seyn, das bei einem solchen Genusse kalt bliebe. Wen darf es daher wundern, daß sich Bertha ihm mit ganzer Seele hingab? Sie hätte dies indeß wahrscheinlich noch länger gethan, wenn sie nicht das Horn des Thurmwarts aus ihrer Zerstreuung geweckt hätte. Der Klang verkündete die Ankunft eines Fremden; welcher Gedanke war daher natürlicher, als daß Otto dieser Ankömmling sei. Diese Idee und ein eiliges Verlassen des Söllers war eins. Sie überhüpfte mit leichten Schritten die halb verfallenen Stiegen, und hätte beinahe in ihrer Freude den alten Cuno umgerannt, der ihr am Ende der Treppe entgegentrat. „Edle Frau, sagte der Burgvogt, es ist draußen vor dem Burgthor ein fremder Ritter, der Einlaß begehrt!" — Diese Worte fielen wie eine schwere Last auf Bertha's Herz. Ihre Kniee zitterten; sie mußte sich an einen Pfeiler stützen, um nicht umzusinken. „Wie heißt er, was ist sein Begehr, sagte sie mit

leiser Stimme." — Er nennt sich Curt von Felseck, entgegnete der Burgvogt, und kommt aus Lothringen, euch Kunde zu bringen von eurem Gemahl!" — Er komme, rief Bertha freudig, führt ihn sogleich, hört ihrs, sogleich zu mir! Mit diesen Worten verließ sie den Burgvogt, der eilig vorwärts schritt, um dem Befehle seiner Gebieterin auf's pünktlichste Genüge zu leisten.

In seinem unsern Lesern bereits geschilderten Prunkgewande erschien bald darauf Curt vor der holden Bertha. Er gab sich für einen treuen Freund und Waffengefährten Otto's aus, und schilderte diesen von einer so liebenswürdigen Seite, daß Bertha drüber das Vorurtheil, was ihr Curts Aeußeres eingeflößt hatte, allmälich vergaß. Doch unterließ sie nicht sich im Stillen zu wundern, wie Otto, der stets ein erklärter Feind aller Gecken gewesen war, gerade diesen Ankömmling, der ihr mit vollem Rechte in jene Classe zu gehören schien, seiner Freundschaft würdigen konnte. Curt aber that sich viel auf den Be-

sitz derselben zu gut, und schien in Bezug auf jenes Verhältniß den lästigen Zwang, der zwischen Fremden obwaltet, gänzlich ablegen zu wollen. Er warf bald, als er merkte, daß Bertha offener und zutraulicher wurde, mit losen Liebesworten und Zweideutigkeiten um sich her, die wir unsern Leserinnen, von denen doch noch immer ein großer Theil nicht gegen das Erröthen gewaffnet seyn möchte, lieber verschweigen wollen.

Bertha verstand diesen Kunstgriff, dessen sich manche junge Dame unserer Zeit mit Glück bedient, nicht. Ihr Gesicht entglühte vor Zorn und Unwillen ob den Aeußerungen des unverschämten Fremdlings. Indem sie seinen Worten eben so nachdrücklich begegnen wollte, als es ihr das Gefühl verletzter Schaam eingab, entspann sich plötzlich in ihrem Kopfe ein Plan zur Bestrafung des Ritters. Sein Gelingen foderte nichts als schlaue Verstellung, und die holde Bertha, die freilich in dieser Kunst eine Schülerin genannt werden konnte, bemühte sich nach möglichsten

Kräften, darin das Beste zu leisten. So entrüstet sie sich anfangs über die Reden Curts gezeigt hatte, so schien sich ihr Unwille allmälich zu mildern, ja es fieng Curt, der, wie alle Stutzer, von seiner Person nicht wenig eingenommen war, an zu ahnen, daß er ihr doch nicht ganz gleichgültig sei. Als nun aber Bertha's Miene und Blick diese Vermuthung mehr und mehr bestätigten: da kannte die Freude des Beglückten keine Grenzen, und stimmte heimlich einen Triumpfgesang über den Wankelmuth des schönen Geschlechts an.

Bertha aber, die nach den Freiheiten, die sich Curt in Blicken und Worten bereits herausgenommen hatte, einen mislichen Ausgang dieser Unterredung mit Recht besorgte, sann auf ein Mittel sich des eitlen Gecken, der mit jedem Augenblicke zudringlicher ward, zu entledigen.

„Ihr habt mir, Herr Ritter, begann sie, so gar Angenehmes und Liebes erzählt, daß ich Euch fürwahr Dank für Eure Unterhaltung

wissen muß. Gleichwohl ist so manches Wörtlein dabei mitunter gelaufen, das nicht füglich von mehr als zwei Ohren gehört seyn will. Nun giebt's aber in unserer Burg so manchen Horcher, der meinem Gemahl von jeder Rede, die mir etwa gegen einen Fremden entschlüpft, die genaueste Nachricht giebt. Da ist unter andern der alte Cuno, unser Burgvogt, durch den ich schon oft in dieser Hinsicht Verdruß gehabt habe. Otto ist gut, aber was diesen Punkt betrifft — doch Ihr kennt ihn ja selbst genauer, als ich ihn schildern kann. Wie wär's daher, wenn Ihr mich, für jetzt wenigstens, verließet? Vielleicht findet sich in der Dämmerung ein Stündchen zur Unterhaltung, oder ich spiele Euch etwa meine Lieblingslieder auf der Laute vor, wenn Ihr anders davon ein Freund seid! —

So unangenehm dem verliebten Ritter auf der einen Seite die augenblickliche Verweisung war, so süß deuchte ihm die bevorstehende Zusammenkunft, die ihm seine Phantasie mit den heitersten Bildern darstellte.

Daß er sich in Bezug auf Bertha's letzte Worte für einen leidenschaftlichen Verehrer der Tonkunst, und namentlich der Laute ausgab, bedarf wohl kaum erwähnt zu werden. Er sparte dabei schalkhafter Liebesblicke nicht, und schied endlich mit dem Versprechen, sich mit Einbruch der Dämmerung vor Bertha's Gemache einzufinden.

Nie waren vielleicht dem Ritter ein Paar Stunden so lang geworden, als diejenigen, die er in der Zwischenzeit bis zu jenem Besuche hinleben mußte. Er streifte längs den Ufern des flutenden Rheins umher, und musterte die an ihm liegende Burg auf's genaueste. Da war kein Thürmlein, keine Fahne, kein Gitter und Gesims, das seinen Blicken entgangen wäre. Allein dies war, wie wohl jeder, der sich mit Curt in gleicher Lage befunden hat, einsehen wird, eine höchst traurige Beschäftigung für den Geist eines Verliebten. Die Plagegeister des Unmuths und der Langenweile gesellten sich, so sehr er sie zu verbannen strebte, zu ihm, und trieben

ihn verwirrt und gedankenlos von einem Platze zum andern, bis endlich das längst ersehnte abendliche Dunkel jenen Mühseeligkeiten ihre Grenze setzte.

Voll froher Erwartungen begab er sich zur Burg zurück, und erklimmte mit ängstlicher Hast die Schloßstiegen. Doch als er eben im Begriff war, in den langen gewölbten Gang einzulenken, in welchem sich Berthas Gemach befand, ward er sehr unangenehm durch den alten Burgvogt überrascht, der, eine Leuchte in der Hand tragend, nach dem Ziel seiner Wanderung fragte. Was geht's Euch an? sagte Curt unwirsch. Sehr viel, erwiederte Cuno schalkhaft lächelnd, weil Ihr ohne meine Leitung Euer Ziel sicher nicht erreichen würdet. Da ich's aber gut mit Euch meine, so laßt mich ausreden. Ich weiß, daß Ihr zu unsrer Burgfrau, Frau Bertha wollt; leugnet mir's nicht, ich hab's aus ihrem eignen Munde. Nun gab sie mir aber den Auftrag, Euch zu führen, weil Ihr sie in dem abgelegenen Theile der Burg, wohin sie sich aus Furcht vor listi

gen Spähern zurückgezogen hat, schwerlich finden würdet.

Curt wußte in der That nicht, was er von dieser Anrede denken sollte. Der Gedanke, daß verrätherische Hinterlist dieses lockende Anerbieten begleiten könne, stieg rasch in seiner Seele auf. Zugleich errinnerte er sich deutlich der eben nicht vortheilhaften Schilderung, die Bertha von dem Greise entworfen hatte. Er verschwieg sie nicht, und schloß mit den Worten: Hütet Euch, Herr Burgvogt, hütet Euch mich zu hintergehen!

Das sei ferne! sagte Cuno mit der unbefangensten Miene. Wenn Bertha das, was ihr vorgebt, von mir gesagt hat, so muß sie sich entweder geirrt, oder Ihr jene Worte falsch verstanden haben. Sie schenkt mir seit Jahren ihr unumschränktes Vertrauen, und nie ist — das glaubt einem zwei und siebenzigjährigen Manne — ein unwahres Wort über meine Lippen gegangen! Damit Ihr aber seht, daß Bertha sich in dem Gemache nicht aufhält,

in welchem Ihr sie wähnt, so kommt selbst, und überzeugt Euch! —

Sie giengen beide hin, und Curt erschöpfte sich eine Weile durch abwechselndes Pochen und Rufen, bis er endlich halb unwillig seinem Gefährten die Hand reichte und sagte: So führt mich denn Herr Burgvogt! —

Cuno gieng mit seiner Leuchte voran, und Curt folgte nicht ohne Besorgniß langsam nach. Ihr Pfad gieng eine steile Windeltreppe hinauf, an welcher hie und da ganze Stiegen fehlten. Der Ritter war froh, als sich ihr Ende zeigte, doch bot sich auch jetzt kein freundlicherer Anblick dar. Mehrere gewölbte Gänge, in denen hie und da Schutt und Steine lagen, kreuzten sich verwirrt durch einander, so daß Curt die Unmöglichkeit einsah, sich in diesem Labyrinthe ohne Führer zurecht finden zu können. Indem er über die schlaue Vorsicht der holden Bertha in's geheim Betrachtungen anstellte, bemerkte er, daß sein Führer plötzlich stehen blieb. Beide befanden

sich vor einer alten, mit mannigfachem Eisenwerk verzierten Thüre, und Curt trat einen Augenblick befremdet zurück. „Laßt Euch durch's Aeußere dieser Pforte nicht schrecken, sagte Cuno, der Aufenthalt im Gemache bietet Euch reichlichen Ersatz!“ — Bei diesen Worten schloß er rasch die Thüre auf, schob den ungeduldig Harrenden hinein, und zog dann rasch den Schlüssel ab. —

Wie fand sich der unglückliche Curt betrogen! Statt dem stillen Liebesgemache, das sich seine Phantasie mit den reizendsten Farben ausgemalt hatte, umfieng ihn ein feuchtes, schauerliches Gewölbe, das kein Lichtstrahl erhellte. Er rief zu wiederholten Malen seinem Führer zu, ihn diesem Aufenthalte zu entreißen. Doch Bitten und Drohungen waren umsonst; der hartherzige Burgvogt schritt langsam seines Weges fort, und die immer leiser verhallenden Tritte verkündeten dem Gefangenen nur zu deutlich, daß Cuno an keine Rückkehr denke.

Trostlos warf sich unser Ritter, nachdem

er eine geraume Zeit in Flüchen und Verwünschungen hingebracht hatte, auf ein Strohlager, das sich ihm in einer Ecke seines Kerkers wies, und verlor sich in düstern Betrachtungen über sein Schicksal, denen ein süßer Schlummer bald ihre Grenze setzte.

Am andern Morgen weckte ihn ein Geräusch an seiner Thüre. Sie öffnete sich und ein Knappe, der auf einem Teller Brod und Wein trug, trat herein. — Curt sprang bei diesem Anblicke wild von seinem Lager auf und bestürmte den Ankömmling durch die Frage: warum er sich in dieser Haft befinde? — Das weiß ich nicht, sagte der Knappe, in dem er seine Schritte nach der Thüre zu, verdoppelte. Der kalte, gleichgültige Ton, mitdem er diese Antwort gab, empörte den Gefangenen so, daß er auf ihn zusprang, ihn an die Wand drückte, und der Pforte zueilte. Allein das mit vielem Eisenwerk beschwerte Thor zu öffnen, war für unsern Ritter keine leichte Sache. Der rüstige Knappe überrumpelte ihn bei diesem Geschäft, und warf, indem er ihn gewalt-

sam zurückdrängte, die Thüre mit einer solchen Heftigkeit zu, daß die gegenüberliegenden Fensterscheiben klirrten und zum Theil in Stücken sprangen.

Was ihn aber fast noch mehr kränkte, als der mislungene Versuch sich aus seinem Kerker zu befreien, waren die höhnischen Worte des Knappen, die sich draussen vernehmen ließen. „Eure Art Fremde zu empfangen, Herr Ritter, scholl es, ist die höflichste eben nicht. Lebt daher in Eurer Einsamkeit so lange fort, als es Euch beliebt, und nehmt das Versprechen, von keinem Besuche hinfort gestört zu werden."

Curt beantwortete diese Spottrede mit einigen harten Schmähungen; er würde aber gewiß seine Zunge mehr im Zaum gehalten haben, wenn er vorausgewußt hätte, daß man sich im eigentlichsten Sinne gar nicht mehr um ihn bekümmern würde. Er empfand dies vorzüglich bei herannahendem Mittage auf's schmerzlichste. Das Bedürfniß des Hungers stellte sich von Stunde zu Stunde dringender

bei ihm ein, und die Hoffnung es zu stillen, die er schon zu dem kärglichsten Mahle herabgestimmt hatte, schien gänzlich zu verschwinden.

Erst mit Anbruch der Dämmerung ertönten einige Fußtritte, doch bevor sich die Thüre öffnete, pflog der Ankömmling erst eine geheime Unterhandlung, bei der sich der Ritter feierlich verpflichten mußte, jeder Gegenwehr zu entsagen, wofern er nicht für immer ohne Speise und Trank bleiben wolle. Was wäre Curt nicht in diesem Augenblicke Alles eingegangen! Er versprach rasch das Verlangte und die Thüre öffnete sich. Der eintretende Knappe war nicht derjenige, dessen Bekanntschaft er früher gemacht hatte. Er trug in einem Körbchen ein wohlbestelltes Abendmahl, das er nebst einem Weinkruge auf den Tisch setzte. In diesem Augenblicke erwachte in dem Gefangenen die glühendste Begierde, sich in Freiheit zu setzen. Schon machte er einige Schritte nach der Thüre zu, aber war es Furcht, daß auch dieser Versuch ihm mislingen und ihn dann in eine noch trübere Lage

versetzen möchte, oder Lüsternheit nach dem Genusse der gebrachten Speise: genug er gab seinen Vorsatz auf und that sich an der dargebotenen Mundspende nach Herzenslust gütlich.

Wir zweifeln ob dieser Genuß den Unmuth, der ihn auf Augenblicke verließ, für immer hätte bannen sollen. Doch bedurfte Curt dieses Zaubers nicht, da die Befreiung aus seiner Haft sehr nahe war. Noch an demselben Abend nämlich kehrte Otto von seinem Feldzuge in die Arme seiner Bertha zurück. Der Kampf war für die Deutschen auf's glücklichste beendet, und die übermüthigen Franken aus Lothringen vertrieben. Mit welcher ängstlichen Erwartung Otto seinen Weg zur Heimath fortgesetzt habe, bedarf wohl keiner weitläuftigen Erörterung, eben so wenig, wie er sich überrascht fand, als Bertha ihm dasjenige, was unseren Lesern bereits bekannt ist, erzählte. Als sie dabei schüchtern erröthete, sagte Otto sanft: Wähne nicht, daß ich deinen Worten nicht vollen Glauben

beimesse. Ein untrüglicher Zeuge deiner Liebe, deiner Tugend und Treue hat mich fern von dir fortdauernd begleitet, und manchen Zweifel, der sich in mir regte, hinweggebannt! — Er zeigte ihr bei diesen Worten den Ring, und drückte sie mit Zärtlichkeit an sein klopfendes Herz. —

Nun, Herr Ritter, rief Otto dem eben eintretenden Curt entgegen, Ihr habt Eure Wette verloren! — Das wäre das wenigste, erwiederte dieser, indem er sich in die Brust warf, aber Ihr habt das Gastrecht verletzt! — Wie das? — Ihr fragt noch, jene schmähliche Haft — Geht mich nichts an, sagte Otto gelassen, Ihr wart es, dem es nach jenem Abentheuer gelüstete, und mußtet Euch daher auch allen Folgen, die es nach sich zog, unterwerfen! Uebrigens nehmt die Sache als Scherz und verweilt einige Tage bei mir, wenn Euch nichts andres von hinnen treibt! —

Curt war aber mit diesem Antrage wenig gedient. Er vermochte, so sehr er sich be-

mühte, eine unbefangene Miene anzunehmen, doch Bertha's Blick nicht zu ertragen. Dieser verdrießlichen Lage auszuweichen, schützte er die Besorgung wichtiger Angelegenheiten auf seiner Burg vor, und empfahl sich mit einem flüchtigen und kalten Abschiede. Er wurde von dem glücklichen Paare mit keiner größern Herzlichkeit beantwortet, und Otto konnte sich sogar nicht enthalten, dem Scheidenden die Weisung auf den Weg zu geben: Vergeßt es nie, Herr Ritter, daß Frauen-Tugend und Ehre bei uns fester steht, als an den Ufern der Garonne! —

Sturmwald und Valmont.

„He Minchen, Minchen! Wie oft hab' ich's dir gesagt, daß du dir einen andern Platz zum Bleichen wählen sollst?“ —

„Verzeihung, lieber Oheim, der Ort ist gerade dazu geeignet; das dichte Gras, die warmen Strahlen der Sonne“ —

„Nichtige Einwendungen! Es giebt mehr Grasplätze in der Welt und das Himmelslicht scheint überall.“

„Aber lieber Oheim —

„Kein Wort mehr! Ich leid's nun einmal nicht, und werd's nicht leiden! Wie, oder bin ich nicht Herr im Hause?“ —

Mit diesem Machtspruch pflegte der Hauptmann Sturmwald jedem langwierigen Streite vorzubeugen. Die gehoffte Wirkung blieb auch diesesmal nicht aus. Das Mädchen hob, um den erzürnten Oheim zu besänftigen, die auf dem Rasen ausgebreitete Wäsche wieder auf, und wandelte dann stillschweigend dem Hause zu. Die Ursache des Streits war aber diese. Der Hauptmann hatte unweit seiner Wohnung einen Rasenplatz zu Turnübungen bestimmt, und die zu diesem Behufe nöthigen Einrichtungen getroffen. Höchlich ergötzte er sich hier an den Uebungen, die bisweilen von der Jugend des Dorfs unter seiner Leitung vorgenommen wurden. Doch kränkte es ihn, daß man dem unbegränzten Lobe, das er der Turnkunst ertheilte, in seinem Hause nicht beistimmte, und daß insonderheit das schöne Geschlecht — wenn es uns anders vergönnt ist, außer Minchen noch eine sechzigjährige Base dazu zu rechnen — kein Bedenken getragen hatte, jenen Platz zweimal in eine Bleiche zu verwandeln. Dies war die Ursache, warum er sich jetzt auf eine so unfreundliche Art

äußerte. Uebrigens lag in seinem Character offenbare Härte nicht, doch pflegte er, wenn ihm Jemand in Lieblingsideen widersprach, seine Meinung mit leidenschaftlicher Heftigkeit zu verfechten. Es war dies vielleicht noch Nachklang aus der frühern kriegerischen Periode seines Lebens, wo er sich als Kriegsmann wacker herumgetummelt, und namentlich bei Roßbach unverwelkliche Lorbeeren errungen hatte. Wir wollen ihm diesen Kranz, den er um sein Haupt flocht, gönnen, und das Geschwätz der bösen Fama dahingestellt seyn lassen, das hie und da nicht so ganz zu seinen Gunsten erklang. Er schwang sich im Dienste des Mars bis zum Hauptmann empor, wandte aber dann die Opfer, die er dem Kriegsgotte reichlich gespendet, der Ceres zu, das heißt: er foderte seinen Abschied, und bezog ein an den Ufern der Spree gelegenes Landgut. Die landwirthschaftlichen Beschäftigungen genügten indeß dem rüstigen Kriegsmann, der er noch war, nicht so ganz, und er sehnte sich nach einer Lebensweise, die derjenigen, welche er geführt hatte, mehr ange-

messen wäre. Dieses Verlangen stillte Jahns deutsche Turnkunst, ein Werk, für das sich Sturmwald höchlich interressirte, und alsbald dasjenige, was er theoretisch aufgefaßt hatte, practisch auszuführen beschloß. Es gelang ihm durch Mühe und Beharrlichkeit, die jungen Bursche seines Dorfes mit seinen Uebungen vertraut und denselben geneigt zu machen, und mehrere rüstige Subjecte legten in kurzer Zeit so unverkennbare Beweise der Turnfähigkeit ab, daß es eine Lust und Freude anzusehen war. Diesen reinen Genuß, wie ihn Sturmwald öfters nannte, verkümmerte ihm aber die Gleichgültigkeit seiner eigenen Verwandten, die wir als seine Nichte Wilhelmine und eine alte Base, Susanna mit Namen, bereits kennen gelernt haben.

An diese Misvergnügten schloß sich indeß noch ein junger Mann an, welcher Louis Valmont hieß. Sein Vater, Pierre Valmont, hatte sich als Emigrirter in der Nähe von Berlin niedergelassen, und war bereits seit mehrern Jahren gestorben. Sein Sohn

hatte keine gemeine Erziehung genossen, und sie war bei natürlichen Anlagen an ihm nicht verschwendet gewesen. Er widmete sich, nach dem Wunsche des Vaters, der Rechtswissenschaft, und studirte einige Jahre auf der Universität Halle. Seine Neigung zur Mahlerei aber, für die er frühe ein unverkennbares Talent zeigte, entfremdete ihn jenen Studien, und erregte in ihm den Wunsch, sich allein der Kunst mit ganzem Eifer zu widmen. Er durchreiste in dieser Absicht Wien, Dresden, Berlin und einige andere Städte Deutschlands und war bei seinem Aufenthalte in der letztgenannten Stadt auch in die Gegend des Landhauses gekommen, welches Sturmwald bewohnte. Die gefällige Gegend reizte ihn, sich in dem Dorfe K . . . auf einige Zeit niederzulassen. Auf einem einsamen Spaziergange lernte er hier Wilhelmine und durch sie ihren Oheim kennen. Der letztern Bekanntschaft verdankte er indeß mehr mismüthige, als frohe Stunden. Sturmwald war, wie wir ihn bereits kennen gelernt haben, ein grilliger Kauz, der sich nicht selten von der

Fahrstraße der Billigkeit auf Nebenwegen verlor, und vorzüglich bei verwickelten Streitigkeiten den Knoten, statt ihn zu lösen, geradezu durchhieb. Dies Verfahren, bei dem er sich vielleicht auf ein königliches Haupt der Vorzeit stützte, erhielt allgemeine Misbilligung, und es gab Leute, die sich durch seinen Machtspruch durchaus nicht in die Enge treiben ließen. Valmont gehörte zu diesen. Der Hauptstreit betraf gewöhnlich die neuesten Zeitereignisse. Valmont nahm gewiß an der Befreiung des deutschen Vaterlandes eben so innigen Antheil, als Sturmwald, da es auch sein Geburtsland war. Er erlaubte sich indeß einige Spöttereien über die mannichfachen Pläne zu einer deutschen Volkstracht, von denen noch jetzt hie und da einer in den Zeitungen herumspuckt, und meinte, daß sie alle unausführbar, oder wenigstens überflüssig wären, da die wahre Liebe zum Vaterlande angeboren und keinesweges von einer bestimmten Tracht abhängig sei. In eben so unwürdigen Ausdrücken sprach er über die Turnkunst. Er stritt ihr, wenn er gleich ihren

Nutzen nicht ableugnete, wenigstens den Ruhm einer neuen Erfindung ab und behauptete: sie sei längst, nur unter dem bescheideneren Titel von gymnastischen Uebungen da gewesen. Dieser grundlose Vorwurf, wie ihn Sturmwald nannte, wirkte um so schmerzlicher, als er zugleich Herrn Jahn traf, für den der alte Kriegsmann eine unbegrenzte Achtung hatte.

Daß durch ein solches Betragen Sturmwald und Valmont nicht die besten Freunde werden konnten, läßt sich denken. Demohngeachtet waren sie beinahe täglich zusammen. — Das klingt wunderbar, meine lieben Leser; sie sollen aber gleich hören, wie es auf die natürlichste Weise zusammenhängt. Valmont hatte für die kaum sechzehnjährige Wilhelmine beim erstenmale, da er sie gesehen, dasjenige empfunden, was man Liebe nennt. Blaue Augen, feine Züge, ein schlanker Wuchs, und was sonst noch einer hübschen Blondine zukommen mag, waren dem holden Mädchen von der Natur zu Theil geworden.

Aber Wilhelmine war nicht nur ein schönes, sie war auch ein gutes Mädchen. Der frühe Tod ihrer Eltern hatte sie in das Haus ihres Oheims versetzt, wo sie sich der häuslichen Geschäfte mit Eifer und Neigung annahm. Sie that dies in Gesellschaft Susannens, von der vielleicht nichts Merkwürdiges, als eine bis zum sechzigsten Jahre in aller Strenge behauptete Ehescheu anzuführen wäre. Sie war, wie dies bei betagten Jungfrauen gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, eine erklärte Freundinn der Reinlichkeit und Ordnungsliebe, und daher ein gefürchteter Plagegeist für das sämtliche Hausgesinde, das beim Klappern ihrer Pantoffeln öfters mit Schrecken zusammenfuhr. Für Wilhelminen war sie übrigens sehr eingenommen und pflegte ihre Anhänglichkeit durch den Spruch auszudrücken: Für meine Wihelmine lasse ich Leib und Leben! —

Valmont hätte ohne Zweifel diese Worte realisirt, wenn er in die Nothwendigkeit versetzt worden wäre: so theuer war ihm das holde Mädchen. Wenn er ihre Liebe zur Häus-

lichkeit, ihren schuldlosen Frohsinn, ihr sittsames Wesen erwog, so dachte er öfters bei sich: Die oder keine in der Welt muß einmal ein gutes Weib werden, und wohl dem Glücklichen, dem sie ihre Hand reicht. Unter diesem Glücklichen schwebte ihm eigentlich sein eignes Ich vor, doch wagte er es nicht dieser schmeichelhaften Hoffnung Raum zu geben, die nur zu leicht wie ein Trugbild entschwinden konnte. Sein bisheriges gespanntes Verhältniß mit Sturmwald konnte schwerlich seine Liebe begünstigen. Zwar hatte er sich seit einiger Zeit gegen den starrsinnigen Krieger nachgiebiger gezeigt; allein es regte sich in Sturmwalds Brust ein altes Mißtrauen gegen Valmont, dessen arglosen Worten jener oft einen falschen Sinn unterschob.

Was des Jünglings Stand betraf, so diente auch dieser eben nicht sehr zu seiner Empfehlung. Sein noch nicht genugsam anerkanntes Talent sicherte ihm nur eine geringe Einnahme zu, und Lessings wahre Worte: daß die Kunst nach Brod gehe, fanden leider!

auch auf ihn ihre Anwendung. Doch abgesehen davon hatte sich Sturmwald einst sehr heftig gegen Dichter, Maler und Schauspieler erklärt, und sich nicht entblödet, ihr Wirken und Streben mit dem Namen brodloser Künste zu bezeichnen. Erwog Valmont dies Alles, wie konnte er es wagen, um Wilhelminens Hand anzuhalten? Mußte er nicht im Voraus gewiß seyn, einen Korb, und zwar nicht auf die feinste Weise zu erhalten? —

Mit Plänen für die Zukunft beschäftigt, durchwandelte er einst an einem frühen Morgen Sturmwalds Garten. Noch lagen die Hügel, die Wiesen in blauem Nebelduft verschleiert. Jetzt röthete sich allmälig der ferne Himmel im Osten und die ersten Strahlen des allerfreuenden Lichtes zerstreuten das nächtliche Dunkel. Valmont hatte sich auf einen Rasensitz geworfen, um einen Anblick, der ihm von Jugend auf so lieb gewesen, noch einmal mit ganzer Seele zu genießen. — Ach, es war ihm nicht mehr möglich. An die Stelle inniger Empfindung war Kälte und

Zerstreutheit getreten. Mißmüthig zog er ein Blatt aus seiner Zeichentasche und fieng an eine einsame Bauerhütte mit einigen Bäumen zu copiren, die von röthlichem Schimmer umflossen, sich in den Wellen der Spree spiegelte.

Er war noch nicht gar weit mit seiner Zeichnung gekommen, als ein nahes Rauschen seinen Blick vom Papiere ablenkte. Es war Wilhelmine, die im leichten Morgenkleide die dunkle Lindenallee hinabwandelte. — „Guten Morgen, lieber Valmont, rief sie ihm von fern entgegen. Er warf schnell die angefangene Zeichnung auf den Rasen, und eilte auf sie zu. Noch nie war ihm Wilhelmine so schön vorgekommen und er fühlte zum erstenmale eine Verlegenheit in ihrer Nähe, die er noch nie gefühlt hatte. „Sie sind ja recht früh aufgestanden!“ — stotterte er, um doch etwas zu sagen. — „Die Sonne, erwiederte sie, schien so heiter in mein Fenster, die Vögel zogen zwitschernd vorüber. Es wär' ja Sünde, dacht' ich, den schönen Morgen zu

verträumen. Husch, warf ich mich in die Kleider und — da bin ich. — Aber Sie, lieber Valmont, haben gewiß etwas Aehnliches gedacht; es ist doch recht artig, daß wir beide einerlei Gedanken gehabt haben." „Freut Sie das, rief Valmont, indem er mit Empfindung ihre Hand ergriff, freut Sie das wirklich, liebe Wilhelmine?" — „Und warum denn nicht? Ich denke es möchte jedem Freude machen, wenn er fände, daß seine Empfindungen mit den Gefühlen eines Andern übereinstimmten." — Valmont konnte in diesem Augenblicke nichts antworten: so sehr hatten ihn diese Worte ergriffen. — Jetzt oder nie, dacht' er, muß es zu einer Erklärung kommen, die das Glück oder Unglück meines Lebens entscheidet. Wilhelmine sah diesen innern Kampf, sie that indeß, als ob sie ihn nicht bemerkte, und wendete ihren Blick zu der auf dem Rasen liegenden Zeichnung. — Valmont hatte während dieser Zeit seine Fassung wiedergewonnen. — „Lassen Sie mich's gestehen, rief er, daß meine Gefühle die Ihrigen sind, daß ich nur für Sie

athme und lebe, daß ich, um Alles in Ein Wort zusammen zudrängen, Sie von Herzen liebe." — Das holde Mädchen blickte bei dieser Erklärung überrascht zu Boden und war in diesem Augenblicke vielleicht eben so wenig einer Antwort fähig, als vorhin Valmont. Ich weiß, fuhr dieser fort, was Sie mir einwenden werden, ihr Oheim, mein Verhältniß mit ihm, mein Stand — ach Gott! ich weiß, mit welchen Schwierigkeiten meine Liebe zu kämpfen hat, aber ich traue mir Muth genug zu sie zu bestehen, wenn ich nur weiß, ob Sie die Meinige werden wollen. O darf ich — an diesem Augenblicke hängt das ganze Glück meines Lebens — darf ich hoffen — Wilhelmine ergänzte die abgebrochene Rede durch ein leises Ja. Der Blick aber, welcher es begleitete, sagte mehr, als die beredtesten Worte hätten sagen können. —

Beide standen eine kleine Weile sprachlos sich gegenüber. Endlich brach Wilhelmine das Stillschweigen. „Darf ich, sagte sie, eine kleine Bedingung machen?" — Können Sie

dies fragen, rief Valmont, in dem Augenblicke, wo Sie mich zum Glücklichsten aller Sterblichen gemacht haben? — „Nun, lieber Valmont, so wär' es mein herzlicher Wunsch, den Streit mit meinem Oheim für immer abgethan zu wissen!“ — Das ist auch der meinige, entgegnete Valmont, auch werden Sie bemerkt haben, wie ich jeden Anlaß zur Erneuerung jenes Zwistes vermied, dennoch — „Wie dem auch sei, unterbrach ihn Wilhelmine, halten Sie dem Alter etwas zu gut. Es hat mir immer wehe gethan, wenn zwei gutgesinnte Menschen verschiedener Meinungen wegen in den traurigsten Verhältnissen lebten. Also ihre Hand darauf, Valmont!“ — Wilhelmine, rief der Jüngling, indem er ihr die seinige reichte, wer könnte Ihnen etwas abschlagen! Doch jetzt sogleich zu Ihrem Oheim. Es ist der schwerste Gang in meinem Leben, aber er entscheidet über mein künftiges Schicksal! —

Valmont eilte durch den Bogengang Sturmwalds Hause zu. Wie vermöchten wir

die verworrenen Gedanken zu schildern, die sich in seinem Kopfe, wie Blitze in einer dunkeln Nacht, kreuzten. Während er in Betreff der Form, in die er seinen Antrag kleiden wollte, mit sich uneins war, tönte ihm plötzlich eine etwas rauhe Stimme einen Morgengruß entgegen. Er fuhr erschrocken aus seinen Betrachtungen auf und sah mit Erstaunen, daß er sich schon dicht vor Sturmwalds Hause befand, der in der Hülle eines grünseidenen Schlafrocks zum Fenster hinausblickte. Der unerwartete Zuruf war ihm, ob er ihn gleich aus der Fassung gebracht hatte, erwünscht, weil er daraus schloß, daß der Hauptmann, der eben sonst mit Grüßen nicht freigebig war, heute bei vorzüglich guter Laune seyn müsse.

Ei, ei! rief Sturmwald, indem er seine Nachtmütze ein wenig vom linken Ohre wegschob, was führt Sie so frühe zu mir? — Der heitere Morgen, stotterte Valmont, der freundliche Garten — ja und die angenehme Gesellschaft des Fräuleins. — „Das sind ja viele Gründe auf einmal, brummte Sturmwald

in sich hinein, indem sich auf seiner Stirne einige Furchen zeigten; aber apropos! da Sie gerade von meiner Nichte sprechen, so gönnen Sie mir ein freies Wort zu reden!" — Valmont wurde bei dieser Freimüthigkeit im Voraus nicht wohl zu Muthe: gleich wohl, was war zu thun? Er suchte sich zu fassen und erwartete mit Herzklopfen den Schluß der abgebrochenen Rede. — „Ich bin ein alter Kriegsmann, fuhr Sturmwald fort, hab' all' mein Lebtage frei von der Leber weggesprochen, und will es thun bis an mein seeliges Ende. Darum, gerade herausgesagt: der Umgang mit meiner Nichte gefällt mir nicht. Man sieht sich täglich, man schwatzt von diesem und dem, — das weckt allerhand Gedanken und lustige Pläne in dem Kopfe eines unerfahrnen Mädchens" — „Die sich vielleicht realisiren ließen, unterbrach ihn Valmont schüchtern." — „Das wäre, das wäre, rief Sturmwald, in dem er mit heftigen Schritten die Stube auf und niedergieng, ich glaube wahrhaftig Sie, Herr Valmont" — „Und wenn ich es wäre, rief dieser, der Wilhelmine zur Gefährtin

seines Lebens erkohr, würden Sie so grausam seyn, dem Glücke eines Menschen hinderlich zu werden!“ „In dem Falle, ja, rief Sturmwald entrüstet; bedenken Sie, daß der Weg durch's Leben keine Lustfahrt ist! Ein alter Spruch sagt, daß die Liebe ohne Wein nichts sei, ich möchte dafür setzen: Bei einem kärglichen Auskommen geht die feurigste Liebe zu Grunde!“ — „Ich weiß, versetzte Valmont, der sich durch die letzten Worte tief gekränkt fühlte, daß wenn die Dauer der Liebe vom Reichthum allein abhängig ist, mir dieser Talismann fehlt, die flüchtige zu bannen, aber ich hoffe durch verdoppelte Thätigkeit“ — „Brechen wir davon für immer ab, fiel Sturmwald ein, Sie wissen meine Gründe, die mich nöthigen, Ihren Antrag durchaus abzulehnen.“ — „Gründe? ich habe nur Einen Grund gehört.“ — „Allerdings, erwiederte jener, auch war's der Hauptgrund!“ — „Aber die Nebengründe, Herr Hauptmann, die Nebengründe?“ rief Valmont heftig. „Je nun, stotterte jener, wenn Sie sie gerade wissen wollen, selbst Ihre Abkunft“ —

„Wie, entgegnete Valmont, mein Vater war ein ehrlicher Mann, und sollte es so weit gehen, daß Nationalhaß" —

„Dem sei wie ihm wolle! fiel Sturmwald rasch ein, lassen Sie uns ein lästiges und zweckloses Gespräch abbrechen!" Der mürrische Ton, mit dem er diese Worte ausstieß, empörte den Jüngling so, daß er um einer raschen Aeußerung vorzubeugen, sich mit einem flüchtigen: „Leben Sie wohl, Herr Hauptmann!" empfahl.

Als er durch den Garten eilte, erblickte er Wilhelmine, die ihm mit leichten Schritten entgegenhüpfte, dann aber, als sie ihn näher ansah, mit dem lauten Schrei: „Gott! was ist Ihnen?" erschrocken zurückfuhr. — „Nichts, erwiederte Valmont, als daß wir geschieden sind auf ewig. Fragen Sie mich nichts, ich könnte in dieser Stunde nicht antworten, und wenn die Seeligkeit des Himmels von meinen Worten abhienge. O Wilhelmine, Wilhelmine, ich bin sehr unglücklich!" — Er

sank in diesem Augenblicke von tausendfachen Empfindungen überwältigt an ihren Busen; ihre Lippen berührten sich zum erstenmale. Plötzlich riß er sich heftig bewegt los, und rief: „Wilhelmine vergieb mir, den du vielleicht nimmer wiedersiehst, und lebe ewig, ewig wohl!" — Mit diesen Worten stürzte er wie in Verzweiflung durch den dunkeln Bogengang. Valmont! Valmont! rief das erschrockene Mädchen. Er blickte sich noch einmal um und war verschwunden.

Bleich und entstellt eilte Wilhelmine zu ihrem Oheim, und erfuhr hier, was unsere Leser bereits wissen. Sie überhäufte ihn seines Betragens halber mit den heftigsten Vorwürfen und wälzte sogar die Verantwortung auf ihn, wenn der Unglückliche durch einen raschen Schritt sein Leben enden sollte. Sturmwald, der von dieser Blutschuld nichts wissen wollte, suchte sie durch den Gemeinspruch zu trösten: daß man sich nicht so leicht das Leben nähme. Dem armen Mädchen war indeß mit dieser Sentenz wenig geholfen. Sie beschloß

daher in Verbindung mit Susannen, die, ob sie gleich von Amors Pfeilen frei geblieben war, sich bei Liebeshändeln sehr zuthätig bewies, Erkundigungen über Valmonts Schicksal einzuziehen. Allein der nach seiner Wohnung ausgeschickte Bote kam mit der trostlosen Nachricht zurück, daß er plötzlich verschwunden und Niemand von seinem Aufenthalte benachrichtigt sei. Eben so fruchtlos blieben die fernern Nachforschungen über sein Schicksal. Es vergiengen Wochen, Monde und Wilhelmine fieng allmälich an, die schreckliche Vermuthung zu nähren, daß er durch einen raschen Schritt sein Leben verkürzt habe.

Der düstern Stimmung, die sich ihrer dabei bemächtigte, gab ein anderer Umstand zwar keine erfreuliche, doch mindestens veränderte Richtung. — Sturmwald nämlich hatte sich auf dem Turnplatze durch zu große Thätigkeit erhitzt, und fühlte sich bei seiner Heimkehr höchst unwohl. Dieses Uebelbefinden war der Vorläufer eines heftigen Fiebers, das seine sonst noch rüstige Körperkraft zusehens

schwächte. Er quälte sich etwa acht Tage mit diesem Uebel und den Mitteln dagegen, als der Tod, dem der schnellfüßige Held in manchen blutigen Gefechten entschlüpft war, ihn hier in seinem friedlichen Asyle aufsuchte, und mit sich in sein Schattenreich führte.

Von den Wirkungen, die dieser Todesfall machte, wäre nicht viel zu sagen. Man vermißte Sturmwald zwar, doch beklagte man seinen Verlust eben nicht sehr, und als der der erste Eindruck, den das Bild des Todes auf jeden Menschen macht, vorüber war, traf ihn mehr oder minder im ganzen Hause das Loos der Vergessenheit.

Wilhelmine fühlte, daß sie durch diesen Tod gewönne, und vermochte diesen sträflichen Gedanken, so sehr sie sich bemühte, ihn los zu werden, nicht ganz von sich zu entfernen. — Zürnen Sie darum nicht über das arme Mädchen, meine schönen Leserinnen! ich möchte Alles dafür verwetten, daß Sie in Wilhelminens Lage nicht um ein Haarbreit anders dächten!

Susanna beklagte Sturmwald's Abscheiden eben auch nicht sehr, weil sie durch dasselbe wieder die Freiheit gewann, das Visitenzimmer mit einigen, ihr sehr werthen, biblischen Gemälden zu verzieren, welche auf Sturmwalds Befehl einigen Helden der neuern Zeit hatten Platz machen müssen.

Selbst von dem Hausgesinde wurde dem alten Kriegsmanne im Allgemeinen keine aufrichtige Thräne nachgeweint. Man wußte es vielmehr Freund Hein im Stillen Dank, daß er den alten Murrkopf, der oft über Mangel an Diensteifer diesen oder jenen gescholten, in sein stilles Reich geführt habe. Die Hoffnung eines gemächlichern Lebens, welche die guten Leute an Sturmwald's Tod knüpften, war indeß nur täuschend, da sich Susanna des, von ihr mit jungfräulicher Strenge geübten Hausrechts noch nicht begeben zu wollen schien.

Wer aber, wie leicht zu errathen ist, durch Sturmwald's Tod wirklich gewann, war Valmont. Wir sind unsern Lesern über sein

schnelles Entschwinden noch einige Erörterungen schuldig, und wollen sie hier nachholen. In Verzweiflung hatte er an jenem Tage seine Wohnung erreicht. Hier einige der unentbehrlichsten Dinge mitnehmen, und dann auf immer die Gegend zu verlassen, wo er so glücklich und so elend geworden, war ein Entschluß, der schnell in seiner Seele reifte. Er hatte sich einen, etwa sechs Meilen von Sturmwald's Landgute entfernten Ort zu seinem künftigen Aufenthalte gewählt, und widmete sich hier mit ganzem Eifer der Malerei, um seinen nothdürftigen Unterhalt zu verdienen. Aber das Andenken vergangener Zeit schwebte ihm öfters wie ein süßer Traum vorüber, und wenn er in's geheim Erkundigung einzog über Wilhelminens Schicksal, und ihren Schmerz vernahm und ihre Trauer — dann hielt er sich für den unglücklichsten aller Sterblichen. Eine tiefe Schwermuth ergriff ihn, und machte ihn zu jeder Beschäftigung unfähig und überdrüssig des Lebens. In einem solchen Augenblicke entschloß er sich, nie mehr nach dem Schicksale der Geliebten zu forschen, um seinem Schmerze

nicht neue Nahrung zu geben. So erfuhr er auch Sturmwalds Ableben nicht.

Eines Tages brachte ihm ein unbekannter Bote einen schwarz gesiegelten Brief. Eine bange Ahndung durchfuhr ihn. Rasch erbrach er das Schreiben, erkannte Wilhelminens Hand, las, lief einige Male die Stube freudig auf und nieder, und fieng von neuem an zu lesen. Der Briefträger sah mit Erstaunen dieser wunderbaren Bewegung eine Weile zu; endlich foderte er eine Kleinigkeit für seinen Gang. „Da, nimm, rief Valmont, indem er ihm einen Dukaten in die Hand drückte. Der Fremdling sah die Goldmünze bedenklich an. „Sie haben sich vergriffen, sagte er. — „Nicht doch, erwiederte Valmont ungeduldig, behalt' er sein Geld und verzehr' er es auf meine Gesundheit. Nur keinen Dank." — Der Bote schlich sich kopfschüttelnd zur Thüre hinaus nnd Valmont brach, nachdem er den Brief noch einige Male durchgelesen hatte, in die Worte aus: „Wie bin ich so glücklich, so unaussprechlich glücklich!" —

Es ist wohl überflüssig, unsern Lesern den Inhalt jenes Briefes mitzutheilen. Vielleicht erwarten sie aber eine Schilderung der Freuden des gegenseitigen Widersehns. Wir bedauern, auch damit nicht dienen zu können, da sich so etwas nur empfinden läßt. Die Getrennten theilten sich ihre Schicksale umständlich mit, und vergüteten manche geweinte Thräne mit dem Kusse der reinsten Liebe.

Die Hochzeitsfeier wurde, so bald es in Betreff des Todesfalls der Anstand erlaubte, vollzogen. Die Zahl der anwesenden Gäste war nicht groß, um so größer aber die harmlose Fröhlichkeit, die jenen Kreis belebte. Er bestand meistentheils nur aus Bewohnern der dortigen Gegend, die, ihren ländlichen Sitten getreu, von steifer Zierlichkeit und Eleganz so gut als nichts wußten. Dies überhebt uns daher wohl der in jedem andern Falle unerläßlichen Autorpflicht, den Schönen zu Gefallen, etwas über das Kleid, die Spitzen, die Ohrringe, mit denen diese oder jene Dame prangte, hier beizufügen.

Wilhelmine brachte, als Sturmwalds einzige Erbin, ihrem Gatten ein nicht geringes Vermögen zu, aber auch einen Schatz weiblicher Tugenden, mit dem nicht viele ihres Geschlechts das unsrige beglücken. Er ward die Grundlage zu einer der glücklichsten Ehen, die noch bis heute in ihrer ganzen Reinheit und Seeligkeit besteht.

Hans Blockmann.

Eine Ehestandsgeschichte, von ihm selbst geschrieben.

Das vier und zwanzigste Capitel.

Es war Abends um sieben Uhr. Ich lag sehr erschöpft auf meinem Bette. Das Licht auf dem Tische neben mir brannte so trübe, und meine Augen waren so schwach, daß ich die Gegenstände um mich her nur wie durch einen Flor sah.

So viel weiß ich, daß der Doctor Salmasius meine Hand in der seinigen hielt, und beim Schlagen des Pulses ein sehr bedenkliches Gesicht machte.

Auf dem Sopha, das rechts von meinem Bette stand, saßen noch ein Paar Personen.

Es war Fritz Wiesen und meine Frau. Sie sprachen, oder sie flüsterten vielmehr sehr angelegentlich mit einander. Ich konnte zwar nichts verstehen, allein nach ihrer Heimlichkeit zu schließen, waren es gewiß Besorgnisse um mich und meinen Zustand, die sie, um mich nicht dadurch zu beunruhigen, nicht laut äußern wollten.

Das drei und zwanzigste Capitel.

„Wie stehts, lieber Doctor, sagte meine Frau, indem sie vom Sopha aufstand uud an mein Bette trat, „haben Sie Hoffnung?“ —

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Keine!“ schrie meine Frau, indem sie sich nach ihrem Gesellschafter umwandte, der auf dem Sopha sitzen geblieben war, „hören Sie's, Wiesen, es ist keine Hoffnung mehr!“ —

Sie hielt in diesem Augenblicke das

Schnupftuch vor die Augen, und ich schloß daraus, daß sie geweint haben müsse; auch hörte ich einigemale ganz deutlich schluchzen.

Das ergriff mich auf's schmerzlichste. „Tröste dich, liebes Suschen, sagt' ich, tröste dich nur, es kann noch —

„Das Sprechen, bester Freund, unterbrach mich der Doctor, ist Ihnen in ihrer jetzigen Lage durchaus nachtheilig. Sie sind auf's äußerste erschöpft, und nur durch Ruhe können Sie Ihre Genesung befördern, und Ihr nahes Ende verhüten!" —

„Nahes Ende! rief meine Frau, barmherziger Gott! Wie die Aerzte das so kalt aussprechen! Ist denn gar kein Mittel da? Du lieber Himmel, ich weiß nicht wie mir zu Muthe ist. So helfen Sie mir doch, Wiesen!"

Aber wer nicht half war Wiesen. Er lag auf dem Kissen des Sopha's nnd schnarchte

daß es mir im Kopfe summte. Wahrscheinlich hatte er einmal wieder im Reiten zu viel gethan, denn so mir nichts dir nichts, ein vier Stunden weit zu galoppiren, war ihm eine Kleinigkeit.

Meine arme Frau mußte sich daher schon allein zu helfen suchen, und schlug in Einem Athem bald Brech= bald Purgirmittel, bald Clystiere und bald Aderlässe vor, so daß mich bei den mir zugedachten Genüssen ein kalter Schauer überfiel.

Der Doctor verwarf mit vieler Gelassenheit diese Mittel, allein die Zweifel an seiner ärztlichen Praxis fiengen doch zuletzt an ihm zu Kopfe zu steigen, und er gerieth darüber mit meiner Frau in einen heftigen Streit, dem ich durch einen locus communis, d. h. meinen Tod, ein Ende machte.

Das zwei und zwanzigste Capitel.

Ich war noch nicht volle funfzig Jahr alt, als ich starb. Es bedarf daher für alle diejenigen meiner Leser, die ein wenig bibelfest sind und wer wäre das in unsern Tagen nicht? — keiner weitläuftigen Erörterung, daß ich, nach den ausdrücklichen Worten des Psalmisten, füglich noch ein Weilchen auf der Erde hätte umherwandeln können.

Allein der alte Spruch: daß für den Tod kein Kraut gewachsen sei, gieng auch leider an mir in Erfüllung, so sehr sich auch der Doctor Salmasius Mühe gab mich zu retten.

Er galt in der ganzen Stadt für einen sehr erfahrnen und durch eine vieljährige Praxis geübten Mann, dem alle Bewohner, der Todtengräber etwa ausgenommen, sehr gewogen waren.

Warum mußte mich aber auch der fatale

Unfall treffen, beinahe zwei Stunden lang in Wind und Wetter umherzulaufen, daß ich beim Nachhausekommen bis auf die Haut durchnäßt war! Und der Verdruß und Aerger hinterdrein. Man nehme das Alles zusammen und denke sich meine Jahre und, was nicht zu vergessen ist, meine körperliche Constitution hinzu, so wird sich wohl Niemand —

Aber da fällt mir eben ein, das ich meinen Lesern auch nicht das geringste Wörtchen über meine körperliche Constitution gesagt habe! Wie wär's ich fienge dazu ein neues Capitel an? Also:

Das ein und zwanzigste Capitel.

Wenn ich nicht befürchten müßte, das Ohr mancher holden Leserinn, die vielleicht eben im Goethe oder Schiller blättert, zu beleidigen, so längt' ich gern aus der reichen Vorrathskammer unsrer lieben Altvordern ein

neues Sprüchlein hervor, das mit wenig Worten das Eigenthümliche meines Characters bezeichnet. Im Grunde seh' ich aber auch nicht ein, was ich mir da für Bedenklichkeiten mache; also, heraus damit! Das Sprüchlein heißt: Essen und Trinken erhält Leib und Seele! Wirklich waren das meine Hauptleidenschaften, oder, eigentlicher gesagt, ich hatte keine andern, wenn man nämlich die damit verbundene Ruhe und Bequemlichkeit hinzudenken will.

Mein Lebenslauf war der einförmigste, den man sich nur immer denken kann. Ich stand des Morgens selten viel vor neun Uhr auf, wo ich dann mein Frühstück einnahm. Dies bestand in einem Paar Schaalen Caffee und einigen Butterschnitten, die mir meine Frau auf das Studirzimmer schickte.

Beiläufig will ich anführen, daß meine Stube noch immer so hieß, weil sie meinem verstorbenen Schwiegervater und Pastor Loci zu dem erwähnten Behufe gedient hatte.

Im Grunde hätte ich lieber in Gesellschaft meiner Frau gefrühstückt, aber sie hatte nun so ihre Grillen, und dazu gehörte unter andern auch die, daß sie des Morgens allein seyn mochte.

Bis Mittag hatte ich nun eigentlich nichts zu thun, und um mir die Zeit zu vertreiben, pflegte ich mit unserm alten Pudel, dem treuen Bello zu spielen, der so hübsch apportirte, und, wenn ich Kusch! rief, sich so demüthig niederzulegen wußte, daß es eine Lust und Freude anzusehen war. Mitunter gab mir meine Frau auch wohl einige Stöcke für ihre Levkoien und Nelken zu schnitzen, weil sie eine außerordentliche Blumenfreundin war, und es gar zu gern hatte, wenn's im Garten hübsch nett und ordentlich aussah.

Das zwanzigste Capitel.

Unterdessen rückte der Mittag heran. Schwerlich hätte ich diese Zeit, unstreitig die

schönste meines Lebens, je vergessen, weil mein Magen sich jedesmal gegen halb zwölf Uhr hin ziemlich ungestüm zu regen anfieng. Allein meiner Frau gefiel es, nach einer alten Sitte unseres Hauses, mich durch das Schellen einer Glocke, die aus ihrem Zimmer nach dem meinigen gieng, davon zu benachrichtigen.

Wenn ich nun in das Zimmer meiner Frau kam, so fand ich Wiesen gewöhnlich schon da, der beinah täglich mit uns zu speisen pflegte.

Ja, ad vocem Wiesen muß ich doch den Lesern vorläufig sagen, daß er ein guter Freund unseres Hauses, oder, eigentlicher gesagt, meiner Frau war, denn um mich bekümmerte er sich wenig oder gar nicht. Susanna rühmte mir öfters seine Bildung, und die feine Art, mit der er Frauenzimmer zu unterhalten wisse. Ich muß diesen Punkt dahin gestellt seyn lassen, weil er in meiner Gegenwart wenigstens höchst einsylbig war, und

selten von etwas anderm sprach, als daß wir heute recht schönes Wetter hätten, daß der Braten diesen Mittag ganz vorzüglich gut gerathen sei u. s. w.

Ueberhaupt hat es mir immer geschienen, als ob ich ihm, wie soll ich sagen, lästig gewesen wäre. Ich ließ einmal gegen meine Frau ein Wort darüber fallen. Da kam ich aber schön an! „Und das wundert dich auch noch, sagte Susanna spöttisch, was ist denn mit dir viel Gescheutes zu reden? Du pflanzest dich auf deinen Stuhl hin, hängst die Serviette um, und nun geht's an ein Essen und Trinken, als ob du acht Tage lang keinen Bissen zu dir genommen hättest!“ —

„Aber liebes Suschen, erwiederte ich mit schmeichelndem Tone“ —

„Kein Wort mehr, wenn du mich nicht im Ernst böse machen willst. Meinst du, daß alle Leute so viel Nachsicht mit dir haben, als

ich, und wer hat denn im Hause zu befehlen, ich oder du? He?"

Das neunzehnte Capitel.

Gegen das letzte Argument war nun freilich von meiner Seite nicht viel einzuwenden, denn meine gute Susanna hatte sich gleich bei unsrer Vermählung in Betreff des Hausrechts auf festen Fuß gestellt. „Was eine ordentliche Frau ist, sagte sie zu mir, die läßt sich nicht links und rechts einreden! Es giebt der traurigen Exempel viele, wo Weiber thöricht genug sind, sich ihre Männer über den Kopf wachsen zu lassen. Aber dafür bewahre mich der Himmel! Darum laß mich nur machen, lieber Hans, fügte sie zärtlich hinzu, und sei hübsch folgsam, denn wir Weiber wissen im Grunde doch immer am besten, was euch dienlich ist, oder nicht." —

Ich nahm mir diese Standrede zu Herzen, und kann meine Leser versichern, daß ich

dadurch manchen häuslichen Zwistigkeiten, woran es bei aller Liebe und Zärtlichkeit, die Susanna für mich hatte, doch nicht gefehlt haben würde, ausgewichen bin. Uebrigens will ich diese Maxime allen jungen und alten Ehemännern zur Nachahmung empfehlen.

Es soll einmal ein gelehrter Mann ein weitläuftiges Buch über die Ehe geschrieben haben, *) das ich aber, weil ich mich all' mein Lebtage mit Lesen wenig abgegeben habe, nicht kenne. Er mag aber darin Grundsätze aufgestellt haben, welche er will, so glaub' ich doch steif und fest, daß es keine glücklichere Ehe giebt, als wo der Mann sich dem Willen seiner Frau, falls sie nur verständig ist — und wer sollte diesen Vorzug des weiblichen Geschlechts ableugnen — blindlings unterwirft.

„Aber wo bleibt denn die Beschreibung Ihrer körperlichen Constitution, Herr Autor?" —

*) Wahrscheinlich ist hier Hippels Werk über die Ehe gemeint. A. d. H.

Wie Sie zerstreut sind, liebe Leser! Das war sie ja eben; ich dächte, nach der Beschreibung meiner Lebensweise, bei der ich blos noch hinzuzufügen habe, daß mir der übrige Theil des Tages eben so einförmig hinfloß, und daß ich mich gewöhnlich um neun Uhr schon zu Bette legte, ließe sich's an den Fingern herzählen, daß ich ein ziemlich wohlbeleibter Mann gewesen seyn muß.

Das achtzehnte Capitel.

Aber da hab' ich nun den eigentlichen Faden meiner Geschichte ganz verloren! Wo find' ich ihn denn nur gleich? — Richtig! Belieben Sie nur das zwei und zwanzigste Capitel nachzuschlagen.

Ich erzählte dort, daß mich der Unfall getroffen habe, fast zwei Stunden lang in Wind und Wetter umherzulaufen, was die nächste Veranlassung zu meiner Krankheit gab. Die Sache verhielt sich so.

Ich gieng an einem Vormittag recht verdrießlich in meiner Stube auf und nieder, und war im eigentlichsten Sinne zu gar nichts aufgelegt.

Meine Frau war mit Wiesen nach M*** gefahren, weil wir diesen Tag gerade sehr schönes Wetter hatten. Das galt mir im Grunde ziemlich gleich, denn außerdem, daß ich mir aus dergleichen Lustfahrten, bei denen man doch nie seine rechte Bequemlichkeit hat, nicht viel machte, war ich es auch schon seit Jahren gewohnt, davon ausgeschlossen zu werden.

Susanna behauptete nämlich: ich störe sie in ihrem Vergnügen. Das war nun im Grunde wieder so eine von ihren Grillen, denn ich glaube, daß es mir kein Mensch nach meinem Tode nachsagen wird, daß ich ihn in seinem Vergnügen gestört hätte. Nun, kurz und gut, sie blieb bei ihrer Meinung, und das war für mich Antrieb genug zu gehorchen.

Was mich also verdroß, meinen Sie? — Ja, was einen Menschen, der stets bei so gutem Appetite war, wie ich, von Grund des Herzens verdrießen mußte: der höchst magre Mittagstisch, mit dem ich mich heute behelfen sollte.

Meine Frau hatte mir vor ihrer Abfahrt ein wenig kalte Küche und eine halbe Bouteille Wein ausgelassen. Sie hatte sich freilich entschuldigt, daß gerade der Wein ausgegangen sei, und daß man doch nothwendig zwei Bouteillen für Wiesen einpacken müsse. Das hatte nun allerdings seine Richtigkeit, denn Wiesen ließ es nie bei Einer Flasche bewenden, aber was half mir das Alles? Mein Mittagstisch wurde dadurch um nichts besser bestellt!

Das siebenzehnte Capitel.

In diesen Gedanken blickte ich, da ich ohnedieß keine Lust hatte, mein Mittagsmahl

zu verzehren, zum Fenster hinaus. Die Straße, in der wir wohnten, war ziemlich belebt, weil diesen Morgen ein Bataillon russischer Landwehr und ein Regiment Cosaken einmarschirt waren.

Die letztern fesselten insbesondere meine Aufmerksamkeit. Die langen, schwarzen Bärte, die rothen Troddelmützen, und die halb gutmüthigen, halb bösartigen Gesichtszüge dieser nordischen Ankömmlinge machten den wunderlichsten Eindruck auf mich. Daß er gerade angenehm gewesen wäre, möcht' ich nicht sagen; denn mir fielen alle Augenblicke die Erzählungen von dem graunvollen Knecht Ruprecht ein, mit denen mich meine Wärterinn als Kind unterhalten hatte.

Zu gleicher Zeit fiel mir aber der Gedanke schwer auf's Herz, daß irgend einer dieser Helden mich auf meiner Stube heimsuchen und Quartier in unsrem Hause verlangen möchte. Da wär' ich schön dran gewesen! Denn außerdem, daß ich in Angelegenheiten

dieser Art, die ausschließlich in das Departement meiner Frau gehörten, höchst ungewandt war, fehlte es mir auch mit Einem Worte an Allem, was zur Aufnahme eines Fremden nöthig war. Denn Susanne pflegte gewöhnlich in ihrer Abwesenheit alle Zimmer zu verschließen, und die Schlüssel mit sich zu nehmen. „Daß meine Frau aber auch gerade heute auf den verdammten Einfall kommen mußte, mit Wiesen auszufahren!" sagte ich höchst unwillig zu mir selbst, indem ich das Fenster zumachte.

Das sechzehnte Capitel.

Ich hatte es kaum ausgesprochen, als mich ein Poltern auf der Treppe erschreckte. Die Thüre gieng auf, und wer kam herein? Einer von jenen Fremdlingen, vor deren Besuch mir so sehr gegraut hatte.

Er trug einen langen schwarzen Bart, eine hellblaue Jacke und sehr weite Hosen von

ähnlicher Farbe. Um seinen Leib hatte er einen Gurt geschnallt, in dem ein Paar Pistolen stacken, und der fürchterliche Säbel an seiner Seite, mehr aber noch die lange Pike, die er in der rechten Hand trug, machte die Erinnerung an den Riesen Goliath, den ich als Kind in Bilderbüchern oft genug betrachtet hatte, wieder lebendig.

Ich weiß nicht, ob der Cosak bei seinem Eintreten so was von Furcht auf meinem Gesichte mochte gelesen haben. Genug, er gieng mit einer Miene auf mich zu, die, glaub' ich, freundlich seyn sollte. Aber es war, als ob in das düstre, von der Sonne verbrannte Gesicht kein freundlicher Zug hineinpassen wollte.

Das Schlimmste bei der Sache war aber, daß ich aus dem Galimathias, mit dem er mich unterhielt, durchaus nicht klug werden konnte. Was ich allenfalls davon verstand, waren einzelne Worte, wie Brantwein, Quartier, Magazin u. s. w. Aber eben diese Worte fielen mir um so schwerer auf's Herz.

Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß meine Frau ausgefahren sei, und die Schlüssel der Zimmer mitgenommen habe. Er sah mich starr an, schüttelte dann mit dem Kopfe und wiederholte die obigen Forderungen.

Endlich, da er merkte, daß ich mich zu nichts verstehen zu wollen schien, stampfte er unwillig mit dem Fuße, uud griff dabei mit einer so fürchterlichen Miene an seinen Säbel, daß mir bei dem Gedanken, dies Mordgewehr aus der Scheide fahren zu sehen, ein kalter Schweiß über den Rücken lief.

In der Angst meines Herzens führte ich den ungestümen Gast zu dem Tische hin, auf dem mein Essen stand, das er bis jetzt noch nicht bemerkt zu haben schien. „Es ist besser ein Mittagsmahl, als das Leben zu verlieren!" dacht' ich, und war seelenfroh, als der barsche Fremdling sich mit etwas freundlicherer Miene an den Tisch setzte.

Das funfzehnte Capitel.

Ich habe stets geglaubt, daß ich mir auf meinen Appetit wohl allenfalls etwas einbilden könnte! Aber was war ich gegen diesen Fremdling! Er aß nicht, er schlang die Bissen fast ungekaut hinunter. „Der hat einen guten Magen“, dacht' ich, indem ich ihm mit Erstaunen zusah.

Allmälich wurde der Teller leer, und mit jedem Bissen, den der Fremdling in den Mund steckte, mehrte sich meine Angst, daß er seine alten Foderungen wiederholen werde. Schon während dem Essen ließ er mitunter das verwünschte: „Brantwein, Brantwein“ wieder hören, und als er sein Mahl geendigt hatte, war er bald wieder mit Leib' und Seele der Alte, und das Fußstampfen, das Klirren mit dem Säbel, den er einmal sogar bis zur Hälfte herauszog, wollte gar kein Ende nehmen.

In dieser Angst zog ich die Klingel. Im Grunde hätte ich das füglich bleiben lassen können, denn daß die Köchin und das Dienstmädchen die Gelegenheit, wo ihre Gebieterin nicht zu Hause war, ebenfalls nutzten um auszufliegen, war etwas sehr Gewöhnliches. Und wirklich regte sich auf mein dreimaliges Klingeln im ganzen Hause nicht eine Seele.

Zu meinem Glück gieng gerade ein Mädchen, das in derselben Straße ein Paar Häuser von uns diente, vorüber. Ich machte schnell das Fenster auf und bat sie, mir eine Flasche Brantwein zu holen. Sie nickte freundlich, und sprang um die Ecke in den Brantweinladen.

Wie froh war mein Gast, als die ersehnte Herzstärkung ankam. Er wollte, nach seiner zutraulichen Art, der Ueberbringerin einen Kuß auf die Lippen drücken, aber die zierliche Lisette schlüpfte mit einem schnippischen: „Das wär' mir eben recht!" zur Thüre hinaus.

Mein Gast machte eine Miene, als ob er sagen wollte: Ist's nicht, so ist's nicht, hab' ich doch die Flasche! Er trat damit an's Fenster hin, betrachtete ein paar Mal mit wohlgefälligem Lächeln die Klarheit des Getränks, und — stürzte dann, mir nichts dir nichts, die ganze Flasche in einem Zuge hinunter.

Das vierzehnte Capitel.

Ich sah ihn starr mit großen Augen an; er aber nickte mir freundlich zu, legte Pistolen und Säbel ab, und warf sich dann zu meinem großen Erstaunen der Länge nach auf den Boden hin.

Zu meinem großen Erstaunen, sag' ich; denn daß ein Mensch, der kaum zwei Schritte von sich ein bequemes Sopha hat, sich auf der Erde schlafen legt, war mir wenigstens ein unauflösliches Problem.

Ich hätte auf den harten Dielen kein Auge zuthun können, aber der Nordländer schlief so fest ein, als ob in acht Tagen kein Schlaf in seine Augen gekommen wäre. Ich wünschte ihm im Stillen recht herzlich eine gute Nacht, und einen langen ungestörten Schlaf, weil ich unterdeß durch die Dazwischenkunft meiner Frau von diesem lästigen Besuche befreit zu werden hoffte.

Er mochte etwa ein Paar Stunden geschlafen haben, die mir in der übelsten Lage vergiengen, weil sich überdieß mein armer Magen immer ungestümer zu beklagen anfieng, als ihn das ziemlich starke Ungewitter, das unterdeß herangezogen war, aus seinem Schlafe weckte. Das Rollen des Donners und das Plätschern des Regens an den Fenstern war so stark, daß ich schon längst seinem Erwachen entgegengesehen hatte.

Er sprang rasch auf und sprach wieder Mehreres, woraus ich mit Mühe abnahm, daß er nach dem Magazine wollte. Das

wäre mir nun übrigens recht lieb gewesen, wenn er nur mich nicht zu seinem Begleiter ersehen hätte.

Ich, der ich aus Erfahrung wußte, daß der Gesundheit nichts schädlicher ist, als sich im Wind und Regen draußen in Gottes freier Luft umherzutreiben, sollte nun einem blindfremden Menschen zu Gefallen ein halb Dutzend Straßen durchlaufen! Ich, der ich, Bequemlichkeits halber, den ganzen Tag im Schlafrock und in Pantoffeln umherschlenderte, sollte mich nun auf der Stelle in die Kleider werfen, ein Geschäft, zu dem ich, beiläufig gesagt, immer eine gewisse Zeit brauchte!

Das war doch in der That keine geringe Zumuthung! Und doch, was half's? Der ungestüme Fremdling reichte mir selbst meinen Rock und Mantel, der an der Wand hieng, nebst meinen Stiefeln hin, und deutete ungeduldig nach der Thüre.

Es ist am Ende Alles eins, dacht' ich; wenigstens wirst du auf diese Weise den verwünschten Kerl endlich einmal los!

Somit kleidete ich mich so geschwind als möglich an, und wir verließen beide das Zimmer.

Das dreizehnte Capitel.

Ich hatte Mühe und Noth, meinen flüchtigen Begleiter einzuholen, und kam bei jedem Schritt, den er that, wenigstens um die Hälfte zu kurz.

Dies war aus vielen Gründen sehr natürlich: denn erstens waren meine Füße beinah um die Hälfte kürzer, zweitens war ich das Gehen, und zumal auf so schlüpfrigem Wege, nicht gewohnt, und drittens war mir auch der Regen und Wind höchst zuwider. Es rauschte, als ob das Wasser in Eimern vom Himmel gegossen würde.

Das Schlimmste bei der Sache war, daß das Magazin in einer ziemlich entfernten Vorstadt, und eine starke halbe Stunde Wegs von meiner Wohnung lag.

Schwitzend und über und über mit Koth besprützt, woran zum Theil mein Begleiter Schuld war, dem es gefiel, alle Pfützen gerade zu durchschreiten, kamen wir endlich am ersehnten Ziele an.

Als wir den Hof betraten, hatte der Cosak die Freude, eine stattliche Anzahl seiner Landsleute zu erblicken, die in der Tracht, wie in ihrem Benehmen ihm sehr ähnlich sahen. Die meisten rissen sich um die Stroh- und Heubunde, die ein ältlicher Mann oben aus einer Dachluke herabwarf, und der übrige Theil, der wegen des Gedränges nicht näher kommen konnte, lag Taback rauchend, oder ein Glas Branntwein schlürfend auf dem feuchten Boden umher. Ich hab' einmal in einer Comödie, die Räuber, glaub' ich hieß sie, etwas Aehnliches gesehen.

Mein Begleiter gehörte zu der letztern Parthie, wenigstens insofern, als es ihm troz aller Mühe nicht gelang, ein Bund Heu zu erhaschen. Sein Rufen wurde natürlich bei dem allgemeinen Geschrei überhört, und das meinige, der ich gerade nicht die stärkste Stimme habe, verscholl ebenfalls.

In diesem Augenblicke lief mir ein Gedanke durch den Kopf, den ich freilich schon längst hätte haben können. Ich wollte die allgemeine Verwirrung nutzen, um meinem lästigen Gefährten zu entfliehen.

Gedacht gethan! Wer war froher als ich, da ich glücklich zum Thor des Hofes hinausschlüpfte. Aber diese Kriegslist bekam mir sehr übel. Plözlich hörte ich klirrende Fußtritte hinter mir. Ich sah mich erschrocken um. Es war der Cosak. Er donnerte mir einen langen Straffermon entgegen, von dem ich keine Sylbe verstand, und schüttelte mich zum Ueberfluße so derb zusammen, daß mir Hören und Sehen vergieng.

Ich krümmte mich wie ein Wurm vor dem Gewaltigen, der mich fest am Arme hielt, und fortwährend „Haus, Haus" brummte.

Das zwölfte Capitel.

Es gehörte freilich kein Oedip dazu, um diesen Orakelspruch zu lösen; gleichwohl war mir die Aussicht, den fatalen Fremdling wieder auf meiner Stube zu haben, höchst unerfreulich.

„Vielleicht, tröstete ich mich ist Susanne unterdeß angekommen!" — Aber da hatte ich mich schön geirrt! Das Haus war öde und leer, wie zuvor.

Als wir die Treppe hinaufstiegen, gieng der Cosak auf die erste Thüre, die er sah, gerade zu, und versuchte sie zu öffnen. Es war Susannens Zimmer, das in ihrer Abwesenheit immer verschlossen war. Ich suchte ihm das begreiflich zu machen, allein, statt mich anzuhören, öffnete er die daneben befindliche Ofenthüre und störte darin herum.

Da kannst du lange suchen! dacht' ich, weil ich wußte, daß meine Frau in ihrer Abwesenheit immer den Schlüssel mitnahm.

Aber — wer hätte das denken sollen — der Schlüssel fand sich wirklich. Der Cosak hob ihn triumphirend in die Höhe, wobei er mir zum Ueberfluß einen ziemlichen Schlag auf die Schulter gab, und schloß dann die Thüre auf. Er trat hinein, und ich folgte mit klopfendem Herzen nach.

Das eilfte Capitel.

Der erste Gegenstand, der sich meinem Begleiter zeigte, war der Ueberrest einer kalten Pastete und einige Bouteillen Wein, die meine Frau wahrscheinlich diesen Morgen beim Frühstück mit Wiesen stehen gelassen hatte.

Das war für den Nordländer kein übler Fund. Er nahm zu meinem Schrecken mit seinen nassen, beschmutzten Kleidern auf dem

netten, weiß und roth geblümten Sopha meiner Frau Platz.

Er langte tapfer zu, schenkte die beiden Gläser, welche auf dem Tische standen, voll, und gab mir zu verstehen, das ich mit ihm anstoßen solle. So wenig ich aber sonst ein dargebotenes Glas Wein — zumal, wenn es gut ist, und darauf hielt Suschen was — verschmähte, so war ich doch jetzt nicht in der Stimmung, Gesundheiten auszubringen.

Was wird meine Frau bei ihrer Zurückkunft sagen, dacht' ich, wenn sie dich und deinen Gast so, mir nichts dir nichts, in ihrem Zimmer findet? Sie wird böse werden, ja, ja, recht bitterböse werden, sie wird wohl gar — Aber, fügte ich hinzu, eigentlich kannst du ja nichts dafür, daß dir das Schicksal da den verwünschten Kerl über'n Hals schickt. Den möcht' ich sehen, der in gleicher Lage anders handelte!

So tröstete ich mich, und da der Cosak

mich nochmals zum Trinken aufforderte, und ich die glückliche Laune, in der er sich eben befand, nicht stören wollte, so griff ich halb gedankenlos zum Glase und stieß an. Ueberdieß hatte ich's wohl nöthig, mich etwas zu erwärmen, denn es fror mich, da ich bis auf die Haut durchnäßt war, so sehr, daß ich mit den Zähnen klapperte.

Wir tranken und aßen, so lange noch ein Bissen in der Schüssel und ein Tropfen in der Flasche war. Hierauf legte sich mein Gast auf's Ohr, und schnarchte bald so laut, daß man's, glaub' ich, im Hause neben an hätte hören können.

Das Schlafen steckt an wie der Schnupfen. Ich legte die Hände in den Schoos, gähnte ein Paar Mal, und folgte bald seinem Beispiele nach.

Das zehnte Capitel.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mag, aber so viel weiß ich, daß nicht leicht Jemand unsanfter aufgeweckt worden ist, als ich. Da gab's der Tölpel, der Klötze, der dummen Esel eine solche Menge, daß man bei etwanigem Begehr allenfalls die halbe Stadt mit dergleichen Ehrentiteln hätte versehen können. Und nun erst die Ohrfeigen! Ja, die Ohrfeigen, die Suschen austheilte — denn Sie haben doch wohl schon errathen, liebe Leser, daß von ihr hier die Rede ist — die kamen nicht einzeln, sie rauschten daher wie ein Platzregen.

Ja, aber — Warum ich mich nicht vertheidigte, meinen Sie, lieber Leser? Freilich that ich's. Aber da ist gut vertheidigen, wenn man nicht weiß, wo einem der Kopf steht. Und mich etwa thätlich zu widersetzen? — Da wär' ich nach übler angekommen, denn

Sie müssen wissen, daß ich Suschen in physischer Hinsicht durchaus nicht gewachsen war. Und dann, wo wäre mein altes Grundprincip von der Nachgiebigkeit geblieben?

Im Grunde konnt' ich aber auch meiner Frau ihren Zorn nicht gar so sehr verargen. Das schöne Sopha, wie es so übel zugerichtet war! Ihr Schmerz darüber erneuerte sich jedesmal, so oft sie es betrachtete, und ich glaube, wäre nicht Wiesen in's Mittel getreten, so weiß der Himmel, was mir noch Alles bevorgestanden hätte.

Den eigentlichen Stifter alles des Unheils, was mich betraf, den Cosaken, sah ich bei meinem Erwachen nicht mehr und erfuhr auch weiter nichts von ihm, da mich noch in derselben Nacht ein heftiges Fieber auf's Bette warf, das mich nach achttägigem Krankenlager, wie Sie, liebe Leser, wissen, hinraffte.

Susanna hat ihre harte Behandlung, zu der sie sich im ersten Zorn hinreißen ließ, nachher

oft genug bereut, und ich hab' es selbst aus meinem Bette mit angehört, wie ihr Wiesen, der mir sonst eben nicht gewogen war, bittre Vorwürfe darüber machte.

Das neunte Capitel.

Aber da hab' ich nun den Namen Wiesen wohl schon ein Dutzend Male genannt, und ich wette, daß meine Leser noch immer nicht recht wissen, wie Sie mit ihm daran sind.

Er war eigentlich, gerad' herausgesagt das, was man im gemeinen Leben einen verdorbenen Studenten zu nennen pflegt; hatte sich vier bis fünf Jahre in Halle aufgehalten, mit dem Studiren aber — der Himmel weiß, woran es gelegen haben mag — nie recht fortkommen können. Vermöge seiner frühern Verhältnisse mit Suschen, wovon ich weiter unten reden will, stellte er sich bald nach meiner Vermählung mit ihr wieder ein, und lebte nun, da er weder ein Amt, noch Vermögen hatte,

so auf gut Glück hin. Ein gescheuter Mensch weiß sich zu helfen.

Was mich nun anlangt, der ich eben auch nicht auf den Kopf gefallen bin, so wollte mir dies Verhältniß durchaus nicht gefallen. Im Grunde war mir das wohl nicht zu verdenken. Wiesen besuchte uns, oder vielmehr meine Frau täglich, er aß mit uns zu Tische, er fuhr mit Suschen aus, er scherzte, er koste mit ihr oft Stundenlang, er — kurz er betrug sich so, als ob er Herr vom Hause und ich — nichts wäre.

Und Suschen? — Ja nenne mir einmal einer eine Frau — und wär' es die beste — die ganz von Eitelkeit frei wäre, und der es nicht behagte, sich dann und wann artige Dinge vorschwatzen zu lassen, eine Kunst, in der ich es all' mein Lebtage nicht weit gebracht habe! Suschen litt es leider, und wenn ich ja einmal, so selten dies auch geschah, ein Wörtchen dagegen fallen ließ, so rückte sie mir in einem langen Sermon bald Mangel

an Nächstenliebe, bald leere Eifersüchtelei, Zweifel an ihrer Unschuld und Gott weiß! was Alles vor, oder brachte mich wohl gar, wenn sie gerade übler Laune war, durch handgreifliche Gründe ad absurdum.

In solchen Augenblicken erinnerte ich mich noch immer zu rechter Zeit an mein altes Grundprincip der Ehe; das heißt mit andern Worten: ich fügte mich in mein Schicksal und — schwieg.

Das achte Capitel.

Eigentlich waren wir beide, ich und Wiesen Nebenbuhler, denn wir bewarben uns zu gleicher Zeit um Suschens Hand. Ihr Vater war Pfarrer und der meinige ein ziemlich angesehener Kaufmann. Beide wohnten in Einer Straße und standen in dem besten Vernehmen mit einander. So konnt' es nicht fehlen, daß wir Kinder uns leicht täglich sahen.

Wie eigentlich Wiesen an den Pfarrer gekommen war, weiß ich nicht mehr genau! ich glaub', er hatte einen Brief von einem seiner alten academischen Freunde an ihn abzugeben, oder was es sonst war. Genug so viel weiß ich, daß ihm Suschen gewaltig in die Augen stach, und daß er den kleinen Rest seiner theologischen Kenntnisse, der ihm noch von der Universität her geblieben war, dazu nutzte, um mir in der Gunst des Herrn Pfarrers den Rang abzulaufen.

Allein der Alte, der ihm ein bischen auf den Zahn fühlte, merkte bald, daß es mit seiner Weisheit nicht weit her sei. Mir dagegen, der ich mich zwar im Reiche der Gelehrsamkeit nicht sehr umgesehen, aber deswegen auch nicht den mindesten Eigendünkel hatte, war Sr. Wohlehrwürden, wie es schien, bei weitem gewogener. Vielleicht gefiel ihm auch mein ruhiges, stilles Temperament, weil es sich dem seinigen mehr näherte.

Das wäre nun Alles recht gut und schön

gewesen, wenn nur Suschen etwas mehr auf mich gehalten hätte. Ja, wenn wir beide allein waren, da mocht's noch gehen: sobald sich aber nur der verwünschte Wiesen irgend wo blicken ließ, da war's mit unserm Gespräch rein aus. Ich mochte die interressantesten Gegenstände vorbringen, mochte ein Dutzend Schmeicheleien, die mir, meiner Natur nach, weiß Gott! schwer genug wurden, herausstottern, mochte vom Putztisch, vom Spiegel und der Himmel weiß wovon noch sprechen — unsere Unterhaltung war und blieb aus, und nun gieng's von Wiesens Seite an ein Schwatzen und Zieren und Liebäugeln, daß einer so geraden, treuherzigen Seele, wie mir, die Augen übergiengen.

Das siebente Capitel.

Ja, und was das Schlimmste war, ich durfte zu alle dem auch nicht das geringste sagen. Ich weiß einmal, daß ich gegen Wiesen etwas entrüstet that. Da wurde er blut-

roth und sagte: So müsse ich einem alten Senior nicht kommen! — Ich wußte freilich nicht, was das heißen sollte, aber mein Vetter, der auch studirt hatte, sagte mir: ich möchte mich wohl vor Wiesen hüten; denn die Senioren, das seien gerade die Schlimmsten auf der Universität, und gleichsam die Oberhäupter der übrigen Studenten, und führten eine Klinge, sagte mein Vetter, vor der man allen Respect haben müßte.

So was ließ ich mir nicht zweimal sagen, denn es wird wohl nicht leicht Jemand geben, der von Jugend auf vor allen Klingen in der Welt einen größern Respect gehabt hat, als ich, und ich kann wohl mit Recht behaupten, daß ich mich zu keinem Stande schlechter geschickt hätte, als zum Soldatenstande.

Also, wie gesagt, wollt' ich mich nicht in die gefährlichsten Händel verwickeln, so mußt' ich schon ein Auge zudrücken; ja ich mußte manchen Streich und manche Neckerei von Wiesens Seite gelassen dulden. Ich will hier

unter so manchen, die er mir spielte, nur ein n Fall anführen, der mich aufs empfindlichste kränkte.

Das sechste Capitel.

Ich hatte mich schon längst auf Suschens Geburtstag gefreut, und war im Stillen mit mir zu Rathe gegangen, womit ich sie überraschen wollte.

Ein Paar Verse machen bei solchen Gelegenheiten die beste Wirkung, dacht' ich. Aber sie selbst zu machen, das mußt' ich wohl bleiben lassen. Freilich Wiesen verstand sich herrlich drauf; er schrieb so ein Dutzend Zeilen mir nichts dir nichts hin, und das Ding ließ sich dann ganz allerliebst lesen. Aber nach dem Streich, den er mir gleich zu Anfange unsrer Bekanntschaft gespielt hatte, als ich ihn bat, ein kleines Gedicht an Suschen, versteht sich in meinem Namen, aufzusetzen, und er nun das albernste, abgeschmackteste Zeug von der

Welt hinschrieb — ja, seit der Zeit hatte ich kein Vertrauen mehr zu ihm.

Zuletzt entschloß ich mich kurz und gut, aus einem alten Notenbuche meines Vaters irgend ein Paar Verse abzuschreiben. Ich war indeß pfiffig genug mir solche zu wählen, unter denen der Name ihres Verfassers nicht stand, um sie desto sichrer für meine Arbeit auszugeben.

Gedacht gethan! Ich fand wirklich ein Paar Verse, deren Inhalt mir außerordentlich gefiel, schrieb sie höchst zierlich ab und legte sie dann an dem bestimmten Tage, wo ich bei dem Herrn Pfarrer zu Mittage gebeten war, heimlich unter seiner Tochter Serviette.

Das fünfte Capitel.

„Ei, ei, lieber Blockmann, sind die hübschen Verse von Ihnen?" sagte Suschen, als wir uns zu Tische gesetzt, und sie das Geburtstags-Angebinde gefunden hatte.

Das war nun in der That eine verfängliche Frage, und die Antwort darauf wurde mir um so schwerer, da Wiesen, der sich auch bei Tische befand, mich mit einem höchst zweideutigen Lächeln ansah. Ich stotterte nicht ohne Verwirrung ein Ja heraus.

„Darf ich Sie bitten, das Gedicht vorzulesen?" sagte Wiesen lächelnd, und das Mädchen las:

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen mahlt.
Ich sehe dich —

Verzeihen Sie, liebes Suschen, daß ich Sie unterbreche, rief Wiesen, indem er sich zu mir wandte: „Aber die Verse, lieber Blockmann, sind doch wohl nicht von Ihnen!" —

„Nicht?" stotterte ich verlegen. Ich wußte in der That nicht, ob ich ja oder nein sagen sollte.

„Nun ja, abgeschrieben mögen sie wohl von Ihnen seyn, fuhr Wiesen spöttisch fort, nur nicht selbst gedichtet! Wollen Sie sich gefälligst überzeugen?

Mit diesen Worten zog er ein Buch aus der Tasche, worin zu meinem Schrecken das Unglücksgedicht Wort für Wort, und drunter der Name Goethe stand.

„Es kann freilich nicht jeder Verse machen" sagte Suschen, indem sie Wiesen einen feurigen Blick zuwarf, der mir durch die Seele gieng.

„Wie man sich irren kann! sagte mein Nebenbuhler, wer hätte bei Ihrer Ehrlichkeit, lieber Blockmann, glauben sollen, daß Sie ein Plagiat begehen würden!" —

Ich saß da, als würd' ich fortwährend mit heißem und kaltem Wasser zugleich begossen. Was ein Plagiat sei, wußte ich nicht, so viel aber wußt' ich, daß ich einen erzdummen Streich begangen hatte.

Das vierte Capitel.

Daß ich Wiesen von jenem Tage an recht von Herzen Feind wurde, wird wohl jeder meiner Leser sich leicht vorstellen können.

Im Grunde verdroß mich aber auch das Benehmen von Suschens Vater, der doch die ganze Sache mitangesehen, und auch nicht ein Sterbenswörtchen von sich hatte hören lassen. Ueberhaupt schien es mir: er hätte einem Menschen, von dem keine Seele recht wußte, wo er hergestoben kam, wer seine Eltern seien, schon längst mit höflicher Manier den Stuhl vor die Thüre rücken sollen.

Freilich mochte Suschen, die nun einmal in den Sausewind vernarrt war, großen Theils dran Schuld seyn, daß dies nicht geschah, und der Alte war überdem zu nachgiebig, und dann auch zu vertieft in seinen Büchern. Ich weiß nicht, sah er manches nicht ein, oder wollt' er's nicht einsehen, kurz es blieb und blieb Alles auf dem alten Fuße.

Wiesen ließ es unterdeß an neuen Neckereien nicht fehlen. Jetzt wurde mir der Spaß doch zu arg, und da ich mich unlängst im Besitz eines wichtigen Documents befand, mit dem ich meinen Gegner plötzlich stürzen konnte, so nahm ich, gereizt wie ich war, keinen Anstand, diese Rache auszuüben.

Demzufolge steckte ich eines Tages, als ich gerade beim Herrn Pfarrer zu Abend aß, in den Rock Sr. Wohlehrwürden, der an der Wand hieng, weil er des Abends im Schlafrocke zu gehen pflegte, einen Brief, den Wiesen vor einigen Tagen auf einem Spaziergange mit dem Schnupftuche aus der Tasche gezogen hatte.

Das dritte Capitel.

Richtig! Wie ich's vorausgesehen hatte, so traf es ein. Was der Brief am folgenden Tage für Verwirrung im Hause anrichtete! Ich stellte mich sehr pünktlich ein, und war

Zeuge von dem heftigen Wortwechsel, der sich darüber zwischen dem Herrn Pfarrer und Wiesen erhob und damit endigte, daß dem letztern das Haus für immer verboten wurde.

Ich will die Leser nicht mit einer umständlichen Beschreibung jenes Streits aufhalten, und nur so viel sagen, daß Wiesen noch an demselben Tage unsre Gegend sehr entrüstet verließ, und erst zwei Jahre später, als der Pfarrer bereits gestorben war, seine Rechte an Suschen, meine nunmehrige Frau, wieder geltend zu machen wußte.

Aber wo bleibt denn der Brief, Herr Autor? Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, lieber Leser, hier ist er schon:

Lüber Sohn!

An dir is doch wahrhaftig Hobfen und Mals verloren! Denk' ich, du sitzest noch immer in Halle, und stutirst, daß du fertich wirst und deinen Cursum Abselvirst, und Müttlerweil' muß dich der leudige Sadan nach

N * * * fieren! Sag' mich nur, Fritzchen, was mal aus dich werden sull? Was du den Herr vetter schon vor schwäres Geld gekustet hast, und du Lebst so in Jubile hin, als wenn du's Geld nur so zu verjuchsen hätt'st: Und von die Schlegereien, sieh, und das du Senius, oder wie das Düng heißt, gewesen, und noch von Allerley was schlimmers, davon mich mein freund schreiben thut, wüll ich gar nüscht sagen. Deine Seel'ge Mutter, nu die hat wol Regt gehobt, wenn sie sagte: du sullst die schneiderei Lernen, wie dein Vader. Und was das Schlimste ist, du seist nig mehr in Halle, sagen sie! Schreib' mich um alleß in der Welt willen Frizchen was du dreipst, und wo du dich ufhälst.

Dein gedreuer Vader
Jakob Wiesen.

Das zweite Capitel.

Wer war froher als ich, da ich mir meinen Nebenbuhler mit so guter Manier vom Halse geschafft hatte!

Wie aber keine Freude ohne Leid ist, so hatte ich das Unglück, acht Tage drauf meinen guten Vater an einem Schlagflusse zu verlieren. Das Schicksal wollte ihm, wie's schien, die Freude nicht gönnen, seinen lieben Hans als Ehemann zu erblicken, denn daß ich nun gewonnen Spiel hatte, und bald in der genannten Qualität wirklich auftrat, das ist doch wohl eine Sache, liebe Leser, die sich allenfalls errathen läßt.

Ja aber —

Ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Ob mich Suschen denn auch wirklich liebte, meinen Sie? Das ist nun freilich eine von den Fragen, auf die sich nicht so ganz bestimmt ja oder nein antworten läßt. Ich glaub' wohl, Wiesen wär' ihr im Grunde lieber gewesen, aber bedenken Sie nur: der war ja so arm wie eine Kirchenmaus, und von der Luft kann man doch nun einmal in der Welt nicht leben.

Ueberdem war ja das Verhältniß mit Wiesen durchaus zerstört. Kurz, sie sah sich,

wie so viele ihres Geschlechts es schon gethan haben mögen, genöthigt, in einen sauren Apfel zu beissen. Das heißt mit andern Worten, sie griff nach meiner Hand, die mit den dreißigtausend Thälerchen — denn so hoch schätzte man das Vermögen meines Vaters — doch wahrlich nicht zu verachten war.

Das erste Capitel.

Ich glaube, sie hat daran nicht so übel gethan, als es vielleicht mancher holden Leserin für den ersten Augenblick scheinen mag. Ich war allenfalls wohl ein Mann, mit dem eine gescheute Frau fertig werden konnte.

Der Hauptgrund davon lag freilich in der natürlichen Anlage meines Charakters; vielleicht hatte aber auch die Erziehung, die mir mein Vater gab, nicht wenig dazu beigetragen, daß ich so wurde, wie Sie, liebe Leser, mich kennen gelernt haben. Die Pflicht, hübsch folgsam und nachgiebig zu seyn, wurde mir

von frühester Jugend an gepredigt, und ich weiß, daß mir's mein Vater mehr als hundertmale gesagt hat: mit dem Trotze käme man durchaus nicht in der Welt fort.

Vielleicht sagte er das hauptsächlich in Bezug auf meinen künftigen Stand als Kaufmann, dem ich mich, seinem Willen gemäß, widmen sollte. Wenn es mir aber auch darin nicht zu Statten gekommen ist, da ich nach meines Vaters Tode, ein Leben ohne Geschäfte der ewigen Plackerei, die man in einem Laden hat, vorzog, so sind jene Lehren doch gewiß in Hinsicht meiner ehlichen Verhältnisse von dem günstigsten Einflusse gewesen, und ich glaube, die alte Christiane hat wohl Recht gehabt, wenn sie schon als Kind von mir sagte: Das muß wahr seyn, aus unserm Hans wird einmal ein Ehemann, wie man ihn nicht alle Tage findet!

Louise Benoni.

Sir Edward, ein junger Engländer, hatte einen Theil Deutschlands durchreist, und wünschte nun auch Italien zu sehen. Er konnte diesen Wunsch um so leichter befriedigen, da ihn kürzlich der Tod seines Vaters zum Erben eines bedeutenden Vermögens gemacht hatte. Jugend und natürliche Neigung foderten ihn zu einem fröhlichen Lebensgenusse auf, und er war nicht gesonnen, diesen Auffoderungen kein Gehör geben zu wollen. So erschien er überall als freigebig, ja nicht selten als verschwenderisch; doch hatte sein Aufwand wenigstens die gute Seite daß er nie in's Lächerliche fiel. Auch bediente er sich seines Vermögens sehr oft zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden, wozu ihn nicht Prunk-

sucht, sondern wahres inniges Mitleid veranlaßte. Diese wohlthätige Richtung seines Charakters hatte Edward ganz vorzüglich der Bekanntschaft mit einem jungen Edelmanne zu danken, der ihn auf dem größten Theil seiner Reise begleitet hatte, dann aber, einer Unpäßlichkeit halber, in Wien zurückgeblieben war. Der junge Engländer hatte daher ohne ihn die Reise nach Italien fortgesetzt.

In den piemontesischen Thälern wählte er, unbekannt mit den gefährlichen Wegen, statt eines italienischen Maulesels, ein englisches Roß, und war durch keine Warnung von dieser Grille abzubringen. Er mußte indeß schmerzlich genug dafür büßen. Sein Pferd, des schmalen Pfades ungewohnt, that einen Fehltritt und stürzte mit seinem Reiter in eine jähe Tiefe hinab. Blutend und leblos fanden ihn hier seine Gefährten und brachten ihn zu einem nahegelegenen Hause, das die Wohnung eines begüterten Landmannes zu seyn schien. Von Mitleid oder Neugierde herbeigelockt, strömten mehrere Thalbewoh-

ner hinzu, und nahmen sich des Leidenden an. Vor allen aber war's der Eigenthümer jenes Landsitzes, Venoni mit Namen, der sich zu lebhafter Theilnahme aufgefordert fühlte. Bald gelang's ihm mit Hülfe seiner Tochter, den Entseelten in's Leben zurückzurufen. Man verband seine Wunden, brachte ihn zu Bette, und wartete ihn bei dem heftigen Fieber, das ihn bald darauf befiel, mit so vieler Sorgfalt und Pflege, daß Edward nach Verlauf einer Woche völlig genas.

Mit feurigem Danke überhäufte er seine Wohlthäter, und nahm Venoni's Einladung, einige Zeit bei ihm zu verweilen, mit Vergnügen an. Sie war ihm um so willkommener, weil er dadurch Gelegenheit zu finden hoffte, mit seiner Tochter näher bekannt zu werden, die ihn auf eine wunderbare Weise angezogen hatte. Der feine Ton der Unterhaltung, den er an ihr bemerkte, ließ sich keineswegeß mit ihrem Stande vereinen, und er war eben Willens, ihren Vater darum zu befragen, als dieser einst im Gespräche fallen

ließ, daß eine junge, reiche Dame, die sich einige Zeit in dieser Gegend aufgehalten, Louisen als Kind zu sich genommen und erzogen habe.

Nach dieser flüchtigen Schilderung harrte Edward sehnlich auf eine Gelegenheit, mit Louisen einen nähern Umgang anzuknüpfen. Diese Gelegenheit fand sich bald. Musik und Malerei waren die einzigen Künste, in denen Louise nicht geringe Fortschritte gemacht hatte, und die ihr als Erholung nach den häuslichen Geschäften sehr lieb waren. Edward freute sich im Stillen, daß er hierin auch nicht ganz unerfahren sei, und hoffte durch diese Studien ein vermittelndes Band gegenseitiger Zuneigung anknüpfen zu können. Er hatte sich nicht mit einer leeren Hoffnung getäuscht. — Louise fühlte bei ihren Zeichnungen ein Vergnügen, daß sie noch nie empfunden hatte, wenn sie Edwards Beifall erhielten, und Venonis häusliche Concerte schienen noch nie so erheiternd gewesen zu seyn, als jetzt, wo Edward daran Theil nahm. Venonis Flöte

übertraf die Instrumente der sämmtlichen Thalbewohner, ein gleiches Lob mußte man der Laute seiner Tochter zuerkennen. Wie erwünscht mußte es daher beiden kommen, daß Edward, ein junger, liebenswürdiger Mann sich bereit zeigte mit der Violine zu accompagniren, die er mit vieler Gewandheit und Zierlichkeit spielte.

So süß aber auch immer der Klang dieses Instruments dem Vater dünken mochte, so lag doch für Louisen ein ungleich süßerer Wohllaut in Edwards Stimme. Sie glaubte in Allem, was er sagte, einen unbeschreiblichen Ausdruck des Wohlwollens, der innigsten Theilnahme zu finden. Vielleicht trug auch das Aeußere des jungen Mannes nicht wenig dazu bei, um bei seinen Worten mit Antheil zu verweilen. Seine Züge, obschon mehr ernst, wie dies ein charakteristischer Zug seiner Nation zu seyn pflegt, gewannen eben dadurch etwas Einnehmendes, und die Blässe, die ihm seit jenem Falle zurückgeblieben war, gab ihm jenen Anstrich einer stillen Schwärmerei, von

dem sich ein junges, blühendes, kaum siebenzehnjähriges Mädchen so leicht angezogen fühlt.

Edward machte bald im Stillen die Bemerkung, daß ihm Louise nichts weniger als gleichgültig sei. Zwar suchte er sich öfters zu überreden, daß ihn blos Dankbarkeit an sie feßle, allein eine innere Stimme, die ihm fortwährend zurief: Du liebst sie, du liebst sie über Alles! vermochte er doch nicht ganz zu unterdrücken. — Wenn er dann eine Vergleichung zwischen ihrem Stande und dem seinigen anstellte, bei der natürlich das unbegüterte Landmädchen zu kurz kam, so dünkte ihm es bald darauf wieder, als ob ihre Reize, ihr gutes Herz, ihre Häuslichkeit, ihm eine reichliche Entschädigung für ihre niedrige Abkunft böten. — In diesen Zweifeln schwankte er lange hin und her, und gelangte endlich zu dem Entschlusse, sich bei der ganzen Sache mit Ruhe und Mäßigung zu betragen, und jede leidenschaftliche Regung, so viel als möglich, zu unterdrücken.

Eines Abends fand er Louisen in ihrem Zimmer auf der Laute spielend, wie sie dies nach den Geschäften des Tages zu thun pflegte. Es war eine düstere, schwermüthige Composition, die sie zum Andenken ihrer entschlummerten Mutter verfertigt hatte. Sie schien ernster als gewöhnlich zu seyn. Edward nahm Gelegenheit sich nach dem eben beendigten Liede zu erkundigen. „Dies Lied, sagte sie, indem sie die Laute weglegte, hat, außer meinem Vater, noch Niemand gehört. Ich spiel's bisweilen, wenn ich allein bin, und mir's so recht schwer um's Herz ist! Ich weiß nicht, wie es mir gerade jetzt einfiel, doch ist mir allerdings nicht wohl zu Muthe!" —

Sie sagte die letzten Worte mit merklich zitternder Stimme. Edward drang mit Heftigkeit in sie, ihm ihren Kummer zu vertrauen, und erfuhr dann nach einigem Widerstreben Folgendes. Ihr Vater hatte den Sohn eines benachbarten Landmannes, einen reichen aber rohen, gefühllosen Menschen zu ihrem Gatten bestimmt. Vergebens hatte sich das unglück-

liche Mädchen gegen diese Verbindung gesträubt: Venoni war, durch den Reichthum des Freiers geblendet, von seinem einmal gefaßten Entschlusse nicht abzubringen. „Denken Sie sich's, Sir Edward, so schloß Louise ihre Erzählung, diesem Menschen meine Hand zu geben, durch's Leben zu gehen mit einem solchen Manne!“ —

Der Ton der innigsten Wehmuth, mit dem sie diese Worte aussprach, bewegte Edwarden auf's tiefste. Er dachte seines unlängst gefaßten Vorsatzes mit keiner Sylbe mehr in diesem Augenblick. —

„Beruhigen Sie sich, rief er, indem er mit leidenschaftlicher Heftigkeit Louisens Hand ergriff, schon der Gedanke an eine solche Verbindung wäre Frevel!“ — Er pries mit Feuer ihre Reize, hob ihre Tugenden rühmend empor, und schloß endlich mit — Schwüren ewiger, unveränderlicher Liebe. Louise hörte seinen Worten mit sichtbarem Antheil zu, und vermochte ihre Freude nur schwach unter der

Röthe zu verbergen, die ihre Wangen flammend überzog. Edward benutzte den günstigen Augenblick, der sich ihm bot, um von dem Feuer, der Reinheit seiner Liebe, und nebenbei von der Nichtigkeit leerer Formen in Betreff ehlicher Verbindungen zu reden. „Wozu bedarf es dieser Dinge, rief er, wo die Herzen einig sind?“ — Er bahnte sich so den Weg zum Vorschlage einer heimlichen Flucht, und wußte denselben so anlockend zu machen, daß das bestürmte Mädchen sich fast bereit zeigte, sein Verlangen zu gewähren, als das Geräusch naher Stimmen sie unterbrach.

Es war Venoni, der seinen künftigen Schwiegersohn mitbrachte. Edward sah in ihm den rohen, unwissenden, gemeinen Menschen, den ihm Louise vorhin geschildert hatte. Ihr Vater aber sah ihn mit ganz andern Augen an. Achtungsvoll beugte er sich vor dem Günstlinge des Glücks, und fand den Mangel der Vorzüge, die uns Natur und Erziehung geben, sehr entbehrlich. Er zog seine Tochter heimlich zu sich, und vertraute ihr, daß ihre

Vermählung nach Verlauf einer Woche spätstens statt haben werde.

Am andern Morgen fühlte sich Louise nach schlafloser Nacht sehr unwohl und hütete den ganzen Tag das Zimmer. Erst, als es Abend geworden war, verließ sie es und wandelte in sich gekehrt ihrem Lieblingsplatze zu. Es war eine einsame Gegend an den Ufern eines kleinen Flusses, wo einige hochgeschoßte Pappeln ein dichtverwachsenes Bosket bildeten. Hier setzte sie sich auf dem bethauten Rasen nieder, und überließ sich beim süßen Tone einer Nachtigall, die im nahen Busche sang, ihrer düstern Stimmung.

Ein plötzliches Geräusch erweckte sie aus ihren Träumen. Sie fuhr empor und — Edward stand vor ihr. Er sah ernster und bleicher, als gewöhnlich; seine Züge verriethen den heftigen Kampf seiner Seele. Es war, als ob er reden wollte und nicht vermochte die Gefühle seines gepreßten Herzens in Worte zu fassen. —

„Ist Ihnen nicht wohl, Sir Edward?" fragte Louise mit matter, gebrochener Stimme. — „Sehr unwohl, rief Edward, aber mein Uebel ist geistiger Art, Louise kann mir keine Heilung dafür geben!" — Er hielt einen Augenblick inne. Dann fuhr er lebhafter fort: „Ich bin unglücklich, aber ich verdiene es zu seyn. Ich habe die Rechte der Gastfreundschaft verletzt, habe mit schwerem Undank vergolten, wo ich dankbar seyn sollte. Ich zerriß den Frieden, die glückliche Eintracht harmloser Menschen, aber ich mag es nicht länger ertragen, diejenigen unglücklich zu sehen, welche vorher so glücklich waren. — Mein Entschluß steht fest. Ich verlasse dich Louise. Ich werde unglücklich seyn, ich weiß es, aber ich will mein Unglück ertragen, wenn ich nur weiß, daß du glücklich bist. — Sei es im Gefühl kindlicher Liebe, sei es — o Gott — mit deinem künftigen Gatten, den vielleicht der Besitz eines solchen Weibes zartfühlender macht!" Er holte einige Male tief Athem, nnd schien gefaßter geworden zu seyn. — „Ja Louise, laß uns scheiden, laß mich zurück-

gehn in meine Heimath; im Gewühl der Geschäfte, der Zerstreuungen gelingt's mir vielleicht die verlor'ne Ruhe wiederzufinden. Der Gedanke mit dir durch's Leben wandeln zu können, war ein Traum, ein süßer, schöner Traum. Er ist vorüber, und wohl mir, wohl uns beiden, daß er es ist!" —

Thränen waren die einzige Antwort, die das unglückliche Mädchen in diesem Augenblicke geben konnte. Aber es waren Thränen des innigsten Gefühls, Thränen um einen Ewigverlornen. —

Edward's Bediente erschienen mit einem Wagen, bereit zur Abreise. Er ließ sich von einem derselben ein Kästchen geben, öffnete es und nahm zwei kleine Gemälde heraus. Das eine ergriff er mit Heftigkeit, küßte es zu wiederholten Malen und verbarg es in seinem Busen. Es war Louisens Bildniß, das er selbst entworfen hatte. — „Hier dieses, sagte er, indem er sich zu ihr wandte, mag dir bisweilen die Züge desjenigen vergegenwärtigen, der dich

einst über Alles liebte, und nie aufhören wird dich zu lieben! Sieh es als Vermächtniß eines Scheidenden an, den du nimmer wieder siehst!" —

Wie könnten wir schildern, was in diesem Augenblicke in Louisens Herzen vorgieng. Wer wahrhaft geliebt hat, wird sich ihre Gefühle denken, ihren wilden, allverzehrenden Schmerz mitempfinden können. Todtenblässe und glühende Röthe wechselten auf ihrem Gesichte. Das Glück oder Unglück ihres Lebens hieng an diesem einzigen Augenblick. Sie fühlte es und rief in der entsetzlichsten Beklemmung: „O Edward, sagen Sie, rathen Sie mir, was soll ich thun?" — Edward stand überrascht und betroffen still, wandelte einige Male heftig auf und ab und — ergriff Louisens Hand und führte sie zum Wagen. Mit Sturmesschnelle rollte er davon, und bald waren die Liebenden weit entfernt von den Thälern, wo die Heerden des unglücklichen Venoni weideten.

Aber die traurigen Folgen des raschen Schrittes, den Louise gethan hatte, blieben nicht aus, und straften sie durch die wehmüthige Rückerinnerung an ihre Heimath, die sich ihr rastlos quälend aufdrang. Weder die Schwüre ewiger Treue, die ihr Edward gab, noch die Achtung und Auszeichnung, die er ihr während der Reise erwies, vermochten ihrer trüben Stimmung eine andere Richtung zu geben. Edward fühlte ihren Kummer, als ob es sein eigener wäre. Er fühlte ihn um so tiefer und inniger, da er sich seltner in Worten, als in unwillkührlich hervorbrechenden Thränen äußerte.

Bei seiner Ankunft in England führte er Louisen auf ein, in der Nähe von London gelegenes Landgut. Hier fand sie für jede Bequemlichkeit des Lebens reichlich gesorgt, ja sie erhielt zugleich völlige Freiheit und Mittel den Aufwand zu bestreiten, den der Stand ihres Gatten foderte. Sie machte indeß von der Güte Edwards nur selten Gebrauch, und bediente sich unter andern seiner Equipage nie,

weil sie ihre Lage weniger zu zeigen, als zu verhüllen und vor sich selbst zu vergessen wünschte. Wie ehemals in den Thälern, wo sie ihre Jugend verlebt hatte, waren auch hier Musik und Malerei ihre einzigen Vergnügungen, wenn das anders Vergnügen genannt werden kann, was auf Augenblicke das peinliche Gefühl der Gegenwart und die Qualen der Erinnerung hinwegdrängt. Vorzüglich beunruhigend für sie war der Gedanke an ihren Vater. Sie konnte sich das Schicksal eines alten, verlassenen Mannes, den sein einziges Kind hintergieng, nicht hart und drückend genug vorstellen. —

Edward hatte anfangs geschwankt, auf welchem Wege er heimlich für Venoni's Schicksal Sorge tragen sollte. Denn ihm geradezu eine Unterstützung anzubieten, kränkte sein Zartgefühl. Er erblickte darin einen Ersatz, den er dem alten Manne für den Verlust seiner Tochter geben wolle. Nach mehrern geheimen Nachforschungen, die er über Venoni's Schicksal anstellte, erhielt er endlich

die traurige Nachricht, daß der Greis bald nach dem Entschwinden seiner Tochter seine Hütte verlassen habe und in einem Dorfe in Savoyen gestorben sei.

Mit möglichster Behutsamkeit machte Edward Louisen diesen Todesfall nach und nach bekannt; allein die Wirkung, die derselbe auf sie hatte, war demungeachtet heftig und erschütternd. Ihre Ruhe schien für immer dahin zu seyn und Edward's Bitten und Thränen vermochten nichts über ihren Schmerz. Als er indeß allmälich in eine stille Schwermuth überzugehen schien, da hielt es Edward für wohlgethan, sie auf einige Zeit nach London zu führen, hoffend, daß neue Gegenstände, das große, rege, verwirrte Leben dieser Stadt, ihrem Geiste eine andere Richtung geben würden.

Edward hatte bei seiner Ankunft in London seine Schwester mit einem Manne von Stande vermählt gefunden. Dieser hatte sie wegen ihrer Schönheit, sie ihn seines Reich-

thums halber gewählt; die Liebe hatte eigentlich keinen Antheil an dieser Verbindung gehabt. Daher führten beide, wie das so oft der Fall zu seyn pflegt, bei fürstlichen Einkünften ein trauriges Leben, und bemühten sich vergebens den Mangel wahrer Freude durch erkünstelten Frohsinn zu ersetzen. Edward lernte bei mehrmaligen Besuchen dies Verhältniß auf das genauste kennen, fand aber nur Stoff zum Unmuth und Ueberdruß darin, und blieb endlich ganz aus den Cirkeln weg, die eine leere, geist- und herzlose Unterhaltung, größtentheils auf Unkosten des guten Rufes Anderer, bildete. Auch fand er genugsam Gelegenheit die selbstischen Grundsätze dieser Versammlungen kennen zu lernen, und wurde mit Schrecken gewahr, wie dasjenige, was sie Freundschaft, Liebe nannten, leicht und spurlos dahinrauschte, wie ihre Vergnügungen.

Wie war's ihm dann wieder so wohl, wenn er zu Louisen zurückkehrte! Hier fand er Gefühl, Herzlichkeit, reine, innige Zuneigung. — Ihre Stimmung war seit einiger Zeit et-

was heiterer geworden, und sie bemühte sich mit Ernst eine ruhigere Fassung anzunehmen, um den, der sie so sehr liebte, nicht durch ihren Gram zu verstimmen und zu kränken. So pflegte sie, wenn Edward sie bisweilen bei ihrem schwermüthigen Liede überraschte, schnell in eine fröhliche Melodie einzufallen. Er sah diese Aufmerksamkeit mit Wohlgefallen, erblickte darin einen Beweis ihrer Liebe und verdoppelte die seinige.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit einem Einwurfe begegnen, der uns von unsern Lesern mit Recht gemacht werden kann. Wir erwarteten längst, können sie einwenden, daß Edward, den wir als einen edlen, gutgesinnten Mann kennen lernten, Louisen seine Hand reichen, und sich auf diese Weise über ein, in jedem Falle zweideutiges, Verhältniß vor der Welt und vor sich selbst rechtfertigen werde. — Zur Beseitigung dieses gegründeten Einwurfs diene Folgendes. Längst hatte Edward in Louisens Augen Wünsche gelesen, die sie nicht zu sagen wagte. Auch hatte er sich nicht geirrt, wenn er einen großen Theil ihrer trü-

ben Stimmung auf das Verhältniß schob, in dem sie zu ihm stand. Nur der Gedanke, was der Stolz seiner Verwandten zur Vermählung mit einem fremden, unbegüterten Mädchen von geringer Abkunft sagen würde, hatte ihn bis jetzt von einem festen Entschlusse zurückgehalten. Nach reiflicher Ueberlegung fühlte er indeß, wie thöricht es sei, sich von Vorurtheilen gängeln zu lassen, die er so oft verachtet hatte, und gieng daher eines Abends zu Louisen, mit dem Vorsatze, sie durch seine Nachricht zu überraschen.

Er fand sie auf der Laute spielend. Ihre Augen verriethen ihm, daß sie geweint habe. „Ich will sie trocknen, diese Thränen, dacht' er, und war eben Willens ihr die erfreuliche Ursache seines heutigen Besuchs zu vertrauen, als plötzlich auf der Straße der Klang einer Flöte süß und schmelzend ertönte. Louise legte betroffen die Laute weg und horchte. Die Töne schienen ihr bekannt, es war ihr, als ob sie die Melodie öfters in ihrer Heimath gehört habe. Tausend wehmüthige Erinnerungen einer fernen Vergangenheit knüpften sich an

die leiser und immer leiser verhallenden Klänge; sie fühlte sich aufs wunderbarste ergriffen und bewegt. Edward blickte sie eine Zeitlang mit stiller Theilnahme an, und sandte dann einen Bedienten nach dem Flötenspieler.

Es war ein alter Mann, bleichen Angesichts und gehüllt in einen weiten Mantel. Er setzte sich schweigend auf einen nahe an der Thüre stehenden Stuhl und blies einige heitere Lieder. Louise stutzte; es dünkte ihr, nach diesen Melodien in ihrer Jugend getanzt zu haben. Mit einem leichten Uebergange fiel der Greis dann in jene düstre, schwermüthige Composition, die Louise zum Andenken ihrer Mutter verfertigt hatte. Bewustlos, von Empfindung überwältigt, stürzte sie jetzt mit einem lauten Schrei auf den Fremdling los. Er warf Bart und Mantel ab; es war — ihr Vater. Sie wollte ihn an ihr Herz drücken, er wich augenblicklich ihrer Umarmung aus. Dann aber kehrten die Gefühle der Natur plötzlich mit aller Stärke zurück, und unter einem Strome von Thränen preßte er die lang verlorene Tochter an seine Brust.

Edward stand bei dieser unerwarteten Scene in sichtbarer Verlegenheit und Verwirrung da. „Ich komme nicht, sagte Benoni, indem er sich zu ihm wandte, um Ihnen Vorwürfe zu machen. Ich bin ein armer alter Mann, und kam nur hieher, mein Kind noch einmal zu sehen, ihm zu vergeben und zu sterben. Als Sie mich und meine Tochter zuerst sahen, Sir Edward, da war ich nicht derjenige, der ich jetzt bin. Sie fanden uns ruhig und harmlos, wir tanzten, wir sangen, und es gab kein kummervolles Herz in unserm Thale. Sie kamen, Sie sahen uns beglückt und nahmen grausam unsre Freude mit sich fort. Seit dem unglücklichen Tage erklang Benoni's Flöte nicht wieder; Gram und Schmerz haben den trostlosen Vater bis zur Grube gebeugt. Aber auch Sie selbst — gestehen Sie's einem alten Manne — sind Sie glücklich? Ihr düstrer Blick — diese Thränen, dieses bleiche Antlitz meiner unglücklichen Tochter" —

„Ich will sie trocknen! rief Edward in der heftigsten Bewegung. Du, Louise, wir alle wollen glücklich seyn! Kannst du mir das

Unrecht vergeben, Venoni, daß ich dir dein einziges Kind entführte? Kannst du's Louise, daß ich so lange zögerte, dich als treues Weib in meine Arme zu schließen? Ach, was hätt' ich euch nicht Alles in diesem Augenblicke zu sagen, aber mein Herz ist so voll. Sieh, eben wollt' ich dir erklären Louise — da beglückte uns die ewige Vorsicht in einem Maaße, wie wir's wohl nimmer hoffen konnten. So erfahre denn nun die Welt, was du mir warst, und ewig seyn wirst. Ich verachte sie, diese kleinlichen Vorurtheile, durch die ich, eine Zeitlang verblendet, mich verleiten ließ, den schönsten Anfoderungen des Lebens zu entsagen!" —

Venoni sank, von Empfindungen überwältigt, bald in Edward's, bald in Louisens Arme. „Wie ich so glücklich geworden bin, rief er aus, auf einmal so reich und glücklich!" — „Du sollst es erst werden, entgegnete Edward, wir kehren in dein Thal, in die alte Wohnung zurück, wo wir einst so froh waren. Süß wie ehemals töne dann wieder deine Flöte, und Ruhe und harmloser Friede kehre zurück in Venoni's Hütte!" —

Alter schützt vor Thorheit nicht.

Der Kammerherr von Windheim galt in der Residenz für einen der beliebtesten Cavaliere, weil er sich eine Reihe von Jahren mit dem feinen Ton des Hofes und der dort üblichen Etikette innigst vertraut gemacht hatte, und sich vorzüglich gegen Sr. Durchlaucht einer kriechenden Devotion befliß. Nicht in gleichem Maaße ward ihm dies Glück bei dem schönen Geschlechte zu Theil. Damen und Mädchen nahmen auf jene Vorzüge wenig Rücksicht, und belächelten im Stillen den alten Hagestolz, der sich ihrer Gunst versichern wollte, und ein Recht usurpirte, das sie nur jüngern seines Geschlechts zugestehen mochten. Je mehr er aber Neigung zu Amor's süßem

Spiele in sich fühlte, das ihm so manche mißliche Erfahrungen in seiner Jugend noch immer nicht verleidet hatten, desto peinlicher war's für ihn, täglich in seinem Spiegel zu erblicken, daß die Macht der Zeit nicht schonend an ihm vorüber gieng. Sie grub mitleidslos manche Furche in sein Gesicht und verwandelte auf seinem Haupte manches schwarze Härchen in ein weißes. Gegen diese tückischen Verräther seines Alters entbrannte aber sein heftigster Zorn, und er ließ sie durch seinen Kammerdiener mit einem glühenden Brenneisen vertilgen. Was ihm auf diese Weise an Reizen abgieng, suchte er durch eine mehr kostbare, als geschmackvolle Kleidung zu ersetzen, und ein bedeutendes Vermögen gönnte ihm oft den süßen Triumpf, auf Assembleen und Bällen in dieser Hinsicht als der Erste zu gelten. Auch gewährte ihm dieser reichliche Münzenvorrath den Genuß eines gemächlichen Lebens, so daß er, falls ihn nicht eine Festlichkeit oder ein verliebtes Abentheuer aus seiner Ruhe aufscheuchte, manche Tage auf den weichen Kissen seines Sopha's verträumte.

In diesem seeligen Far niente überraschte ihn eines Morgens, als er eben behaglich eine Tasse Chokolade schlürfte, sein Kammerdiener mit einer unerwarteten Bothschaft. Er, der seit Jahren der Vertraute seines Herrn und Vermittler bei manchen Liebeshändeln gewesen war, stellte ihm jetzt ein neues Abentheuer dieser Art mit so lebhaften und lockenden Farben dar, daß der Kammerherr voll Ungeduld und Entzücken in der Stube umhertrippelte, und vor vielen Fragen den Erzähler fast gar nicht zu Ende kommen ließ.

Die Schöne, die diesen lebhaften Wortwechsel veranlaßte, war Röschen, die Tochter eines Pächters auf dem Gute Waldau, das einige Stunden von der Residenz entfernt lag. Sie blühte eben in's siebenzehnte Jahr hinüber, und ließ sich wohl der Blume, deren Namen sie führte, an Zartheit und Lieblichkeit vergleichen. Die Natur hatte sie nicht karg mit Reizen ausgestattet. Ein holdes, stets freundliches Gesicht, aus dem ein Paar schwarze Augen schelmisch hervorblickten, ein schlanker

Wuchs und ein gewisses freies, unbefangenes Wesen zeichneten sie gar vortheilhaft aus. Doch auch ihr Geist hatte durch väterliche Fürsorge eine wohlthätige Richtung genommen, und ihr stilles, häusliches Wesen, ihre Theilnahme an den Freuden und Leiden eines jeden, befestigten die gute Meinung, die man von ihr hatte, überall, so daß sie von manchen Müttern ihren Töchtern als Vorbild aufgestellt zu werden pflegte.

Dies war das Mädchen, dessen Bekanntschaft dem Kammerherrn als das höchste Glück erschien. Doch war er eben nicht gesonnen, den Genuß dieses Glückes weit hinauszuschieben. Augenblicklich ward der Diener zu Bestellung eines Wagens ausgesendet, der ihn zu der Holden bringen sollte. In der Zwischenzeit gieng er mit sich zu Rathe, wie er ihr seine Aufwartung am schicklichsten machen könne. Gern hätte er sich im höchsten Glanze gezeigt, weil er aus Erfahrung wußte, daß das Sprüchwort: Kleider machen Leute, noch immer bei dem schönen Geschlechte in gebühren-

der Achtung stand. Doch schien's ihm rathsamer ein strenges Incognito zu beobachten, um nicht die Augen der Menge auf sich zu ziehen, und seinen wahren Stand zu verrathen. Gerade auf dieses Dunkel seiner Abkunft baute er zuversichtlich die Hoffnung eines günstigen Erfolgs seiner Liebesbewerbungen. Mißmüthig zog er daher sein stattliches Tressenkleid aus und hüllte sich in ein simples braunes Gewand, das ihm, seiner Meinung nach, viel von seinen Reizen entzog.

Während er vor seinem Spiegel über diese verdrießliche Metamorphose erbauliche Betrachtungen anstellte, erinnerte ihn die knallende Peitsche des Fuhrmanns an seine Abfahrt. Der Wagen rollte schnell und lustig mit ihm davon, ja mit einer solchen Schnelle, daß der Kammerherr bei den häufigen Leibeserschütterungen die glühendste Sehnsucht nach den weichen Polstern seines Sopha's empfand. Rastlos schwankte er in dem Fahrzeuge, wie in einer Wiege, umher, und bemühte sich vergebens in's Gleichgewicht zu kommen. Dies jugend-

liche Beruhigungsmittel behagte indeß seinen Jahren keinesweges, und verdrießliche Händel, in die sein Kopf fortwährend mit den Seitenwänden des Wagens gerieth, preßten ihm öfters lebhafte Töne des Unmuths aus. Auch fruchtete in dieser Noth sein an den Fuhrmann erlassener Ruf, langsamer zu fahren, wenig oder gar nicht, indem dieser aus Gewohnheit oder Eigensinn gar bald die erhaltene Weisung überschritt. Kein geringer Trost war indeß der Gedanke: daß er nun bald nach diesen Stürmen in den stillen Hafen der Ruhe, und, was ihm noch süßer dünkte, der Liebe einlaufen werde. Höchlich erfreute er sich daher, als der Kirchthurm von Waldau sich in der Ferne erhob.

Am Dorfe ließ er seinen Wagen halten, und begab sich auf den Weg, um das Terrain zu recognosciren. Er fand das wohl bezeichnete Häuslein, in dem die Königinn seines Herzens wohnte, gar bald, und meldete durch ein leises Pochen seinen Besuch an. Die Thüre öffnete sich und Röschen trat ihm mit

den freundlichen Worten entgegen: Was sein Begehr sei? — Aber die holde Anmuth des Mädchens überraschte ihn so sehr, daß er für den Augenblick seine ganze Fassung verlor, und die Antwort auf jene Frage schuldig blieb. Doch besann er sich bald und bat zur Kühlung nach einem weiten Spaziergange um ein Glas Milch.

„Damit kann ich dienen, versetzte das Mädchen, wenn Sie ein wenig warten wollen!" — Mit diesen Worten hüpfte sie leichten Schrittes zur Thüre hinaus. Der Kammerherr benutzte diese willkommene Pause, um sich von seiner Ueberraschung zu erhohlen und seinem Geiste Röschens Reize theilweise vorüber zu führen. Das Resultat dieser Zergliederung war, wie sich leicht denken läßt, kein anderes, als daß er noch nie ein holdseeligeres Geschöpf gesehen, und der Vertraute seine Schilderung ganz nach der Wahrheit entworfen habe.

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß

ich Sie so lange warten lassen, versetzte Röschen, indem sie ein Glas Milch auf den Tisch setzte. Mein Vater ist über Land gefahren, und ich konnte den Schlüssel zum Milchschranke nicht sogleich finden." — Diese Entdeckung gefiel dem Kammerherrn gar nicht übel, doch fühlte er, daß es jetzt gerade Zeit sei, ein Gespräch einzuleiten, das ihn seinem Ziele näher brächte. Er bahnte sich dazu den Weg durch ein übermäßiges Lob, das er der Lage des Dörfleins ertheilte, und wagte dann den etwas kühnen Sprung von der Schönheit der Gegend auf die Anmuth ihrer Bewohnerinnen, unter denen er Röschen schmeichelnd den ersten Rang zuerkannte.

Sie erwiederte dies Hofcompliment mit einem bescheidenen: „Sie sind gar zu gütig!" und bemühte sich das Gespräch zu landwirthschaftlichen Beschäftigungen hinüberzuführen, was ihr auch mit einer leichten Wendung gelang Dem Kammerherrn kamen indeß jene idyllischen Darstellungen, so lange er über den Hauptpunkt in Ungewißheit schwebte, höchst

ungelegen. Er suchte sie durch eine Schilderung häuslicher Freuden zu verdrängen, und stellte dabei das Glück der Liebe mit so beredten Farben, und zugleich mit so persönlichen Beziehungen dar, daß Röschen gar bald einsah, sie sei die Erwählte, die dieses Glücks theilhaft werden solle. Sie spürte jedoch nicht große Sehnsucht nach dem irdischen Paradiese, das er vor ihren Augen eröffnete, und sagte etwas ernst: „Ihr Antrag, mein Herr, setzt mich in nicht geringes Erstaunen. Sie sehen mich heute zum Erstenmale, Sie kennen mich gar nicht. Eben so geht es mir mit Ihnen. Doch, wie dem auch sei, ich muß Ihren Antrag nothwendig ablehnen, da es mir nicht mehr frei steht, mit meinem Herzen nach Willkühr zu schalten. Das Schicksal führte mir Robert als Gefährten meines Lebens zu; mein Vater billigte meine Wahl, und in wenig Tagen sind wir auf ewig vereint!" —

Diese Erklärung traf den feurigen Liebhaber wie ein Donnerschlag. „Und wer ist dieser Robert?" fragte er, um seinem gepreßten

Herzen Luft zu machen. „Der Sohn unsres Amtmanns, entgegnete Röschen, der edelste, der beste Jüngling!“ Eine freudige Röthe überzog in diesem Augenblicke die Wangen des Mädchens, und der gekränkte Nebenbuhler wollte vor Neid vergehen, daß dieses Aufwallen der Empfindung nicht ihm galt. Vergebens bemühte er sich, das bescheidene Glück einer Frau Amtmännin durch den Contrast mit den glänzenden Freuden der Hauptstadt zu verkleinern: zu Röschens Herzen fanden diese lachenden Darstellungen keinen Eingang. Mit peinlicher Ungeduld hatte sie schon längst der Beendigung eines lästigen Gesprächs entgegengesehen. Endlich faßte sie sich ein Herz, und nöthigte, dringende häusliche Geschäfte vorschützend, den geschwätzigen Liebhaber zu einem schnellen Abzuge. Mismüthig über die fehlgeschlagenen Hoffnungen, drückte er ihr beim Abschiede zärtlich die Hand, und wollte in feurigem Liebesdrange sogar, zur Bekräftigung seiner Gefühle, einen Kuß auf ihre Lippen drücken, als auf dem Hofe ziemlich nahe der Ton einer Männerstimme erklang.

„Gott, rief das Mädchen erschrocken, das ist Robert! Es ist für mich und Sie ein Unglück, wenn er uns überrascht. Ich öffne Ihnen die Hinterthüre, und Sie entkommen auf diese Weise, durch die Scheunen gedeckt, von keinem Auge gesehen!“ —

Der Kammerherr befolgte in Eile diesen Rath und flog wie ein Wirbelwind durch das geöffnete Pförtlein. Hinter den Scheunen gewahrte er einen trocknen Graben und hielt für rathsam, diesen zu seinem Pfade zu wählen, weil er ihn durch seine Tiefe den Blicken der Vorübergehenden barg. Kaum war er indeß eine kleine Strecke athemlos fortgestrampelt, als ein donnernder Ruf: Wohin? ihm aufzublicken gebot.

Es war Michel, der, mit einem andern Knechte vom Pflügen kommend, den emsigen Läufer im Graben erblickt hatte. — „Ich habe die höchste Eile, es gilt ein Menschenleben! stotterte der erschrockene Kammerherr, ohne jedoch seinen Füßen einige Ruhe zu gön-

nen. „Wenn's nicht nur schon eins gegolten hat! brummte Michel. Höre, sagte er, indem er sich zu seinem Begleiter wandte, das Ding kömmt mir verdächtig vor. Warum lief der Kerl im Graben, und hat den breiten Weg vor sich? Sein Glück, daß ich so müde bin, sonst hätt' er mir Rede stehen sollen!" — Mit diesen Worten gieng er nachdenklich dem Hause zu.

Der Kammerherr indeß, hoch erfreut, einem peinlichen Verhöre entgangen zu seyn, setzte seinen Lauf bis zum Ende des Dorfes fort, und sank dann erschöpft in den dortstehenden Wagen, der ihn nach der Residenz zurückbrachte.

Unterweges ließ ihm das rüttelnde Fuhrwerk nicht Zeit, über sein Abentheuer Betrachtungen anzustellen. Er versparte sie daher, bis er auf seinem Sopha sich von seinen Mühseeligkeiten erholen würde. Hier aber brach nun der lang verhaltene Unmuth mit verstärkter Kraft hervor, und er beschloß, die

Ungetreue, die leichtsinnig ein so schönes Glück von sich gewiesen habe, zu verachten und nie wiederzusehen. Die Dauer solcher, im Augenblick der Leidenschaft gefaßten Entschlüsse pflegte sich indeß selten weit hinauszudehnen. Dies war auch jetzt der Fall. Ob er sich gleich Bällen, Assembleen und andern Vergnügungen häufiger als jemals hingab, so tauchte doch Röschens Bild aus der Fluth dieser Zerstreuungen oft genug empor und überstrahlte mit holder Lieblichkeit den zahlreichen Kreis der versammelten Schönen. Der trostlose Liebhaber verließ in solchen Augenblicken mißmüthig den erleuchteten Saal, und vertrieb sich in seinem einsamen Gemache die Zeit damit, daß er sich noch einmal die Reize der Dörferin vergegenwärtigte, ja ihren Namen auf manches Blättchen Papier kritzelte.

Vier Tage hatte er diese innere Folter ertragen, als er plötzlich, von unbezwinglicher Sehnsucht ergriffen, sich entschloß, noch einmal zu versuchen, ob er nicht Röschens Herz gewinnen könne. Hätte er das Ende dieser

Fahrt geahndet, er wäre gewiß daheim geblieben. Ihr Anfang war indeß so gar ungünstig nicht. Der Kammerherr fühlte, vielleicht aus Gewohnheit die heftigen Erschütterungen seines Wagens weniger, und ließ daher seinen Geist sorglos im Gebiete der Ideen umherstreifen, als ihn plötzlich ein gewaltiger Stoß, den das Fuhrwerk erlitt, an die Wirklichkeit mahnte. Er fuhr in demselben Augenblicke pfeilschnell aus der einen Ecke des Wagens in die andere hinab, und vermochte, da sich derselbe nach dieser Seite mehr und mehr senkte, seinen alten Sitz nicht wiederzugewinnen.

In dieser Noth rief er dem Kutscher zu: was es gäbe? — „Ei, fluchte dieser, da hab' ich, hol' mich der Teufel! das Rad zerbrochen!" — Diese unwillkommene Erklärung preßte dem Kammerherrn den heftigen Vorwurf ab: wie er nur so ungeschickt fahren könne? Dies nahm aber der Führer der Rosse, der in seinem Amte ergraut war, höchlich übel, und warf mit Schmäh- und Schimpfworten so keck um sich her, daß es dem Kam-

merherrn bald gereute, dies voreilige Wort gesprochen zu haben. „Was wäre denn bei der Sache zu thun? versetzte er mit höchst mildem Tone.“ „Da ist nicht viel zu wählen, war die Antwort des Fuhrmanns. Bis Schönfeld ist's noch eine gute halbe Stunde Wegs; da will ich hingehen und den Schmidt holen. Indessen müssen Sie schon die Pferde halten!“

Mit diesen Worten gieng er davon und überreichte dem Zurückbleibenden die Zügel, der dieses neue, und, wie ihm dünkte, gefährliche Amt nicht ohne Zagen antrat. Die muthigen Rosse wurden gar bald den Wechsel ihres Hüters gewahr, und benutzten diese Gelegenheit sich gegen ihren neuen Oberherrn zu empören, dem es nur mit Mühe gelang, sie zum Gehorsam zurückzubringen. Sehr erfreulich war es ihm daher, als er in der Ferne den Kutscher mit dem Schmidt erblickte, und dem erstern die sorgenvolle Herrschaft wieder abtreten konnte. Das zerbrochene Rad wurde durch ein neues ersetzt und der Wagen rollte nun wieder leicht davon.

Die Thurmuhr brummte eben acht, als der Kammerherr in Waldau anlangte. Diese späte Ankunft kam ihm höchst ungelegen; er sprang daher um so eiliger aus dem Wagen, und eilte Röschens Wohnhause zu, um von fern zu erspähen, ob er vielleicht so glücklich wäre, sie allein zu treffen. Der Himmel war diesen Tag umwölkt und trübe gewesen und es hatte sich daher das Dunkel früher eingestellt. Dies kümmerte aber den eiligen Wandrer insofern nicht, als er sich den einmal beschrittenen Pfad wohl gemerkt hatte. Nur wunderte er sich nicht wenig über die Menschenleere, die diesen Tag in Waldau herrschte. Das ganze Dorf schien wie ausgestorben.

Indem er sich noch dies Räthsel zu lösen bemühte, hemmte plötzlich ein Gegenstand, der sich seinen Blicken darbot, seine Schritte. Das Thor des, mit schattigen Linden bepflanzten Kirchhofs öffnete sich düster vor ihm, und es fiel ihm mit Schrecken ein, daß er es, um zu Röschens Wohnung zu gelangen, nothwendig durchschreiten müsse. Herzhaftigkeit

und Unerschrockenheit waren aber eben seine stärkste Seite nicht, und graunvolle Erzählungen von Geistern und andern Unholden, die auf Kirchhöfen Nachts ihr Wesen treiben sollten, standen in diesem Augenblicke lebhaft vor seiner Seele. Beinahe war er entschlossen, sich jeglichen Anfechtungen dieser Art durch eine schnelle Umkehr zu entziehen; allein die Liebe trieb ihn gewaltsam vorwärts.

Mit beklommenem Herzen wandelte er auf dem schmalen Pfade fort, der sich durch Gräber und Leichensteine hinschlängelte, als er plötzlich in einiger Entfernung eine schwarze Gestalt zu erblicken glaubte. Sie stand hart an dem schmalen Pfade, und schien keine Miene zu machen, sich zu entfernen. Diese Nähe aber, in die er nothwendig mit ihr kommen mußte, dünkte ihm so schauerlich, daß er sich entschloß, lieber vom Pfade abzuweichen, und den furchtbaren Geist in möglichster Weite zu umkreisen. Hiedurch glaubte er hinlänglich gegen jeden Angriff gedeckt zu seyn, und den Grabeswächter, falls er sich auch ge-

gen ihn in Bewegung setzte, überflügeln zu können. Er führte diesen Plan auf der Stelle aus, und blickte, indem er athemlos über die Gräber hinwegstolperte, verstohlen nach der Gestalt hinüber. Plötzlich aber schoß er mitten im Laufe, wie ein Pfeil, in eine jähe Tiefe hinab. — Dies Unheil hätte ihn nicht betroffen, wenn er auf dem Wege geblieben wäre, denn der vermeintliche Geist war nichts anders, als ein Leichenstein, der wegen seiner kugelartigen Verzierung einer menschlichen Gestalt ähnlich sah.

Wie ein Rasender tobte er anfangs in den vier Wänden der Gruft umher, und bemühte sich vergebens diesem feuchten und schaurigen Aufenthalte zu entrinnen. Daß er ihn jenem Unholde zu danken habe, schien ihm außer Zweifel, und er hätte gern seiner innern Wuth durch einige laute Schmähungen Luft gemacht, wenn nicht die furchtbare Nähe des Feindes seine Zunge in Zaum gehalten hätte. Er wagte aus diesem Grunde auch nicht, laut nach Hülfe zu rufen, sondern ließ nur dann und wann

ein tiefes Aechzen und Wimmern ertönen, das aus dem Grabe dumpf emporhallte.

Während so der trostlose Liebhaber des Anblicks seiner Geliebten gänzlich beraubt war, verlebte diese die glücklichste Zeit ihres Lebens. Sie feierte an diesem Tage ihre Hochzeit, und sämmtliche Dorfbewohner, die zu dieser Feierlichkeit eingeladen waren, nahmen an dem Glücke des holden Paares den lebhaftesten Antheil. Unter frohen Gesprächen und Scherzen war der Nachmittag und der größte Theil des Abends vergangen, und ein heiterer Tanz sollte die fröhliche Stimmung der Gäste erhalten und beleben. Doch weilte Michel, der nach den Musikanten ausgeschickt war, so lange, daß der Bräutigam sich vergebens bemühte, dies Ausbleiben zu erklären. Noch mehr aber überraschte es ihn, als der Knecht bleich und entstellt hereintrat.

„Sie werden ungeduldig seyn, versetzte Michel, daß ich so lange ausgeblieben bin. Allein auf dem Kirchhofe — Sie mögen mir's

glauben oder nicht — da ist's nicht richtig. Es wimmert und stöhnt" — „Du bist ein Narr, unterbrach ihn Robert, wer weiß, was du einmal wieder gehört hast!" — „Nein, nein, rief jener, noch immer an allen Gliedern zitternd, das laß ich mir nicht ausreden. Der Ton kam gerade links von der Gruft her, die gestern der alte David für den Küster gegraben hat. Da gehe vorüber, wer da will! sagt' ich zu meinen Gefährten, wir wollen lieber den Umweg über die Wiesen machen!" — „Das ist doch wunderbar, erwiederte Robert, ich bin in der That neugierig den Geist kennen zu lernen. Wie wär's, wenn wir alle nach dem Kirchhofe giengen und ihn durch unsern unerwarteten Besuch überraschten?" Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Robert eröffnete an Röschens Arme den Zug, dem die übrige Gesellschaft folgte und Michel schloß sich furchtsam mit einer großen Handlaterne hinten an.

Der Kammerherr erwartete nichts weniger, als daß ihn in seiner Einsamkeit ein so zahl-

reicher Besuch überraschen würde. Als er indeß den freudigen Ton mehrerer Stimmen auf dem Kirchhofe vernahm, hielt er es für räthlich, sein Daseyn durch ein verstärktes Aechzen zu erkennen zu geben. — „Hören Sie, wie's wimmert!" rief Michel, durch diesen Ton erschreckt, der Gesellschaft zu. Robert aber schritt an Röschens Arme näher zur Gruft, und die ganze Gesellschaft versammelte sich um dieselbe.

Der Gefangene blickte schüchtern empor und sah voll Schrecken die Geliebte am Arm des verhaßten Nebenbuhlers, die lächelnd auf ihn herabsah. Dieser Anblick schlug seine Fassung zu Boden, und er wagte es seitdem nicht mehr, einen Blick zu Röschen emporzusenden. Auf Roberts Frage, wie er in diese Gruft gerathen sei, stotterte er die Antwort heraus, daß er sich als ein Fremder vom Pfade verirrt habe. Um indeß nähern Nachforschungen zu entgehen, bat er vorerst um gütige Befreiung aus seinem Kerker. Zu dieser Erlösung ward Michel auserfehen, der sich der Länge nach

auf die Erde streckte, und, indem er seine Arme in die Gruft hinab ließ, den Gefangenen glücklich zu Tage förderte. „Ei, rief der Erstaunte, indem er ihn näher betrachtete, Ihr Gesicht, mein Herr, ist mir ja bekannt! Vor wenig Tagen wählten Sie den Graben hinter unsrer Scheune zu Ihrem Pfade, da Sie doch die breite Fahrstraße vor Augen hatten, und heute stolperten Sie auf ähnliche Weise über Gräber hinweg, und geriethen so in die Grube. Das kömmt von den krummen Wegen heraus.“

Der Kammerherr vernahm mit Schrecken diese Reminiscenzen, doch ertrug er geduldig den Spott seines Befreiers, und setzte ihm nur ein hartes Leugnen, diesen Ort jemals zuvor betreten zu haben, entgegen. Dann aber beurlaubte er sich unter heftigen Frostschauern der Gesellschaft auf's schnellste, um einer bevorstehenden schärfern Inquisition zu entgehen. Wie vom Sturmwinde getrieben, eilte er das Dörflein entlang, stürzte sich in den Wagen und kam mitten in der Nacht in der Residenz

an, mit dem festen Entschlusse, jenen Unglücksort, wo ihm ohnehin kein Glück mehr blühte, nie wieder zu betreten.

Wirklich hielt er diesen Vorsatz auf's pünktlichste, und verschmerzte obendrein den Verlust seiner Geliebten in so kurzer Zeit, als es sich nur immer von einem gräflichen Gemüthe erwarten läßt. Um so unangenehmer war es aber für ihn, die losen Spottreden und Neckereien anzuhören, womit einige Tressenröcke, denen etwas von jenem verunglückten Liebesabentheuer zu Ohren gekommen seyn mochte, gelegentlich um sich warfen. Wir glauben, daß den meisten Lesern wohl ein Gefallen geschieht, wenn wir diese Dinge als unwesentlich übergehen, und es eben so dahingestellt seyn lassen, ob der Kammerherr noch weitere Versuche machte, irgend ein schuldloses Mädchenherz mit der Angel des Goldes zu fangen.

Die ländliche Gesellschaft kehrte nach seinem Entschwinden heim, und verlangte, durch Michels Worte veranlaßt, eine nähere Erklä-

rung derselben. Da er aber außer jenem Factum nichts wußte, so kam ihm die holde Braut zu Hülfe, und löste das Räthsel zu allgemeiner Belustigung. Robert aber schloß die Erzählerin liebend in seine Arme und sagte: „Röse, mein gutes, treues Weib, mag dies der erste und letzte Versuch gewesen seyn, mir dein Herz zu entwenden!" —

Alkander und Septimius.

Zu der Zeit, als der König der Ostgothen, Theodorich, für die Aufnahme und Belebung der Wissenschaften in Griechenland mit Eifer sorgte, lebten in der Hauptstadt dieses Landes zwei Jünglinge, Alkander und Septimius. Gleicher Eifer für die Wissenschaften, denen sich beide ergaben, knüpfte früh ein zartes Band der Zuneigung und Freundschaft zwischen beiden. Selbst in ihren Glücksumständen waren sie nicht von einander verschieden, indem das Schicksal einem Jeden ein mäßiges Vermögen zugetheilt hatte.

Mehrere Jahre waren ihnen so unter ernsten Studien und im Genusse aller der

Freuden, welche eine reine Zuneigung gewährt, verflossen, als Alkander sich entschloß in einen bestimmten Wirkungskreis einzutreten. Der Besitz einer treuen, liebenden Gattin schien ihm in diesem Augenblicke unentbehrlich für das künftige Glück seines Lebens. „Häusliche Freuden, pflegte er oft zu Septimius zu sagen, sind nächst der Freundschaft der reinste, edelste Genuß, dessen der Mensch theilhaft werden kann!“ —

Seine Wahl in Betreff einer künftigen Lebensgefährtinn schwankte nicht lang; sie fiel bald entschieden auf eine der schönsten und geistreichsten Jungfrauen, welche damals in Athen lebten. Hypatia (so hieß sie) schlug das dargebotene Glück, die Gattin eines der treflichsten Jünglinge zu werden, nicht aus, und der Tag der Vermählung ward von den Liebenden festgesetzt.

In dem Taumel der Wonne und Entzückung, worin ihn die Bekanntschaft seiner Braut versetzte, hatte Alkander zum erstenmale sei-

nes treuen Freundes vergessen, und ihn, dem er sonst jedes Geheimniß mittheilte, nicht zum Vertrauten seiner Liebe gemacht. Diese Uebereilung fiel jetzt mit Centnerschwere auf sein Herz, und er beschloß auf der Stelle das Versäumte wieder gut zu machen. Mit Herzlichkeit stellte er seiner Braut den Jüngling vor, und empfahl ihn, als den geprüftesten seiner Jugendfreunde ihrer Freundschaft, und Zuneigung.

Aber die Wirkung, die diese Bekanntschaft auf seinen Freund machte, war ganz anderer Art, als Alkander sie sich vorgestellt hatte. Statt inniger Theilnahme an dem Glücke seines Freundes, erwachte in Septimius Herzen beim Anblicke der reizenden Hypatia eine verderbliche Leidenschaft, die, weil er sie nicht zu gestehen wagte, um so verzehrender in seinem Innern wüthete und ihn zuletzt auf's Krankenlager warf, von dem er nicht mehr aufzustehen hoffte. Alkander wachte in diesen trüben Stunden rastlos und unermüdet bei ihm, und mühte sich vergebens die Ursache sei-

ner Krankheit zu erforschen. Was ihm aber Septimius Mund nicht gestand, das erfuhr er bald aus dem Munde der Aerzte, welche darin übereinstimmten, daß eine verschlossene Liebe die Ursache jenes Uebels sey. Mit aller Wärme der Freundschaft drang nun Alkander in den Kranken sich ihm zu entdecken, und erhielt endlich nach langem Widerstreben das schreckliche Bekenntniß.

Vergebens würd' es seyn, den Kampf zwischen Liebe und Freundschaft schildern zu wollen, der sich jetzt in Alkanders Herzen erhob. Er war stürmisch dieser Kampf, aber kurz. Wer es weiß, daß sich die Tugend der Athenienser nicht selten, vorzüglich aber in jener Periode, in Extremen gefiel, der wird es vielleicht glaublich finden, daß Alkander der Freundschaft das höchste Opfer brachte, daß er — die geliebte Braut dem jungen Römer feierlich abtrat. Mit Thränen des innigsten Dankes sank dieser ihm um den Hals, und schwur feierlich, diesen Beweis seiner Freundschaft nie zu vergessen. Sobald er völligherge-

stellt war, reisete er mit seiner jungen Gemahlin nach Rom ab, wo er sich durch seine Talente in wenig Jahren zu den höchsten Ehrenstellen, ja zuletzt zu der Würde eines Prätors erhob. In Betreff Hypatiens wäre noch anzumerken, daß es ihr um so leichter wurde, diesen Tausch einzugehen, weil sie dem feurigen Septimius sogleich beim ersten Male, wo sie ihn gesehen, im Stillen den Vorzug zuerkannte.

Alkander verlebte indeß in wehmüthigen Rückerinnerungen an seine Braut und seinen Freund seine Tage. Doch war der Gedanke, diesen glücklich gemacht zu haben, kein geringer Trost für ihn, und beruhigte ihn öfters, wenn eine tiefe Schwermuth sich seiner bemächtigte. Allein das Schicksal war grausam genug, dem Unglücklichen auch die letzte Stütze, an der er sich in seinen Leiden hielt, zu entreissen. Die Abtretung seiner Braut an einen Andern war, so geheim sie geschehen war, dennoch bekannt geworden und die blödsichtige Menge sah in dieser Aufopferung für das Wohl seines Freundes nichts als Leichtsinn

und Characterlosigkeit. Seine Feinde — denn welcher Edle hat deren nicht? — machten die Sache bei den Gerichten anhängig und diese erkannten dem Unglücklichen die Erstattung einer beträchtlichen Summe Geldes zu, die er, zumal in einem sehr kurzen Zeitraume, nicht leisten konnte. Vergebens war's, daß er seine Unschuld zu beweisen suchte, vergebens daß er um Aufschub und Erlaß in Betreff der Zahlung bat. Man confiscirte seine Güter, ja man gieng so weit, ihn seiner Freiheit zu berauben. Als Sklave ward er auf dem Markte zu Athen ausgestellt, und demjenigen als Eigenthum zuerkannt, der das höchste Gebot thun würde.

Ein Kaufmann aus Thracien war's, der den Unglücklichen nebst einigen andern Sklaven kaufte und mit sich in jenes wüste, unfruchtbare Land fortführte. Alkander ertrug dies Schicksal mit jenem Gleichmuth, jener Stärke des Characters, von der die Geschichte nur wenige Beispiele aufzuweisen hat. Er litt geduldig die harte Behandlung, die ihm

von seinem neuen Herrn zu Theil wurde. Jeder Morgen weckte ihn zu neuer Qual, und der Wechsel der Jahreszeiten gieng gefühllos an seinem Blicke vorüber. So hatte er mehrere Jahre kummervoll verlebt, die trübe Gegenwart und die schöne Vergangenheit gleich schmerzlich empfindend, als sich ihm eine Gelegenheit darbot, diesem traurigen Schicksale zu entfliehen Er ergriff sie schnell und freudig, und empfand zum erstenmale das große, herrliche Gefühl der Freiheit, das nie ganz in der menschlichen Brust verlischt. Um etwanigen Nachsetzungen zu entgehen, verbarg er sich am Tage in Höhlen und Klüften und wanderte des Nachts rastlos fort. So erreichte er endlich Italiens Gefilde und gelangte zu den Thoren Roms, ohne daß ihm etwas begegnet wäre, das hier Erwähnung verdiente.

Als er in die Nähe des Forums kam, erblickte er mit freudigem Erstaunen seinen Freund Septimius, der so eben Gericht hielt. In der Hoffnung von ihm erkannt zu werden, drängte er sich durch das Gewühl der Menge

bis nahe an den Stuhl des Prätors. Allein dieser konnte in den von Schmerz und Kummer entstellten Zügen das Antlitz seines Freundes, den obendrein die Sklavenkleidung unkenntlich machte, nicht wiederfinden. Gegen Abend versuchte Alkander nochmals sich dem Prätor zu nahn, wurde aber von den Lictoren hart und rauh abgewiesen.

Mißmüthig durchwanderte er die Straßen Roms und überlegte, wo er die Nacht zubringen wollte. Mehrmals als Bettler von den Wohnungen abgewiesen, fühlte er es tiefer als jemals, daß das Leben des Armen eine unübersehliche Kette von traurigen Erfahrungen und Empfindungen sei. Die Nacht auf der Straße zuzubringen schien ihm gefährlich; er entschloß sich daher auf den vor der Stadt gelegenen Gräbern zu schlummern. Sein Haupt an eine Urne gestützt, umfieng ihn hier bald der süße Tröster aller Leidenden, der Schlaf, und ließ ihn auf Augenblicke sein hartes Schicksal vergessen.

Er war noch nicht lange entschlummert, als zwei Räuber sich in diese abgelegene Gegend flüchteten, um hier ihre Beute ungestört theilen zu können. Sie geriethen aber bei dieser Theilung in Uneinigkeit, und der eine stieß dem andern den Dolch in's Herz. Der Mörder floh und ließ den Todten liegen, den man am andern Morgen mit Verwunderung gewahr ward. Mit nicht geringerem Erstaunen erblickte man, kaum zwanzig Schritte von ihm, den sorglosen Schläfer. Daß dieser der Mörder sei, schien Niemanden zweifelhaft. Die Nähe beider, Alkanders ärmliche Kleidung, der Ort selbst, wo er sich befand, machten allerdings eine solche Vermuthung glaublich. Man denke sich Alkanders Schrecken, als ihn mehrere Arme gewaltsam aus dem Schlafe aufrüttelten, und ihn, obgleich er seine Unschuld auf den Knien beschwor, vor den Prätor schleppten. Dieser Unfall erschütterte den Unglücklichen tiefer, als alle, die er bereits erlitten hatte. Er sah sich als ein Wesen an, das vom Schicksal bestimmt sei, allen Jammer, alles Elend zu dulden, das

nur immer ein menschliches Herz ertragen mag. Dieser Gedanke ergriff ihn so tief, daß er sich entschloß, jede Vertheidigung seiner Unschuld zurückzuhalten und lieber ein kummervolles, trostloses Daseyn muthig aufzugeben.

Als er daher vor dem Prätor, nach wiederholter Auffoderung sich zu rechtfertigen, in einem hartnäckigen Schweigen verharrte, sprach dieser das Urtheil eines grausamen Todes über ihn aus. Allein die Vollziehung desselben wurde durch ein neues Ereigniß unerwartet aufgehalten. Der wirkliche Mörder war nämlich in der Zwischenzeit ergriffen und herbeigeführt worden, und gestand, durch Drohungen bewegt, den Raub, so wie den an seinem Cameraden verübten Mord ein. Für die letztere That zeugten ohnedieß einige Blutflecken an seinem Gewande.

So war Alkanders Unschuld plötzlich gerettet und das Volk blickte voll Verwunderung bald auf ihn, bald auf den wirklichen Mörder. Dies Erstaunen erreichte aber den höchsten

Grad, als der Prätor, der eine Zeitlang starr vor sich hingesehen, vom Tribunale sprang, und mit den Worten: Bist du's wirklich Alkander? in die Arme des Fremdlings stürzte. Thränen der Freude und Wehmuth bei dem Anblicke seines Jugendfreundes strömten aus Septimius Augen; er war unfähig ein Wort mehr hervorzubringen.

„Du hast viel, du hast mehr gethan, als je ein Freund für den andern thun kann!" rief er mit gepreßter Stimme, als er in seiner Wohnung Alkanders Schicksale erfuhr. „Deinen Edelmuth belohnen kann ich nicht, fuhr Septimius fort, laß dir das Versprechen genügen, daß ich Alles für Dich thun will, was zu Deinem Lebensglücke gereicht!" — Er hielt sein Wort im strengsten Sinne. Doppelt beglückt durch Freundschaft, so wie durch Reichthum und Ehre, stieg Alkander vermöge des ausgezeichneten Ranges, den Septimius in Rom bekleidete, bald zu den höchsten Würden empor, und verlebte den Rest seiner Tage in Ruhe und harmloser Hei-

terkeit; ein Loos, das er durch die edelmüthige Aufopferung für seinen Freund wohl verdiente.

Noch in späten Jahren pflegte er sich oft und gern seiner frühern, widerwärtigen Schicksale zu erinnern. Wenigstens hab' ich ihnen, sagte er, die Wahrheit zu danken: daß keine Lage des Lebens so ganz ohne Trost, so hoffnungslos sei, um nicht durch ein unerwartetes Zusammentreffen von Umständen verbessert werden zu können.

Ludwig von Arsençon
und
Elsabeth von Valencienne.

Erstes Capitel.

Der Aufruf des schwärmerischen Einsiedlers war erschollen, und die ganze Christenheit brannte, Palästina, die heilige Stätte, auf der einst der Erlöser wandelte, den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Ein rührender und erhabener Anblick muß es fürwahr gewesen seyn, wie Tausende, durch Eine große Idee zu einem Ganzen verbunden, ihre Hände zum Himmel emporhuben und schwuren, für die Eroberung des heiligen Grabes Haab' und Gut, Leib und Leben freudig hinzuopfern!

Die allgemeine Begeisterung, welche ganz Europa entflammte, hatte auch in der Brust des Ritters Ludwig von Arsençon den lebhaften Wunsch erregt, sich den Streitern Christi anzuschließen. Er lebte, ein rüstiger, feuriger Jüngling in den lieblichen Thälern der Provence auf der von seinem Vater ererbten Veste in Ruh und Frieden, weil sich ihm kein ruhmwürdiger Kampf darbot, und er jede unrühmliche Fehde scheute.

Seit einigen Monden verweilte er indeß seltener daheim. Die Liebe zu dem holden Fräulein Elsabeth von Valencienne zog ihn oft nach der Burg ihres Vaters Hugo, die nur wenige Stunden von der seinigen entfernt lag. Hugo schien ihn nicht ungern zu sehen, und Elsabeth verrieth den Antheil, den sie an ihm nahm, zu sichtbar, als daß der feurige Jüngling nicht hätte dem süßen Gedanken Raum geben sollen, sie einst zum Altare zu führen. Dies war ein Umstand, der seinen gefaßten Entschluß nach Palästina zu ziehen, leicht hätte wankend machen können; es fiel ihm sehr

schwer vielleicht für immer zu scheiden, allein sein männlicher Sinn siegte in dem Kampfe zwischen Liebe und Pflicht, und er war bald fest entschlossen jene dieser aufzuopfern. — „Nur noch einmal, rief er, will ich sie sehen, nur noch einmal, und dann fort in die Weite!" —

Mit diesen Worten warf er sich auf sein Roß und sprengte der Burg des alten Hugo zu. Als er aber an die Schloßbrücke kam, da bemächtigte sich seiner ein seltsames, unbegreifliches Gefühl, und unwillkührlich hielt er sein Roß an. Doch in dem nämlichen Augenblicke gab er ihm die Sporen, sprengte in den Schloßhof hinein, und wandelte nun die Stiegen, über die er sonst, von freudiger Sehnsucht beflügelt, zu eilen pflegte, mit gepreßtem Herzen langsam hinauf.

Zweites Capitel.

„So lebt denn wohl, Vater Hugo, und ihr holdes Fräulein! rief Ludwig, nachdem er beiden seinen Entschluß kund gethan hatte. „Das Schicksal ruft mich weit hinweg aus Eurer Mitte, aber der Entfernte wird Eurer in Liebe gedenken und gönnt mir das Schicksal glückliche Heimkehr, dann, o dann seid Eures Versprechens eingedenk, Vater Hugo!“ —

Die holde Elsabeth, die lange, in tiefen Gedanken verloren, dagestanden, blickte jetzt auf, und eine sanfte Röthe verbreitete sich über ihr bleiches Antlitz.

„Ihr zürnt doch nicht, holdes Fräulein, daß ich Euch verlasse,“ begann der Jüngling, indem sein Blick dem ihrigen begegnete. „Glaubt das nicht, entgegnete sie sanft, meine Liebe weicht der Pflicht; wie sollt' ich Euch

zürnen? Das Schicksal, das uns jetzt trennt, wird uns wieder vereinen, um uns dann so bald nicht zu trennen, nicht wahr mein Vater?"

„Wohl, wohl, meine Tochter, rief Hugo bewegt, hier, Ritter, meine Rechte zum Pfande! Ich gab Euch mein Wort, ich will es halten. Kehrt Ihr heim, so ist Elsabeth die Eure. Der Himmel seegne Euer Unternehmen, das wünscht Euch der alte Hugo von ganzem Herzen! O daß diese Arme zu schwach sind das Schwert zu schwingen, zu schwach das wilde Streitroß zu tummeln! Daß es mir vergönnt wäre, die seelige Zeit der Jugend noch einmal zu durchleben! Daß ich —

Ein Trompetenstoß und lautes Wiehern der Rosse auf dem Schloßhofe unterbrach seine Worte. „Meine Begleiter! rief Ludwig, so lebt denn wohl, lebt ewig wohl! Noch eine Umarmung, und er saß zu Pferde und sprengte mit seinen Gefährten über die Schloßbrücke. Elsabeth's Augen folgten ihm lange nach, bis

er endlich hinter den dunkeln Tannen des unfern gelegenen Forstes verschwand.

Die Empfindungen des Vaters wie der Tochter bei dieser Trennung möchten schwer zu schildern seyn. Ohne die Liebe und Zuneigung in Anschlag zu bringen, mit der der erstere an dem hochherzigen Jüngling hieng, und ihn vor allen andern zum Eidam wünschte, kam noch ein Umstand hinzu, der ihn das Bittre dieser Trennung höchst schmerzlich empfinden ließ. Seine Jahre, (er hatte bereits das siebzigste zurückgelegt) hatten ihn mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ihn der Tod vielleicht bald zu seinen Vätern führen könne, und diese Idee war vorzüglich insofern beunruhigend für ihn, als sein Stamm, falls seine Tochter unvermählt blieb, mit ihm erlosch. Wenn nun gleich die Schönheit, der Reichthum Elsabeths diesen Fall nicht wahrscheinlich machten, so ließ sich doch die Möglichkeit nicht abstreiten.

Von ganz verschiedener Art waren die Ge-

fühle seiner Tochter. Der edle Jüngling war ihr in der kurzen Zeit, wo sie ihn kennen gelernt hatte, so werth geworden, daß sie sich's im ersten Augenblicke gestand, nur mit ihm glücklich werden zu können. Wer sich das Feuer, die lebhafte Phantasie der Jugend, wie sie sich bei einem sechzehnjährigen Mädchen äußern mag, vergegenwärtigen will, der wird sich leicht in den Gemüthszustand Elsabeths versetzen können, der es überdieß an Zerstreuung, der sanften Trösterin aller Leidenden, gänzlich fehlte. Wenn ihr Vater oft Tagelang im Nachsetzen des flüchtigen Hirsches, des wilden Ebers begriffen war, so blieb ihr nichts übrig, als in ihrem einsamen Gemache zu weilen, wo sie täglich neuen Stoff zu düstern, traurigen Vorstellungen fand. Denn die Vorzeit gestattete bekanntlich dem weiblichen Geschlechte das Annehmen und Erwiedern von Besuchen wenig oder gar nicht.

Drittes Capitel.

Es sei uns vergönnt, aus einem Zeitraume von mehreren Jahren, der dem alten Hugo und seiner Tochter auf die obenerwähnte Weise ohne Abwechslung verstrich, das Bemerkenswertheste herauszuheben.

Elsabeths Schönheit zog gar bald die gesammten Grafen und Ritter des Gaus an sich; doch gaben sie alle früher oder später ihre Bewerbungen auf, da Hugo erklärte, daß er seinem gegebenen Worte nicht untreu werden, und vor der Kunde von Ludwigs Tode keinem andern die Hand seiner Tochter geben könne: ein Ausspruch, dem Elsabeth von ganzem Herzen beipflichtete. Zu verwundern war, daß diese vielfach ausgetheilten Körbe von den Empfängern mit einem Gleichmuth, einer Ruhe aufgenommen wurden, die sonst eben nicht zu den Zügen der Ritterschaft zu gehören pflegte.

Nur ein einziger Freier bewarb sich standhafter und eifriger um die Hand des Fräuleins. Dies war Graf Wilhelm von Poitou. Er mochte wohl durch sein empfehlendes Aeußere der holden Elsabeth nicht ganz gleichgültig seyn; wenigstens zeichnete sie ihn vor dem übrigen Schwarme ihrer Anbeter merklich aus. Doch war dies nichts mehr als eine momentane Begünstigung, die sich durchaus nicht in die Zukunft hinausdehnte. Ludwig's Bild stand zu lebhaft vor ihrer Seele, und es wäre, selbst wenn sie ihn minder geliebt hätte, schon der Gedanke an seine Heimkehr hinlänglich gewesen, um eine Verbindung mit dem Grafen durchaus abzulehnen. Hugo benahm sich schwankender; ihm schien in's Geheim eine Vereinigung mit dem reichen, mächtigen Grafen nicht so ganz verwerflich; doch trat in demselben Augenblicke sein gegebenes Wort vor seine Seele. Er fühlte sein Unrecht und wiederholte dem Grafen, daß er, so lange Ludwig von Arsençon lebe, ihm keine Hoffnung zu einer Vermählung mit Elsabeth geben könne. — Das vernahm Graf Wilhelm mit Schmerz, doch gab

er im Stillen jene Hoffnung nicht auf, ja er fühlte Muth in sich, für Elsabeths Besitz das Höchste zu wagen.

Es war nicht lange nach der Bekanntschaft des Grafen, und Elsabeth saß, in tiefen Gedanken verloren, in ihrem einsamen Gemache, als sich plötzlich die Thüre öffnete, und der alte Hugo bleich und verstört hereintrat. „Um Gottes und aller Heiligen willen, was ist Euch rief das erschrockene Mädchen. Aber einzelne Worte ohne Zusammenhang waren Alles, was der erschöpfte Greis hervorbringen konnte. Endlich sammelte er sich und warf sich mit den Worten in den Sessel: „Er ist todt, meine Tochter!" —

„Wer? mein Vater, rief das erschrockene Mädchen, o erklärt Euch deutlicher! Seht meine Angst — düstere Ahndungen treten vor meine Seele —

„Setze dich zu mir, meine Tochter, und höre. Ich war, wie du weist, auf der Jagd.

Die Verfolgung eines flüchtigen Hirsches hatte mich vom Wege entfernt. Meine Begleiter waren verschwunden. Ich rief, ich stieß in's Horn! vergebens; nirgends ertönte der Laut einer menschlichen Stimme. Ermattet legte ich mich unter einer alten Eiche nieder und entschlummerte. Plötzlich —

„Nun, plötzlich, rief Elsabeth mit gespannter Erwartung, da Hugo unwillkührlich inne hielt, und ängstlich in den Ecken des Zimmers umherblickte.

„Plötzlich fuhr ich auf aus meinem Schlummer, geweckt von einer donnernden Stimme, und Hugo scholl es dreimal fürchterlich ganz nahe. Ich, im Wahn, daß es meine Begleiter seien, sprang eilig empor und entgegnete: Hier bin ich! — Aber eine tiefe Stille herrschte rings umher, die nur dann und wann das Rauschen des Windes in den Zweigen unterbrach. Jetzt aber scholl es abermals: Vernimm mein Wort Hugo von Valencienne! Ludwig von Arsençon, dem du deine Tochter

gelobtest, ist todt und du bist fortan deines Versprechens ledig. — Ich nahm meine ganze Fassung zusammen, und rief: Wann, wo, wie ist er gestorben? Allein die Antwort auf diese Frage blieb aus. In tiefen Gedanken sucht' ich mir durch das Dickigt des Waldes den Pfad nach meiner Burg. — Es war nichts Lebendes, sagt' ich zu mir selbst. Scholl doch die Stimme ganz in meiner Nähe, und nirgends die Spur eines menschlichen Wesens." —

„Ludwig todt? rief Elsabeth, in die Arme ihres Vaters stürzend. Doch nein, es war nur ein lebhafter Traum! die Einbildungskraft gaukelt uns oft seltsame Schatten vor; es war nur ein Traum, der Euch täuschte, wenn Ihr nicht durch List und Büberei hintergangen wurdet!" —

„Nicht Traum, nicht Büberei, meine Tochter. Höre weiter. Am Ende des Waldes stieß ich auf meine Begleiter; wir sprengten an die Stelle, und wieder zurück, ohne

über diesen sonderbaren Vorfall irgend eine Aufklärung zu erhalten. —

Der Greis fiel nach diesen Worten in einen tiefen Schlummer. Als er erwachte, fühlte er sich zwar etwas gestärkt, doch war seine sonstige Ruhe und Heiterkeit dahin. Düstre Gedanken umschwebten seine Seele, und furchtbare Träume hemmten die wohlthätige Erquickung des Schlafs, so daß die unglückliche Elsabeth nicht ohne Grund für das Leben ihres Vaters Besorgniß hegte.

Viertes Capitel.

Indeß die fälschliche Nachricht seines Todes in den Thälern der Provence Schmerz und Trauer verbreitete, lebte Ludwig von Arsençon in Palästina's Gefilden, dem Andenken seiner geliebten Braut und seiner Pflicht getreu, seine Tage dahin. Er hatte in der Zeit, die er nun in einem fremden Welttheile zugebracht, manchen ruhmwürdigen Kampf bestanden. Gefahr und Tod schreckten ihn nicht, und sein Name jagte, wie späterhin der des Königs Richard Löwenherz, den Sarazenen Furcht und Schrecken ein.

Im May des Jahres 1098 bemächtigten sich die in Syrien eingebrochenen Franken der Stadt Antiochien, und suchten die darin befindlichen Muselmänner mit Mord und Plünderung heim. Dies grausame Verfahren ward indeß von den Ungläubigen blutig ge-

rächt. Mit verdoppelten Kräften griffen sie Antiochien an, belagerten die Christen, und jagten sie in einen solchen Schrecken, daß sie flehentlich um Frieden und freien Abzug baten.

Bei dieser Gelegenheit erhielt Ludwig von Arsen on durch einen Pfeil eine gefährliche Wunde. Man trug ihn für todt fort, allein Ruhe und heilende Mittel führten eine Genesung herbei, auf die er bereits Verzicht gethan hatte. Sie war ihm um so erwünschter, da er so im Stande war, im Julius des folgenden Jahres bei der Eorberung von Jerusalem thätig mitzuwirken.

Mit Beute beladen, die nach dem Berichte der alten Schriftsteller unermeßlich gewesen seyn soll, kehrten die einzelnen Kreuzfahrer heim, und Ludwig beschloß nun auch den Weg nach der Heimath anzutreten, zu der ihn die Gefühle der Sehnsucht und Liebe schon längst hingezogen hatten. Kaum konnte er den Augenblick erwarten, wo ihm die heimische Luft entgegen säuseln, und er das höchste Glück

des Lebens durch Elsabeths Hand empfangen werde.

Wir lassen ihn in diesen frohen Erwartungen seinen Weg fortsetzen, und kehren zum Ritter Hugo und seiner Tochter zurück.

Fünftes Capitel.

Es läßt sich voraussehen, daß keiner von unsern Lesern der Erklärung des alten Hugo in Betreff jenes sonderbaren Vorfalls beigetreten seyn wird. Sie werden sich denselben vielmehr auf die eine oder andere Art natürlich erklärt haben. Um indeß allen Zweifeln zu begegnen, theilen wir hier die Enträthselung einer Begebenheit, welche die traurigsten Folgen nach sich zog, kürzlich mit.

Zu eben der Zeit, als der alte Hugo, im Walde verirrt, seine Begleiter rief, irrte Graf Wilhelm von Poitou, nicht weit von ihm, doch durch dichtes Buschwerk seinen Blicken entzogen, umher, gepeinigt von den Qualen einer Liebe, die ihn nimmer beglücken sollte. Der Zufall führte ihn an jenem Baume vorüber, unter dem der ehrwürdige Greis schlummerte. Er betrachtete ihn eine Zeitlang sin-

nend, und finstre Gedanken durchkreuzten seine Seele." — Nein, sprach er entschlossen zu sich selbst, sein Mörder will ich nicht werden! Ueberdieß hängt ja Elsabeths Besitz nur von der festen Ueberzeugung ab, daß Arsençon todt ist. Hugo ist alt und schwach, das Alter macht leichtgläubig — vielleicht gelingt mir's auf diese Weise das Ziel zu erreichen. — Mit diesen Worten erkletterte er einen nahgeleg'nen Baum, ließ sich in die Höhlung desselben hinab, und — Hugo ward betrogen.

Die Folgen dieser Täuschung waren indeß trauriger, als sie sich Graf Wilhelm vorgestellt hatte. Wenn man die Schwäche des Alters in Anschlag bringt, die sich leichter dem Hange zum Wunderbaren, dem Glauben an eine sichtbare Einwirkung des Geisterreichs in die Körperwelt hingiebt, als die rasche, offene Jugend, welche die Eindrücke der Seele schneller wechselt; wenn man dazu rechnet, daß diese Geschichte in einem Zeitraum spielt, den die Nacht des Aberglaubens umhüllte: so wird es begreiflich, daß Unruhe und Zweifel die Zer-

trümmerung eines Gebäudes, das bereits längst wankte, beschleunigten. Nichts vermochte den Greis von einem Glauben, der in seiner Seele zur festen Ueberzeugung geworden war, abzubringen. Daß Graf Wilhelm, der seine Besuche noch immer fortsetzte, ihn in diesem Wahn, auf dem sein künftiges Glück ruhte, bestärkte, war sehr natürlich. Doch in eben dem Maaße suchten Elsabeths Vorstellungen ihren Vater von einem Abgrunde wegzuziehen, in den er sie und sich selbst zu stürzen drohte. Wie vermöchten wir die Qual der Unglücklichen zu schildern, die ihren Vater dem Tode nahe, sich selbst einem Manne hingegeben sah, dem sie zwar ihre Achtung nicht versagen, doch Liebe, zumal so lange Arsençons Tod nicht außer Zweifel gesetzt war, nie gewähren konnte. Daß ihr Vater nächstens auf eine Verbindung mit dem Grafen dringen, daß Ludwig wiederkehren könne, und sie dann fände in den Armen eines Andern — das waren zwei schreckliche Vermuthungen, von denen die erste nur zu bald in Gewißheit übergieng.

„Ich fühle, daß mich der Tod bald zu meinen Vätern abrufen wird, sagte der alte Hugo eines Morgens zu seiner Tochter, die wie gewöhnlich an seinem Lager weilte; sprich, willst du mir noch eine Bitte, die letzte, die ich an dich thue, gewähren?" — Mit Freuden jede, rief Elsabeth, nur — „Sieh, unterbrach sie der Greis, die Kraft meines Lebens ist dahin. Wenn die Sonne niedersteigt am fernen Horizont, bin ich vielleicht nicht mehr. Reiche mir deine Hand, meine Tochter." — In diesem Augenblicke trat Graf Wilhelm hinein. „Nehmt diese Hand, Graf, rief Hugo, indem er sich zu ihm wandte und mit ihr" — Er wollte weiter reden, aber seine Kraft war erschöpft, sein Auge gebrochen.

„Mein Vater, rief Elsabeth außer Fassung, Gott, was soll ich thun?" — Lange zögerte sie Wilhelmen den Schwur der Treue zu geben. Liebe und kindliche Pflicht rangen einen hartnäckigen, zweifelhaften Kampf; aber die letztere siegte, und — der Schwur war gethan.

Der Greis hob sich bei den Worten: „Wohl-an, ich gehorche dem Willen meines Vaters,“ wie in Begeisterung von seinem Lager empor, und drückte einen langen sehnsuchtsvollen Kuß auf ihre bebenden Lippen. Es war die letzte, krampfhafte Aeußerung der entfliehenden Lebenskraft. Erschöpft sank er auf sein Lager zurück, und schloß seine Augen auf ewig dem allbelebenden Lichte.

Sechstes Capitel.

Ludwig von Arsençon hatte indessen den Weg nach der Heimath ununterbrochen fortgesetzt, ohne daß ihm etwas begegnet wäre, das Erwähnung verdiente. Seine jetzige Stimmung war indeß die ruhige und heitere nicht mehr, in der wir ihn verließen, obgleich er sich selbst den Grund dieser Veränderung nicht angeben konnte. Noch immer standen die freundlichen Bilder der Vergangenheit, das heitre Gemälde einer glücklichen Zukunft vor seiner Seele; noch immer mahlte sich seine Phantasie die Wonne des gegenseitigen Empfangs mit den lebhaftesten Farben aus — und doch gab es Augenblicke, wo er den Horizont seines künftigen Lebens mit dunkeln Wolken umhüllt sah. — Wie wenn Hugo todt wäre, sagte er in solchen Augenblicken zu sich selbst, und Elsabeth — die Gattin eines Andern! —

Zwar setzte er diesen beunruhigenden Zweifeln jedesmal ein rasches, entscheidendes: das kann und wird nicht seyn, entgegen; doch war es sonderbar, daß sich diese düstern Vorstellungen mit der Annäherung an seine Heimath mehr und mehr seiner Seele bemächtigten, und seinen Muth so niederschlugen, daß die Erinnerung an die vaterländischen Gefilde, die sich ihm beim Anblick so mancher bekannten Gegenstände aufdrang, sein Herz, statt mit Freude und Hoffnung, mit bangen, schwermüthigen Ahnungen füllte.

Unter diesen Betrachtungen war er in den Wald gekommen, in dem Ritter Hugo zu jagen pflegte. Die Abenddämmerung war bereits eingebrochen, der Himmel umwölkt und trübe. Schaurig blickte das bleiche Licht des Mondes und das Geflimmer einzelner Sterne durch die dunkeln Bäume. Rings umher herrschte die Stille des Grabes, die nur dann und wann ein Knistern in den Zweigen unterbrach.

Eben befand sich Ludwig an einem Kreuzwege in Ungewißheit, welcher von den beiden Pfaden zu Hugo's Burg führe, als er unfern das Stampfen und Wiehern von Rossen vernahm. Eine Schaar vermummter Ritter sprengte in diesem Augenblicke aus dem Gebüsch hervor. Ha, Räuber! rief Ludwig, indem er mit entblößtem Schwerte auf sie eindrang. „Wer seid Ihr?" entgegnete der Anführer. „Die Frage könnt' ich mit größerem Rechte an Euch zurückgeben; doch sei es drum! mein Name ist Ludwig von Arsençon." —

Ein halblautes Gemurmel erhob sich unter den Vermummten. „Ritter, Ihr seid unser Gefangener, begann der Anführer nach einer kleinen Pause." „Das wohl nicht, entgegnete Arsençon lachend, so lange ich noch dies Schwert führen kann. Ihr mögt erfahren, nichtswürdige Buben, daß ihr's mit keinem Knaben zu thun habt!" —

Mit diesen Worten drang er wüthend auf sie ein; mehrere fielen, aber der Muth des

Einzelnen konnte doch nicht lange der überlegenen Kraft der Menge widerstehen. Arsençon ward entwaffnet und die Räuber sprengten, ihn in ihre Mitte nehmend, im Triumpf davon.

Unfern des Waldes erhoben sich die Thürme einer Burg. Der Anführer der Vermummten stieß in's Horn, die Zugbrücke ließ sich nieder, und der Troß sprengte rasselnd darüber hinweg. Durch mehrere dunkle Gänge und Treppen ward Arsençon bis zu einer eisernen Gitterthüre hinabgeführt. Einer seiner Begleiter sprengte sie durch einen Druck der Hand, und stieß den Unglücklichen in ein dunkles schauriges Gewölbe, wo ihm eine kalte, modrige Luft betäubend entgegenwehte.

Siebentes Capitel.

Noch war kein Monat vergangen, seit der alte Hugo entschlummert war, als Graf Wilhelm mit Eifer die Zurüstungen zu seiner Vermählung betrieb, die auf der Stammburg seiner Ahnen Poitou festlich begangen werden sollte. Vergebens sträubten sich die kindlichen Gefühle Elsabeths gegen die eilige Feier eines ihr ohnehin so unwillkommenen Festes; vergebens bat sie um Aufschub und Verzögerung. An die Stelle des zärtlichen, biegsamen Liebhabers war nur zu bald der Herr, der Gebieter getreten, der mit starrem Eigensinn an der Befolgung seines Willens hieng. Fürchterlicher als je, stand jetzt der Gedanke vor Elsabeths Seele: Wie? wenn Ludwig zurückkehrte. Schaudernd sah sie den fürchterlichsten Tag ihres Lebens näher und näher anrücken und wankte, ein bleiches, lebenloses Bild, in den kerzenerleuchteten Saal.

Heiterkeit und frohe Laune belebten hier den zahlreichen Kreis der versammelten Gäste. Stattlich prangten in festlichen Gewändern die mächtigen Grafen und Ritter des Gaues, und gül**d**ene Spangen und schimmernde Steine zierten die Schaar der Frauen und Jungfrauen. Graf Wilhelm hatte zur Verherrlichung dieses Tages keinen Aufwand gespart. Glanz und Ueberfluß verbreitete überall Frohsinn. Nur Elsabeth, die Königinn dieses Festes, rührte der allgemeine Jubel nicht. In tiefen Gedanken verloren, war sie zu einem Erker getreten, und blickte sinnend in die weite Ferne hinaus. Das gewahrte Graf Wilhelm und nahm das Wort: „Wie, holde Elsabeth, so einsam? Alles ist froh und beglückt, und Ihr, Ihr allein — werft diesen düstern Kummer weg! Sprecht, sprecht ein Wort! Was kann ich thun, Euch zu erheitern?“ —

In diesem Augenblicke trat ein Knappe zum Grafen, und fragte: ob es ihm genehm sei einen Troubadour zu hören, der wie er sage, aus Palästina komme. Eine freudige

Röthe verbreitete sich bei dieser Nachricht über Elsabeths Antlitz. „Er komme, rief Wilhelm, dies bemerkend, dem Knappen zu, und der Sänger trat, ein Greis mit schneeweißem Bart und Haupthaar, ernst und schweigend hinein. In diesem Augenblicke winkte einer der anwesenden Ritter dem Grafen. „Mit Eurer Erlaubniß, holde Braut," sprach Wilhelm, in den Hintergrund des Saals zurückeilend.

„Ihr kommt aus Palästina, wie ich höre," begann Elsabeth zu dem Harfenspieler. Ist Euch vielleicht der Name Arsençon bekannt? „Werd' ihn ja wohl kennen, war die Antwort, wenn Ihr den Ritter Ludwig von Arsençon meint. Hab' ich doch so oft mit dieser Cyther seinen Gram verscheucht, der ihn beim Andenken seiner Lieben zu ergreifen pflegte." — Er liebte, sagt Ihr, er liebte! fiel Elsabeth mit merklicher Bewegung ein. „Ja wohl, edles Fräulein, aber die Braut war fern, und da blickte er dann oft düster vor sich hin, und rief: Ach, wenn ich einmal heimkehre, da

schlummert der alte Hugo längst, und Elsabeth hat mich vielleicht auch vergessen!" —

„Nein, nimmermehr! rief Elsabeth außer Fassung; nur eine Frage noch, die letzte! er lebt noch?" — Ja, er lebt, edles Fräulein, aber es ist ein trauriges Leben im finstern Gewölbe, wo weder Sonne noch Mond ihn bescheint. Dort weilt der edle Ludwig von Arsençon auf Befehl —

„Verruchter Betrüger! rief Graf Wilhelm, indem er auf den Troubadour losstürzte. Elsabeth sank leblos zu Boden. „Werft diesen Elenden, fuhr Wilhelm vor Wuth schäumend fort, — er hat sich selbst sein Urtheil gesprochen — werft ihn in das tiefste Burgverließ, zu dem kein Strahl des Lichtes dringt!" —

„Urtheilt nicht zu rasch! rief der Alte mit veränderter Stimme, warf Bart und Larve ab, und — Ludwig von Arsençon stand vor ihm. Blendwerk der Hölle! rief Wilhelm bei diesem Anblick zurückprallend.

„Ja ich selbst, fuhr jener fort, bin der Unglückliche, dessen Schicksal ich beschrieb; du der Verräther, der mich um das Glück meines Lebens betrog, und mich in ein schauriges Gewölbe schleppen ließ, verschlossen auf ewig dem belebenden Strahle des Lichts! Aber, bei dem allmächtigen Gott! ich gehe nicht mehr dahin zurück. Ein ritterlicher Kampf zwischen uns entscheide über den Besitz der holden Elsabeth!" —

Unwille und Zorn wurden durch diese Worte in allen Gemüthern rege. Wie? riefen die Ritter, sollen wir das dulden? Dulden, daß der Hochzeitssaal zum Kampfplatz werde? Hinunter mit dem verkappten Troubadour! Werft den Unheilsstifter die Schloßstiegen hinab!

„Beruhigt Euch, meine Freunde, entgegnete Wilhelm sich zur Versammlung wendend. Weit entfernt bin ich fürwahr, den Ausgang des angetragenen Kampfs zu fürchten!" —

Und er begann, lange unentschieden bleibend. Aber Wilhelms unbesonnene Hitze stürzte ihn in sein Verderben. Mit gespaltenem Haupte sank er blutend und entseelt zu Boden. — In diesem Augenblicke dröhnte der gewölbte Saal vom vielstimmigen Geklirre der Waffen, und Ludwig von Arsençon sah sich von tausend blinkenden Schwertern umringt.

Achtes Capitel.

„Ich bin in Eurer Gewalt, Ritter, begann Ludwig mit Hoheit und Würde. Tollkühnheit wär's, ein Einzelner mit so vielen zu streiten! Wollt Ihr indeß wenigen Worten Gehör gönnen, so werdet Ihr mich vielleicht nicht mehr so verdammenswerth finden!" —

So redet! scholl es in der Versammlung, und nun begann Ludwig seine Geschichte, die unsern Lesern bereits bekannt ist. „Ihr wußtet also lange nicht, in wessen Gewalt Ihr euch befandet?" fragten die Ritter. „So wenig, als mir die Ursache meiner Verhaftung bekannt war. Ein edelmüthiger Knappe, der mir meinen kärglichen Unterhalt reichte, löste mir vor einigen Tagen dies Räthsel. Von ihm erfuhr ich, daß heute der Graf seine Vermählung mit der holden Elsabeth feiere. Da lag es plötzlich offen vor mir, das ganze Gewebe

der Bosheit und Betrügerei. Ich hatte fortan keine Ruhe mehr. Auf meinen Knien beschwor ich den Erzähler, mich meiner Haft zu entlassen, und — Ihr wißt das Uebrige." — Adalbert kam, und bezeugte die richtige Aussage des Gefangenen. Sprachlos standen die Ritter lange da, ihre Blicke bald auf den Leichnam, bald auf Ludwigen gerichtet. Dann aber vereinten sich alle, wie von unsichtbarer Gewalt ergriffen, zu dem Ausruf: „Er ist unschuldig! Heil dem edlen Ludwig von Arsençon!" —

Wo ist er, wo? rief jetzt eine Stimme, und — Elsabeth lag in den Armen des überseeligen Jünglings. „Was habe ich um Euch gelitten! lispelte sie." „Dem Himmel Dank, daß es vorüber ist, entgegnete Arsençon, nun soll uns hinfort kein Schicksal trennen!" — „Ach, daß Hugo diese Seeligkeit nicht theilen kann, rief Elsabeth bewegt, und eine Thräne entquoll ihrem Auge." — „So ist es also doch wahr, was mir Adalbert verkündet: Vater Hugo sei dahin! O vergieb mir, verklärter

Geist, daß ich dir unwissend zürnte! Du hast mich nicht hintergangen; dieser allein ist die Quelle meines Unglücks!" — Er deutete bei diesen Worten auf Wilhelms Leiche. — „Wie? riefen die Ritter, soll dieser Bube hier liegen, und die Erinnerung an seine Frevelthaten unsere Freude, unsern Jubel stören? Hinab mit ihm, hinab in dasselbe Burgverließ, in dem der edle Arsençon schmachtete, auf daß sein Körper, und mit ihm sein Andenken zerstäube!" —

„Verzeiht Freunde, unterbrach Ludwig die entrüstete Schaar, ich ehre Euren gerechten Unwillen! Gleichwohl ist sein Blut geflossen, ich bin versöhnt, und trage darauf an, daß ihm ein ehrenvolles Begräbniß werde. Bin ich doch heute so glücklich geworden, daß es Frevel wider die Gottheit wäre, wenn ein Gedanke an Rache in meiner Seele Platz finden könnte. Allen, die mich gekränkt und beleidigt haben, möcht' ich in dieser Stunde, der schönsten meines Lebens, verzeihen!" —

Auch mir? rief eine Stimme, wollt Ihr

auch mir vergeben? — „Wie? Wallburg, mein alter Freund und Waffenbruder?“ — Der bin ich nicht mehr, seitdem ich durch Gewinn mich verleiten ließ, als Anführer jener Vermummten — „Genug, unterbrach ihn Arsenon sehr ernst, ich hätte freilich geglaubt daß Eure Freundschaft aus härterem Stoffe zusammengesetzt wäre. Sie erlag bei der ersten Probe. Geht, ich verzeih' Euch, fodert nicht mehr! — Ihr aber werthe Freunde, fuhr er fort, indem er sich zu den Rittern wandte, werdet den lange Abwesenden entschuldigen, wenn wichtige Angelegenheiten auf seiner Burg seine Gegenwart nöthig machen. Doch hoffe ich mich eurer Aller Gegenwart bei meiner Vermählungsfeier zu erfreuen!“ — Mit diesen Worten verließ er, von Elsabeth begleitet, unter allgemeinem Jubel den Saal.

Daheim erhielt er aus dem Munde seiner Braut noch über so manche, ihm dunkle, doch unsern Lesern bekannte Gegenstände den gewünschten Aufschluß.

In kurzem ward die Vermählung vollzogen,

und wenn auch der Glanz und Aufwand geringer war, als bei dem gräflichen Feste, so trübte hier nichts den Genuß einer allgemeinen Freude. Bei der Tafel ergriff Ludwig von Arsençon den vollen Pokal und rief: „Auch die Todten sollen leben! Dies dem Andenken des theuren Ritter Hugo!" und die Gäste thaten männiglich Bescheid.

Von dem Glücke der Liebenden, von der Seeligkeit der Neuvermählten wollen wir nur so viel sagen, daß sie nicht, wie so oft, mit dem Reize der Neuheit wich, sondern durch den Besitz von Kindern und Kindeskindern, welche die holde Elsabeth auf ihrem Schooße wiegte, vermehrt ward.

Der Stamm der Arsençons blühte noch beinahe ein Jahrhundert hindurch, und erlosch mit Otto, seinem letzten Sprößlinge, der in dem unglücklichen Kreuzzuge des Königs Richard Löwenherz unter den Fahnen Philipp Augusts von Frankreich fiel.

C o e l e s t i n.

Erstes Capitel.

Der Autor entschuldigt sich. Cölestins Geburt.

„Wenn doch nur die Vorreden einmal abgeschafft würden! hörte ich jüngst in einem freundschaftlichen Cirkel eine junge Dame sagen, ich kenne nichts Langweiligeres als das, und würde es dem Schriftsteller von ganzem Herzen Dank wissen, der sich mit kühnem Geist über ein verjährtes Vorurtheil erhübe.“ — Diese, von holden Lippen ausgestoßene Schmähung, und das damit verbundene freundschaftliche Versprechen versetzten mich in die peinlichste Lage, die es nur immer für ei-

nen Autor geben kann. Von vorliegender Skizze waren bereits einige Bogen gedruckt, und es stand daher nicht mehr bei mir, meine Schuld gut zu machen. Doch beruhigte ich mich damit, daß im Grunde ein paar Worte als Einleitung nicht füglich eine Vorrede genannt werden könnten, und daß es mir außerdem durchaus unmöglich war, sie wegzulassen.

Was ich hier den Lesern gebe, sind die Bruchstücke aus dem Leben eines zu früh für mich dahingeschiedenen Freundes, wie sie sich unter seinen Papieren gefunden haben. Es sind freilich keine bedeutenden Ereignisse, die sie in Cölestins Leben finden werden, doch wird sich vielleicht hie und da Jemand in seine Gemüthslage versetzen können, und so nicht ganz ohne Antheil dabei verweilen. Ich will ihn daher ununterbrochen selbst erzählen lassen, und nur die einzelnen Lücken, die sich in seiner Geschichte finden, ergänzen.

Es hat mancher, so beginnt Cölestin, eine

Geschichte seines Lebens geschrieben, ohngeachtet dasselbe nicht gar reich an Ereignissen war. Ich sehe daher nicht ein, warum ich's, dem gerade die Lust anwandelt, eine Biographie zu schreiben, nicht eben so machen soll. Du wirst vielleicht lächeln, lieber Leser, wenn dir diese Papiere zufällig in die Hände fallen. Lächle immerhin, nur durchlaufe sie flüchtig; du findest doch vielleicht hie und da etwas, was dich interressirt, oder mindestens ein Palliativ gegen die Langeweile.

Ich bin den 23. August 17. . zu ***, einer berühmten Handelsstadt in *** geboren. Mein Vater war ein Gewürzkrämer daselbst und hatte keine Kinder außer mir. Was mich selbst betrifft, so soll ich ein freundliches Knäblein gewesen seyn. Frei von der Unart der meisten Weltbürger, die ihren Eintritt in die Welt durch Geschrei nnd Weinen ankündigen, lächelte ich frei und unbefangen einen jeden der Anwesenden an: den Pfarrer etwa ausgenommen, dessen schwarzes Gewand und ernste Amtsmiene mir eine nicht geringe Scheu ein=

flößten. Einige würdige Matronen, die sich damals bei meiner Mutter befanden, glaubten darin eine Abneigung des geistlichen Standes zu erkennen, und geriethen mit einer andern in heftigen Streit, welche behauptete: Diese Scheu vor dem Heiligen sei gerade der wahre Beweis eines ächt religiösen Gemüths, den Gott auf diese Art wunderbarlich an den Tag lege. Dieser Streit über die verborgenen Anlagen in meiner kleinen Person blieb sehr natürlich unentschieden; doch fehlte es nicht an Prophezeihungen von Heil und Seegen aller Art, so daß ich, wenn nur ein Drittel dieser frommen Wünsche in Erfüllung gegangen wäre, der Glücklichste aller Sterblichen hätte werden müssen.

Zweites Capitel.

Cölestins Taufe.

So ruhig ich mich bei allem, was über meine Person verhandelt wurde, betrug, und so wenig ich mir dies als Verdienst anrechnen kann, da ich nichts davon verstand, so große Unruhe und Bewegung veranlaßte mein Daseyn. Ich muß indeß dankbar gestehen, daß man mir mein Leben so viel als möglich angenehm zu machen suchte, um mich vielleicht für die traurigen Erfahrungen, die ich in spätern Jahren machen könnte, zu entschädigen. Wenn aber schon bei den Anstalten für meine Wartung und Pflege die Meinungen öfters getheilt waren, so führte meine Taufe ein vollständiges Schisma herbei. Ich sollte in derselben den Namen Simon empfangen, für den mein Vater eine besondere Vorliebe hatte, weil er sowohl, als mein Großvater, ihn

führten. Meine Mutter billigte diese Wahl, um so mehr, da sie eine Feindin jeder Neuerung war, und die würdigen Namen Caspar, David u. s. w. einem Otto, August und mehreren ähnliches Gelichters stets vorzuziehen pflegte. Allein die letzte Instanz war bei dieser Conferenz übergangen worden. Dies war der Herr Pfarrer Paschasius, der Seelsorger und Hausfreund zugleich bei uns war. Er taumelte, als er diesen Entschluß vernahm, vor Schrecken in einen Lehnstuhl zurück, und verbreitete durch einen Stoß, den seine Perücke erlitt, eine dichte Wolke um sich. Aus dieser ließ er die Worte erschallen: „Das ist durchaus unmöglich!“ — Mein Vater bat natürlich um gefällige Aufklarung dieses lakonischen Spruchs, allein vergebens. Das Orakel in der Wolke ertönte nicht wieder, und der geistliche Herr erhub sich alsbald, griff nach Hut und Stock, und eilte zur Thüre hinaus.

„Barbara, sagte mein Vater, als er weg war, zu meiner Mutter, sag' mir einmal, was meinst du dazu? Was in aller Welt kann

unser Herr Pfarrer gegen den ehrlichen Namen Simon einzuwenden haben?" — Meine Mutter war eben im Begriff zu antworten, als der Herr Pfarrer schwerathmend mit einem Buche in der Hand hineintrat, es erschöpft auf den Tisch legte und sagte: „Da stehts!" — Er schlug dabei den Titel des Buchs auf und las, wie folgt: Walchs Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereien, Spaltungen und Religionsstreitigkeiten bis auf die Zeiten der Reformation. In diesem Buche nun, fuhr er fort, indem er sich zu meinem Vater wandte, steht's mit klaren Worten geschrieben, wie der Name Simon einem der verrufensten Ketzer angehöret, der sich Magus, das ist verdeutscht der Zauberer genannt; wie derselbige mit seiner Freundin Helena in sträflichem Umgange gelebt, und die Herzen der Gläubigen durch Lug und Trug der wahren, heilbringenden Lehre entwendet habe. Alles, was ich hier im Kurzen, so zu sagen fragmentarisch, mittheile, steht in des wohlseeligen Verfassers Werke mit Mehrerem zu lesen, als womit ich Sie, mein werther

Freund, gelegentlich näher bekannt machen will.“ —

Mein Vater nahm während dieser langen Standrede eine Prise Tabak nach der andern; der Herr Pfarrer aber that, als ob er nichts von seiner Ungeduld merke und fuhr ruhig fort:

„Sie werden daher leicht einsehen, daß ich mich Ihrem Wunsche den Täufling mit jenem Namen zu belegen, den Sie freilich leider einmal führen, hartnäckig entgegensetzen mußte. Auch wollt' ich Ihnen leicht, wenn mir nicht mein Gedächtniß in vorrückenden Jahren allmälig untreu geworden, von gedachtem Simon bis zu dem berüchtigten Räuberhauptmann Simon Matern, der in und um Danzig herum sein Wesen getrieben, eine Reihe von Simonibus aufstellen, die alle in bösem Leumund bei der Mit- und Nachwelt gestanden.

Mein Vater machte noch einige Gegenvorstellungen, hielt aber dann für's Klügste,

vor dem mächtigen Gegner die Waffen zu strecken und überließ ihm die Wahl meines Namens. Er äußerte nach einigem Bedenken, daß er es höchst anständig fände, mich Cölestin zu taufen, da fünf Päbste diesen Namen geführt, und zwei derselben sogar unter die Heiligen versetzt worden wären. Auch hielt er die Ableitung dieses Namens von dem lateinischen Worte coelum für nicht unbedeutend, und sprach ihn daher an selbigem Tage feierlich über mich aus.

Drittes Capitel.

Etwas aus Cölestins Jugendjahren.

Indem ich die schöne Zeit der Kindheit mir noch einmal zurückrufe, empfinde ich es lebhaft, daß es stets ein vergeblicher Versuch ist, von jener Unbefangenheit und Sorglosigkeit, von jenem fröhlichen Blicke in die Welt, von jenem heitern Glauben an eine glückliche Zukunft eine genügende Darstellung zu geben. Wer wäre im Stande, sagt Goethe so schön als wahr, von der Fülle der Jugend würdig zu sprechen!

Ich galt bei meinen Eltern und in der ganzen Nachbarschaft für einen losen, muntern Knaben, dem man indeß die schelmischen Streiche, die er bisweilen verübte, insofern wohl übersah, als sie aus keinem verdorbenen Gemüth entsprangen. So liebt' ich's, im

Hause die unentbehrlichsten Dinge zu verstecken, die Dienstboten durch Klingeln irre zu führen, und was dergleichen leichtfertige Scherze mehr waren. Gewöhnlich gab ich mich bald selbst als Thäter an, besonders, wenn ich merkte, daß die längere Verhehlung Schuldlosen Verdrießlichkeiten zuziehen konnte. Du bist ein Erzschelm, sagte mein Vater in solchen Fällen, indem er mir auf die Schulter klopfte, und so war die Sache abgethan.

Mancher wird vielleicht diesen Mangel an Strenge von Seiten meines Vaters tadeln, der mich beim Unternehmen jugendlicher Streiche dreister machen mußte. Allein ihre Quelle blieb fortwährend dieselbe, wie sie es denn bei gutartigen Naturen überall bleibt, und es giebt in der That nichts Verkehrteres als den Wahn gewisser Pädagogen, die Härte und Strenge für das Grundprincip einer guten Erziehung halten. Die sclavische Furcht, welche der finstre Zuchtmeister seinen Zöglingen einflößt, erzeugt in den edelsten Gemüthern Zurückhaltung, Tücke, und niedere Gesin-

nungen mancher Art, die sich hinter dem Rücken des sogenannten Pädagogen oder in spätern Jahren durch Wort und That verderblich aussprechen. Der Autor bittet seine Leser ihm diese Abschweifung zu gut zu halten. Es war nur ein kleiner Wink für gewisse Erzieher, die sich, wenn sie ein paarmal den Campe, Basedow, oder gar den allbeliebten Salzmann gelesen haben, einbilden, vollkommene Pädagogen zu seyn.

Neben diesem Leichtsinn hatte ich aber von der Natur eine ernste Stimmung empfangen, die sich freilich in jenen Jahren nur momentan zeigte, eben dadurch aber einen desto schneidendern Contrast bildete. Es gab nämlich Tage, wo ich plötzlich düster und in mich gekehrt schien, den Umgang meiner Gespielen mied und mich in einer einsamen Gegend, unter einem Baume, oder an dem Ufer eines vorüberrauschenden Flusses niederließ. — Cölestin philosophirt einmal wieder, pflegte mein Vater zu sagen, wenn er mich dort überraschte, oder zu Hause aus meinen einsilbigen Antworten jene Stimmung errieth.

Was mich aber so tief ergriff, war der Anblick der Natur, die in unendlichen Räumen vor mir da lag. Stundenlang konnte ich so einsam verweilen, und mich ergötzen an den farbigen Wolken, am Gesange fernhin ziehender Vögel. Wie weh that es mir in solchen Augenblicken, wenn mich die scheidende Sonne an meine Heimkehr erinnerte! Es ließen sich mehrere Fälle, wo mein Vater mich auf diese Weise überraschte, anführen; es ist mir aber nur einer ganz lebhaft geblieben, der überdieß auf mein künftiges Leben keinen geringen Einfluß hatte.

Ich war gerade zehn Jahre alt, als ich mit meinen Eltern über Land zu einem Förster fuhr, der ein Jugendfreund meines Vaters war. Nach meiner gewöhnlichen Art strich ich den Nachmittag und Abend in den Wiesen und Wäldern herum, und ließ mich nur selten blicken. Die Dämmerung war indeß eingetreten, der Himmel überzog sich rings mit dunkeln Wolken, und ein fernes Rollen verkündete die Ankunft eines ziemlich starken Ge-

witters. Meine Eltern vermißten mich; man suchte überall nach mir, doch vergebens. Die Besorgniß, daß mir ein Leid zugestoßen sei, stieg endlich zur schrecklichen Gewißheit, da selbst einige Jäger, die der Förster nach mir ausgeschickt hatte, unverrichteter Sache heimkehrten. Man verdoppelte die Nachfragen und endlich glaubte eine Magd mich gesehen zu haben, wie ich auf eine der alten Gartenlinden geklettert sei. Alles lief an den Platz, wo ich mich wirklich befand, und mein Vater rief mit zitternder Stimme: „Wetterjunge, was du uns für Schrecken machst? Was treibst du da oben?“ Ich? rief ich, indem ich aus den Zweigen hervorblickte, ich betrachte den schönen Himmel, wie so ein großes schwarzes Tuch drüber hängt, und die Blitze hin und her fahren! — „Daß dich der Henker! schrie mein Vater, komm den Augenblick herunter, der Blitz kann dich ja erschlagen!“ — Ich gehorchte der Drohung auf's pünktlichste, und gieng demüthig einem harten Strafgericht entgegen, das diesmal gewiß in einer körperlichen Züchtigung bestanden hätte, wenn nicht

durch die Bitten meiner Mutter der väterliche Zorn besänftigt worden wäre.

Viertes Capitel.

Cölestins künftige Bestimmung.

Es mochten einige Wochen nach diesem Vorfall vergangen seyn, als mein Vater denselben dem Herrn Pfarrer Paschasius mittheilte, der gerade unsere Mittagstafel mit seiner Gegenwart beehrte. Beim Schluß der Erzählung machte der geistliche Herr plötzlich mit seinem Essen eine Pause, und legte Messer und Gabel so weit von sich weg, daß ich nicht ohne Grund vermuthete: es möchte ihm für diesen Mittag die Eßlust vergangen seyn. Hierauf begann er, indem er seinen Sessel näher zu meinem Vater hinrückte: „Das ist merkwürdig, höchst merkwürdig, verehrter Freund, was Sie mir da von Ih-

rem Sohn erzählen. Der Vorfall kann für ihn von wichtigen Folgen seyn!" —

Hier machte er eine abermalige Pause und stärkte sich durch eine Prise Tabak, indeß mein Vater, der nach den obigen Worten so viel als gar nichts wußte, mit gespannter Erwartung dasaß, und auf eine nähere Erklärung harrte. Allein ein unerwartetes Ereigniß verschob diese noch einige Zeit. Das Dienstmädchen trug nämlich so eben den Braten herein, und dem Zerlegen desselben zuzusehen, was meine Mutter mit vieler Leichtigkeit und Zierlichkeit that, war von jeher ein Schauspiel gewesen, an dem sich Se. Wohlehrwürden mit Vergnügen weideten. Auch jetzt nahmen seine Blicke fast unwillkührlich diese Richtung und veränderten sie erst dann, als der gefüllte Teller zu einem neuen Genusse einlud. In solchen Fällen pflegte der Herr Pfarrer aber, nach dem alten Sprüchwort, stumm wie ein Fisch zu seyn. Der leere Teller gab ihm indeß die Sprache wieder, und wie die durch einen Damm zurückgehaltene Fluth

plötzlich schneller dahinbraust, so strömte auch der Fluß seiner Rede reichlicher über seine Lippen. Ein solcher Zeitpunkt war eben jetzt eingetreten.

„Um wieder auf mein vorhin unterbrochenes Gespräch zu kommen, sagte er, so muß ich wiederhohlen, wie mich der erzählte Vorfall wunderbar ergriffen hat. Ich erkenne darin einen deutlichen Wink der Vorsehung für die Wahl einer künftigen Bestimmung Cölestins. Erwägen Sie die Worte: Ich betrachte den Himmel, rechnen Sie den Namen Ihres Sohns selbst dazu, denken Sie an das ernste, heilige, in sich selbst versunkene Wesen, mit dem er öfters, wie verächtlich, über das Irdische hinausblickt, und Sie werden mir einräumen, daß darin eine wunderbare Verknüpfung und Uebereinstimmung herrsche.“ —

Hier hielt der Redner augenblicklich inne, fuhr aber, als er bemerkte, daß mein Vater ihn unterbrechen wollte, sogleich lebhaft fort: „Ich weiß, geschätzter Freund, was Sie sa-

gen wollen, Sie begreifen noch nicht, wo ich hinaus will. Dem wollen wir aber gleich abhelfen. Sie müssen Ihren Sohn studiren lassen, er soll sich der Gottesgelahrtheit widmen; nun, was sagen Sie dazu?"

Mein Vater, höchst vergnügt, endlich ein Resultat zu haben, willigte nach einigem Bedenken in den gemachten Vorschlag, weil er auf den Rath des Herrn Pfarrers in dergleichen Fällen viel hielt. Den einzigen bescheidenen Einwand, den er in Hinsicht der Kosten, die das Studiren erfordere, machte, schlug sein Beichtvater durch die gütige Zusage hinlänglicher Stipendien völlig nieder.

Ich hatte während dieser Verhandlungen mit offenem Munde dagesessen, so daß mein Magen mich ernstlich zu erinnern anfieng, daß er heute so gut als gar nichts empfangen habe. Ich vergütete ihn in Eile durch einige reichliche Bissen, und stellte für mich einige Betrachtungen über das gehaltene Tischgespräch an.

Vom Studiren hatte ich eigentlich keinen rechten Begriff, doch schien es mir so gar übel nicht, wenn ich an das bequeme, sorgenfreie Leben dachte, das der Herr Pfarrer genoß. Fiel mir aber auf der andern Seite die Gelehrsamkeit ein, die ich an diesem öfters rühmen gehört hatte, so schien mir keine geringe Anstrengung dazu zu gehören, um zum Besitz derselben zu gelangen. Schon meine damaligen Unterrichtsstunden, die mir der Pfarrer täglich gab, das Auswendiglernen von Liedern und Sprüchen hatte mich oft genug dem Anblick der schönen Natur entzogen. Wie viel öfter, dacht' ich, würde ich nun erst diesen Genuß entbehren müssen! —

Diese Betrachtungen machten mich so ernst und traurig, daß ich, sobald die Tischgesellschaft aufstand, mich in's Freie begab, gleichsam, als ob ich von der schönen Gegend, die mich so oft entzückt, auf ewig Abschied nehmen sollte.

Fünftes Capitel.

Vorbereitung zum geistlichen Stande.

Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, sagt Goethe, das, was ihnen selbst abgegangen, an ihren Söhnen realisirt zu sehen. Der meinige machte keine Ausnahme von dieser Regel. Er hielt mit vieler Strenge auf das Besuchen der Stunden, die mir der Pfarrer ertheilte, so wie auf die nützliche Anwendung der übrigen Zeit. Leider konnt' ich, wie es in meinem Alter gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, nicht allen wissenschaftlichen Fächern gleichen Geschmack abgewinnen. Geographie und Geschichte trieb ich mit Lust; dagegen machte die Erlernung der todten Sprachen mir manche Noth und Plage. Mit dem Hebräischen z. B. konnte ich mich gar nicht befreunden, und bestand beim Exponiren ziemlich schlecht.

Mehr als einmal fuhr mir damals der Gedanke durch den Kopf, warum ich denn eigentlich das Alles lernen sollte. Zu einem Pfarrer wurde nach meinen damaligen Begriffen nichts mehr erfodert, als daß man eine gute Predigt schreiben und halten könnte. Was nützte aber dazu die Erlernung jener Sprachen, da die Textesworte ja doch nie in der Ursprache auf der Kanzel verlesen wurden? — Als Beleg für meine Meinung pflegte ich mir die Stelle Math. 5, 3. anzuführen, wo es ausdrücklich heißt: Seelig sind, die da geistlich arm sind. Obgleich ich diese Stelle ganz zu meinen Gunsten deutete, so scheute ich mich doch meine Zweifel wider die Richtigkeit der Unterrichtsmethode des Herrn Pfarrers laut werden zu lassen, und fügte mich geduldig einem Zwange, dem in meinen damaligen Verhältnissen nicht auszuweichen war.

Wenn ich indeß offen reden soll, so muß ich gestehen, daß ich trotz meiner Abneigung gegen diese oder jene Wissenschaft, doch im

Allgemeinen bei weitem mehr Fort- als Rückschritte machte. Was ich aber wußte, verdankte ich weit weniger der Strenge, als einer mir von der Natur verliehenen leichten Fassungskraft. Denn nur zu oft verlor ich mich aus dem Gebiete der Wissenschaften, das mir mein Mentor vorschrieb, auf Abwegen, die mir gar reizend und einladend schienen. Zu diesen Abwegen gehörte vorzüglich die Lectüre der Dichter und Romanschriftsteller, die mich sehr fesselte. Diese Herren fanden aber vor dem Tribunal des Pfarrers sämtlich keine Gnade; er verglich sie den Irrlichtern, die den Wandrer vom rechten Pfade ablocken, und erklärte ihre Werke für Spielereien, denen man solide Wissenschaften nicht nachsetzen müsse. Ich fand diesen Urtheilsspruch sehr ungerecht; zeigte zwar in Gegenwart des Pfarrers für die sogenannten soliden Wissenschaften die höchste Achtung, war aber hinter seinem Rücken so frei, sie auch auf die minder soliden auszudehnen. Dabei regte sich indeß bald der Wunsch in mir, das, was ich so lebhaft empfunden, Andern mit-

zutheilen, und da ich Niemand hatte, der gleichen Antheil daran nahm, so fiel ich auf die natürliche Idee meine Gedanken und Empfindungen auf's Papier zu werfen.

Wir wissen nicht, ob unsere Leser so zufrieden mit jenen jugendlichen Versuchen seyn würden, als es Cölestin war. Ihre Ohren haben indeß in dieser Hinsicht nichts zu befürchten, da es aus einer Stelle des Manuscripts, das wir vor uns haben, erhellt, daß der Herr Pfarrer einst, bei einer geheimen Revision von Cölestins Papieren, über jene Jugendprodukte das Anathema aussprach, und sie ohne Gnade den Flammen Preis gab.

Sechstes Capitel.

Aufnahme in's Gymnasium.

Unter solchen Vorbereitungen hatte ich mein sechzehntes Jahr erreicht, und sollte nun in's Gymnasium meiner Vaterstadt eintreten. Dieser Zeitpunkt kam mir eigentlich sehr erwünscht, weil ich mich im Stillen längst aus den peinlichen Verhältnissen, die mich umgaben, herausgesehnt hatte. Für den Genuß der Freiheit aber ließ sich in der Anstalt, die ich betreten sollte, viel Ersprießliches hoffen. Man liebt in der Jugend sich zu zeigen, Aufsehen zu machen, die Blicke Anderer auf sich zu lenken. Dies lief aber den Principien des Herrn Pfarrers geradezu zuwider, und auf seinen Antrieb geschah es, daß mir jede Auszeichnung in der Kleidung, so sehr meine Mutter in dieser Hinsicht zu meinen Gunsten sprach, durchaus untersagt wurde.

In dem Gymnasium aber erwartete mich ein minder peinlicher Zwang. Es hatte durchaus eine academische Einrichtung; die Mitglieder hießen Studenten und genossen durch diesen Namen einen großen Theil der Freiheiten, deren sich die jungen Musensöhne auf Universitäten erfreuen. Federhut und Degen gehörten zu den Insignien eines Studenten, und die meisten stolzirten so geschmückt täglich beim Hause meines Vaters vorüber. Alles das hatte einen unendlichen Reiz für mich, und ich konnte den Tag kaum erwarten, wo auch ich ein Mitglied dieses kleinen, für sich abgeschlossenen Staats werden sollte.

Das Gymnasiumsgebäude lag in einem abgelegenen Theile der Stadt, und war ursprünglich ein Kloster gewesen, wovon eine lange Reihe von Zellen, durch die ein gewölbter Gang führte, zeugte. Diese klösterlichen Behausungen dienten jetzt Studierenden zu ihrer Wohnung, und führten durch ihre Nähe ein trauliches Zusammenleben her-

bei, das ich mir nicht heiter genug ausmahlen konnte.

Ich wurde an dem zur Aufnahme bestimmten Tage von dem Rektor des Gymnasiums, Schwabe mit Namen, examinirt, und bestand in der eben nicht schwierigen Prüfung vortreflich. Hierauf mußte ich ihm in's Auditorium folgen, das in der Nähe des Klosterhofes lag, und er empfahl mich nun durch eine feierliche Anrede, die er an die versammelten Zuhörer hielt, ihrer Zuneigung und Liebe. Diese ward mir aber nach dem Schluß der Stunde auf eine Art zu erkennen gegeben, die eben nicht die leutseeligste war. Die jungen Musensöhne führten mich nämlich in den nahgelegenen Kreuzgang, und ertheilten mir hier in der Nähe eines hohen Pfeilers männiglich einen Stockschlag, eine Execution, die ich nicht ohne bedeutenden Schmerz aushielt. Hierauf küßte mich jeder herzlich, und machte die üble Bewillkommnung dadurch einigermaßen wieder gut, daß er mich einen Herzensbruder über den andern nannte. Ich

kam bald zu der ausgebreitetsten Verwandschaft, und verlor mich in einem Taumel von Wonne, aus dem mich nur bisweilen mein Rücken, der mir fortwährend schmerzte, weckte. Ist doch keine Freude ohne Leid! dacht' ich, und blickte mit Stolz auf den Degen und Federhut, mit dem meine Commilitonen geschäftig waren mich auszustaffiren.

Siebentes Capitel.

Ein Zwist.

Als ich so geschmückt mit Selbstgefälligkeit in die Stube meiner Eltern trat, äußerte der Pfarrer Paschasius, der sich eben dort befand, sein Misfallen über diese Tracht. Er verglich sie mit der eines Renommisten, und belegte diese Behauptung durch eine Vignette in dem Heldengedicht dieses Namens von Zachariä, die er den Anwesenden vorzuzeigen versprach. Allein diese nahmen sich zu meiner höchsten Verwunderung meines Schmuckes an, und mein Vater erklärte sogar halb entrüstet, daß ihm diese, alles Maaß überschreitende Strenge und Resignation aller erlaubten jugendlichen Freuden gar nicht gefalle. Er brachte dabei meine sechzehn Jahre in Anschlag, und meinte: in diesem Alter wäre es kaum schicklich einen Zwang fortzusetzen, der sich nur für den Kna-

ben zieme. Auch meine Mutter gab zu meiner großen Freude, durch den lebhaften Angriff ihres Gatten ermuthigt, ihre Misbilligung zu erkennen, und der Herr Pfarrer sah sich bald so in die Enge getrieben, daß er, einen Krankenbesuch vorschützend, sich kurze Zeit nachher empfahl.

„Mag es ihn verdrossen haben, sagte mein Vater, als er fort war, halblaut zu meiner Mutter, ich kann mir einmal nicht helfen! Daß ewige Schulmeistern fällt mir am Ende lästig, und zuletzt kömmt nichts dabei heraus, als ein Duckmäuser, der's Herz nicht hat, einem ehrlichen Kerl in's Gesicht zu sehen, und zu Allem Ja sagt, weil er sich fürchtet anderer Meinung zu seyn! Dazu hab' ich aber meinen Sohn zu lieb." —

Mein Vater sprach diese Worte zwar mit gedämpfter Stimme, doch zugleich mit so vieler Heftigkeit, daß mir keine Sylbe davon entgieng. Da ich indeß merkte, daß ich eigentlich nichts davon hören sollte, so trat ich mit

der gleichgültigsten Miene an ein Fenster und trommelte, indem ich auf die Straße hinabblickte, mit den Fingern vor mich hin. Von dieser einförmigen Beschäftigung rief mich die Stimme meines Vaters ab. „Cölestin, sagte er ziemlich ernst zu mir, ich habe dich vorhin gegen den Herrn Pfarrer in Schutz genommen. Du siehst daraus, daß ich es gut mit dir meine. Ich vergönne dir den Genuß aller unschuldigen Freuden, die für dein Alter passen. Doch hoff' ich, daß du dies erkennen, und nie die Grenzen des Anständigen und Schicklichen überschreiten wirst!" — Ich betheuerte das mit Hand und Mund, und muß es wahrscheinlich auf eine Art gethan haben, die meinem Vater sehr wohl gefiel. Wenigstens klopfte er mir mit den Worten: Ich glaube dir's! auf die rechte Schulter, was ein gewöhnliches Zeichen seiner Zufriedenheit war.

Somit schloß sich diese Conferenz, und ich gieng in mein Zimmer, um mich auf einige Collegien für den folgenden Tag vorzubereiten.

Achtes Capitel.

Meine Mutter zeigt sich als eine heftige Gegnerin der Logik.

Unter den Collegien, die ich seit meinem Eintritt in's Gymnasium gehört hatte, befand sich auch die Logik. Ich möchte den Professor, der sie las, nicht sehr empfehlen. Er eröffnete uns eben nicht die weiteste Aussicht, sondern wandelte auf den breiten Fußtapfen eines Hofbauer, Maaß u. A., unter denen er den erstern blind verehrte, ruhig fort. Sein ziemlich schlechtes Sprachorgan trug eben auch nicht dazu bei, seinen Vortrag anlockend zu machen. Die Logik selbst mußte mir daher, wenn man die Persönlichkeit des Docenten hinzurechnet, höchst trocken und langweilig vorkommen, und ich hätte, wenn mir vielleicht damals Kants Abhandlung über die syllogistischen Figuren zu Gesichte gekommen wäre, gewiß darin mit ihm übereingestimmt: „Daß

sie ein unnützer Plunder seien, den man längst hätte wegwerfen sollen.“ —

Demungeachtet war ich einst so keck, mich zu Hause meiner Gelehrsamkeit zu rühmen, und meiner Mutter jene Figuren nach der Reihe herzusagen. Da kam ich aber sehr unrecht an. Ich hatte kaum die Wörter Barbara, Celarent, Darii u. s. w. ausgesprochen, als meine Mutter höchst entrüstet mir zu schweigen gebot. Sie erblickte nämlich in der ersten syllogistischen Figur eine Anzüglichkeit auf ihren Taufnamen, und eiferte auf's heftigste gegen den Professor, daß er mit dergleichen Spielereien die Zeit verderbe, und obendrein jungen Leuten die Mittel an die Hand gebe, sich über das Alter lustig zu machen. Das war nun freilich die grundloseste Behauptung, die es nur immer geben kann, und ich bemühte mich auf's eifrigste sie zu widerlegen, indem ich sagte, daß der Ursprung jener Namen keinesweges von dem Herrn Professor herrühre, sondern in frühe Zeit zu setzen sei. Allein meine Beredsamkeit scheiterte hier gänzlich,

indem meine Mutter, nach Art ihres Geschlechts, keinen Gegengrund gelten ließ, sondern mit Eigensinn auf ihrer Meinung beharrte. —

Ich hütete mich seitdem zu Hause meine Gelehrsamkeit auszukramen, da ich statt Beifall einzuärndten, nur die Gemüther empörte. Sorgfältig verschloß ich den Schatz meiner Kenntnisse in mir, und dachte: es würde doch wohl einmal eine Zeit kommen, wo meine Bereitwilligkeit, Andern etwas davon mitzutheilen, dankbarer erkannt werden würde. Damit aber derjenige, dem vielleicht diese Blätter zufällig in die Hände fallen, nicht denken möge, ich sei vor lauter Gelehrsamkeit dem lustigen Leben, zu dem sich Jünglinge meines Alters so gern aufgefodert fühlen, ganz untreu geworden, will ich einen Vorfall mittheilen, der überdieß auf mein ferneres Leben keinen geringen Einfluß gehabt hat.

Neuntes Capitel.

Eine neue Bekanntschaft.

Das Gymnasium meiner Vaterstadt, das wie oben erwähnt worden, eine academische Form hatte, stimmte auch in den Feierlichkeiten mit denen überein, die auf Universitäten üblich sind. Es gehörten dazu unter andern die Fackelständchen, die bei der Einführung von Professoren, oder andern feierlichen Gelegenheiten gebracht wurden. Unter denen, die darin einen Beweis wahrer Achtung und Liebe sahen, zeichnete sich der Rector Schwabe aus. Der freundlichen Aufnahme, welche die sämmtlichen Studirenden bei ihm genossen, hatte er alljährlich ein Fackelständchen zu dan-

ken, womit wir ihn an seinem Geburtstage zu überraschen pflegten. Dieser fiel gerade in die schönste Zeit des Sommers, welche er in einem in der Vorstadt gelegenen Gartenhause zu verleben pflegte.

Dahin zogen wir dann Abends bei Fackelschein und mit Musik paarweise hinaus, und wurden durch Erfrischungen bewirthet. Ein solcher Tag war immer ein Fest für mich und ich dünkte mir recht viel zu seyn, wenn ich so mit Federhut und Degen einherzog, und vor mir die lange Reihe der Musensöhne erblickte, und den Anführer, wie er mit entblößtem Degen dem ganzen Zuge voranschritt.

An einem solchen Tage war's, als ich plötzlich aus einem Fenster die Worte hörte: „Sehen Sie doch, o sehen Sie doch Papa!" — Ich blickte hin, und sah ein schwarzlockiges Köpfchen sich zum Fenster hinausbücken, neben dem so eben ein wohlbeleibter Herr im Schlafrocke seinen Platz nahm, und das holde Mädchen fast ganz in die Ecke drängte.

Ich weiß nicht, waren's die eigenthümlichen Reize des Mädchens, oder der Contrast, in dem sie mit der ziemlich widerlichen Physiognomie des Alten standen, genug, ich, für den bis dahin das ganze schöne Geschlecht so gut als nicht da gewesen war, fand plötzlich, daß mir nie ein reizenderes Geschöpf vorgekommen wäre. Ich machte meinen Begleiter auf sie aufmerksam. Kennst du sie, Eduard? fragt' ich. „Nein, sagte er, indem er schnell hinblickte, aber hübsch ist sie, Bruder, wahrlich recht hübsch!" —

Ich wollte blos eine Antwort auf meine Frage hören, der fatale Zusatz aber gefiel mir gar nicht. Es war mir nicht lieb, daß ein Anderer sie ebenfalls schön fand, sie sollte mir und keinem weiter gefallen. Ich ärgerte mich im Stillen recht, daß ich ihn darum gefragt hatte, um so mehr, da das Mädchen unmittelbar, nachdem Eduard hinaufgeblickt hatte, mit einigen Worten, die sie dem Papa zuflüsterte, das Fenster zumachte.

Während dieser Zeit waren wir bis zum Gartenhause des Rectors gekommen, und ein dreimaliges Vivat, das hier erscholl, weckte mich aus den Betrachtungen, in die ich über jenen Vorfall versunken war. Der Rector hielt aus dem Fenster eine kurze Anrede an die versammelten Musensöhne, worin er für diesen Beweis ihrer Achtung und Liebe dankte. Hierauf gieng der Zug durch das geöffnete Hofthor dem Garten zu, wo sich's die Menge, beim Klange der Musik, an den mit Erfrischungen besetzten Tischen wohl seyn ließ.

Ich theilte diesmal die allgemeine Lust wenig oder gar nicht. Alle meine Gedanken waren bei dem holden Mädchen, sie schwebte mir überall vor, und scheuchte die Theilnahme an einer Festlichkeit hinweg, die mir sonst so wohl gefallen hatte. Wie froh war ich daher, als der Anführer nach Verlauf von einigen Stunden den Zug ordnete. Mechanisch rief ich das dreimalige Abschiedsvivat nach, und schritt dann nachdenklich und in mich gekehrt an der Seite meines Begleiters einher. Als

wir bei dem Hause des holden Mädchens vor-bei kamen, warf ich einen Blick nach dem Fenster hinauf, der sich aber, da dasselbe verschlossen blieb, traurig wieder zu Boden senkte.

Zehntes Capitel.

Frisch gewagt ist halb gewonnen!

Ich hatte die Nacht schlaflos und in unruhigen Träumen zugebracht, und das erste, was ich am Morgen that, war, daß ich einige Erkundigungen in Betreff meiner Schönen einzog. Mir ward dies nicht schwer, da ich in jener Gegend wohl bekannt war, und ich erfuhr so viel, daß das Mädchen die Tochter eines Husarenrittmeisters sei, der Lilienstern heiße, sich außer Diensten befände, und hier den Rest seiner Tage beschließen wolle. Seiner Tochter erkannte man das Lob eines stillen, sittsamen und gebildeten Mädchens zu; ihm aber ließ das Gerücht nicht so viele Gerechtigkeit widerfahren. Es hieß unter andern, daß er nach einigen spärlichen Opfern, die er dem Mars gebracht, desto reichlichere dem Altar des Weingottes zolle. Die treue Abwartung

dieses Dienstes entzöge ihn aber beinahe alle Abende seinem Hause.

So viel hatte ich ungefähr vernommen, und baute namentlich auf die Abwesenheit des Papa meinen Plan, seine Tochter zu besuchen. Doch fand ich bei genauerer Ueberlegung noch manche Schwierigkeiten, an die ich im ersten Augenblick nicht gedacht hatte. Auf welche Weise sollte ich, als ein ihr ganz unbekannter junger Mensch, meine Aufwartung machen? Mußte ich nicht befürchten, wegen dieser Zudringlichkeit mit Recht von ihr abgewiesen zu werden? Ich sann vergeblich auf den Vorwand einer Bestellung, eines Geschäfts, und entschloß mich zuletzt, da meine Erfindungskraft mich diesmal gänzlich zu verlassen schien, mich auf gut Glück in die Nähe ihres Hauses zu machen, wo mir dann vielleicht ein glücklicher Zufall zur Ausführung meines Plans behülflich seyn würde.

Voll von diesen Gedanken erwartete ich mit Sehnsucht den Abend und eilte, als die

Dämmerung bereits eingetreten war, zum Thore hinaus der Vorstadt zu. — Ich war so sehr mit mir selbst beschäftigt, daß ich auf die mir entgegenkommenden Wanderer wenig Acht gab. Als ich daher nahe an meinem Ziel um eine Straßenecke bog, rannte ich auf's heftigste mit Jemand zusammen. Donner und Wetter! schnarchte eine rauhe Baßstimme, sind Sie denn blind, Herr, daß Sie Alles über den Haufen rennen? Ich blickte bestürzt auf und sah mit Verwunderung eine ziemlich wohlbeleibte Figur in einem blauen Mantel vor mir, in der ich den Herrn Rittmeister erkannte, der allem Vermuthen nach in seinen gewöhnlichen Dienstgeschäften aus dem Hause eilte. Ich stotterte eine Entschuldigung her, und war nebenbei herzlich froh dieser gefährlichen Klippe, an der mein ganzer Plan stranden konnte, glücklich vorübergeschifft zu seyn. Doch konnte ich mich nicht enthalten, insgeheim eine kleine Betrachtung über die Macht der Liebe anzustellen, die mich, der sonst, nach Studentensitte, nicht leicht vom breiten Stein abwich, jetzt zu einem zärtlichen Seladon um-

schuf, der über seine Ungeschicklichkeit um Verzeihung bat.

Daß ich aber völlig gewiß war das Mädchen allein zu finden, war eine sehr willkommene Entdeckung und ich sandte insgeheim zu Bacchus die inständigsten Bitten empor, den Verehrer der goldnen Traube nicht so bald entschlüpfen zu lassen, damit ich indeß ungestört dem blinden Gotte meine Opfer bringen könnte. —

Als ich vor dem Hause anlangte, sah ich im zweiten Stockwerk Licht und hörte Jemand auf dem Pianoforte spielen. — Gewiß ist sie's, dacht' ich, drum — frisch gewagt! Mit diesen Worten schlüpfte ich in's Haus, eilte die Treppen hinauf und klopfte dann an der Thüre, von der mir der Schall des Instruments zu kommen schien, mit ängstlicher Erwartung an.

Eilftes Capitel.

Ich gehe nicht sogleich fort.

Herein! rief eine sanfte Stimme. Die Thüre öffnete sich und das Mädchen trat mir entgegen, indem sie mich mit vieler Unbefangenheit fragte, was ich wollte. Da war Lachen zu verbeißen! Wie konnte ich mich über die Absicht meines Besuchs so schnell erklären? Indeß galt's hier eine Antwort, und ich erwiederte daher mit ziemlicher Fassung, daß mich als einen leidenschaftlichen Musikliebhaber der Klang des Instruments heraufgelockt habe. „Ich bitte übrigens, fügte ich hinzu, meines freien Zutritts wegen, dessen Unschicklichkeit ich fühle, recht sehr um Verzeihung!"

Das Mädchen wurde bei diesen Worten feuerroth, und ich muß gestehen, daß ihr diese Röthe gar nicht übel stand. „Das find'

ich doch sehr sonderbar, sagte sie in unwilligem Tone; wenigstens muß ich Ihnen sagen, daß sich während der Zeit meines Aufenthalts noch Niemand einen ähnlichen Besuch erlaubt hat. Ich muß daher bitten —

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen, fiel ich ihr ins Wort, Sie wünschen, daß ich mich entfernen möge. Doch dürft' ich noch zuvor eine Bitte wagen, so wär' es die: daß sie mir meiner Zudringlichkeit halber nicht zürnen möchten!" — Je nun, wenn Ihnen daran so gar viel gelegen ist, so empfangen Sie hiermit völlige Verzeihung! „Sie warf sich bei diesen Worten ein wenig in die Brust, und ich glaubte, ohne jemals Lavaters Physiognomik gelesen zu haben, es an ihrer Miene zu sehen, daß sich ihr Unmuth merklich gelegt habe. Ich nahm jetzt zu der bekannten Augensprache meine Zuflucht, die in der Liebe selten ihre Wirkung verfehlen soll. Ich weiß nicht, ob meine Augen wirklich so viel sagten, als sie meinem Wunsche nach, sagen sollten; so viel aber ist gewiß,

daß ihr Blick öfters dem meinigen begegnete, und mitunter auf meiner Gestalt, wie es schien, mit Wohlgefallen ruhen blieb. Um aber über den letzten Punkt völlige Gewißheit zu erhalten, bediente ich mich einer Kriegslist: das heißt, ich machte plötzlich Anstalt zum Fortgehen.

Sie befand sich in diesem Augenblicke in der peinlichsten Verlegenheit. „Wenn Sie sonst gerade keine wichtige Abhaltung hätten, stotterte sie, und mit meinem musikalischen Talent Nachsicht haben wollten" — „So wollten Sie mir wohl gar, fiel ich rasch ein, das Vergnügen machen, mir etwas vorzuspielen; das würde mich allerdings recht sehr erfreuen!" — Ich sagte diese Worte mit so unbefangenem Tone, daß sich die Verlegenheit des Mädchens sehr merklich verlor. —

„Ehe ich spiele, sagte sie, indem sie mich mit Freundlichkeit auf's Sopha nöthigte, hab' ich eine kleine Bitte an Sie. Sie besteht in nichts mehr, als der Mittheilung Ihres Na-

mens, und Ihrer sonstigen Verhältnisse. Ich kann mir in der That nichts Wunderlicheres denken, als wenn zwei Personen eine Weile mit einander gesprochen hätten, ohne sich um ihre Namen gefragt zu haben. Ich fand diese Forderung sehr natürlich, doch zugleich höchst peinlich, falls ich meine wahren Verhältnisse entdecken sollte. Mein Blick schweifte verlegen unter den an der Wand hängenden Gemälden herum, und ein Blick auf den ehrwürdigen Ziethen, der mir gerade über mich unerschrocken anblickte, gab mir alle Fassung wieder.

Zwölftes Capitel.

Wir werden bekannter.

Nach kurzer Ueberlegung schien's mir am besten, bei der Wahrheit zu bleiben. Auch war's hier zum erstenmale, wo mir eine Lüge so verächtlich vorkam, daß ich sie um Alles in der Welt nicht hätte über meine Lippen bringen können. Ich theilte ihr daher die kleinen Begebenheiten meines Lebens in gedrängter Kürze mit.

„Aber sagen Sie mir, begann sie lächelnd, nachdem ich meine Geschichte geendigt hatte, ob man Ihnen auch trauen kann. Sie sind Student, wie ich höre, und Studenten sollen gar ein loses, leichtfertiges Völkchen seyn, wovon mich selbst hie und da einige Proben —

„Keine Regel ohne Ausnahme, fiel ich

ein; über diesen Punkt können Sie indeß ganz ruhig seyn." Ich nahm dabei eine so schuldlose und unbefangene Miene an, als mir nur immer möglich war.

„Gut, ich will Sie einmal auf Wort und Glauben als Ausnahme betrachten, erwiederte sie, indem ihr schwarzes Auge fest auf dem meinigen ruhte, gleichsam als wollte es sagen: darf man dir auch wirklich trauen? —

Es war das erstemal, daß mich ein paar holde Augen so nah und fest anblickten, und ob mir gleich so wohl dabei zu Muthe war, wie's mir noch nie im Leben gewesen, so konnte ich doch, als Neuling in dem Umgange mit dem schönen Geschlechte, mich einer kleinen Verlegenheit nicht erwehren. Sie schien diese Verwirrung nicht zu merken, oder sie that vielmehr, als ob sie nichts davon wüßte, welchen Eindruck sie auf mich gemacht hatte.

„Nun ist's ja wohl billig, fuhr sie nach

einer kleinen Weile fort, daß auch ich Sie mit meinen Verhältnissen ein wenig bekannt mache. Freilich giebts da wenig zu erzählen, und was die Darstellung betrifft, so werden Sie auch schon Nachsicht haben müssen.

„Sie scherzen, erwiederte ich, gerade darin hoff' ich noch von Ihnen recht viel zu lernen!" —

„Keine Complimente, rief die Schöne, indem sie unwillig aufsprang, um's Himmelswillen keine Complimente, oder wir sind geschiedene Leute. Ich muß Ihnen nur sagen, daß ich die erklärteste Feindin jeder Schmeichelei bin. Und am Ende, setzte sie lächelnd hinzu, wenn wir erst in dies weitläuftige Capitel hineingerathen, möcht' ich Gefahr laufen meine Geschichte nicht vor der Rückkunft meines Vaters zu beendigen, und wer weiß, wo sich wieder einmal eine Gelegenheit dazu fände?"

Dreizehntes Capitel.

Aureliens Geschichte.

Ich heiße Aurelie, fuhr das Mädchen fort, und mein Vater ist der Rittmeister Lilienstern, der Ihnen vielleicht dem Namen nach bekannt seyn wird. Von meiner Kindheit und Jugend sind mir wenige Rückerinnerungen geblieben, und diese wenigen treten stets in düsterem Lichte vor meine Seele.

Das Schicksal hatte mir eine harte Mutter gegeben, die mich mit sehr vieler Strenge behandelte. Ich erinnere mich noch lebhaft, daß sie mich öfters mit bittern Vorwürfen überhäufte, wenn ich etwa zu lang in dem schönen Garten, der neben unsrem Hause lag, gespielt, oder sonst irgend was versehen hatte. Sie ließ sogar mehrmals die Drohung fallen, mich, als ein böses, ungezogenes Mädchen,

in die weite Welt zu stoßen. Obgleich ich diese Drohung für leer hielt, so wäre sie einst beim Zerbrechen einer schönen Mundtasse in Erfüllung gegangen, wenn nicht mein Vater sich meiner auf's lebhafteste angenommen hätte. Ich war von meiner Mutter tief gekränkt worden, doch nahm ich es in jener Zeit, wo die Eindrücke mehr wechseln, als in spätern Jahren, nicht so genau, und beweinte sie, als sie nunmehr vor dreizehn Jahren starb, mit heißen Thränen. Ich weiß es noch sehr gut, wie ich alle Morgen nach dem Kirchhofe gieng, wo sie ruhte, und ihr Grab mit frischen Blumen bestreute.

Dieser Tod zog manche Veränderungen in meiner Lage nach sich. Ich fühlte mich nicht mehr in jener lästigen Abhängigkeit, und konnte nun mit Kindern meines Alters die seeligen Zeiten, die uns nie wiederkehren, ungestört genießen. Mein Vater legte mir in dieser Hinsicht wenig Zwang auf, ja er bekümmerte sich überhaupt nicht viel um meine Erziehung, da das Gut, auf dem wir lebten,

von *** ziemlich entfernt, und es schwierig wär einen Lehrer dort hinzuziehen.

Ich war gerade zehn Jahre alt, als mein Vater einst in Gegenwart von mehrern Offizieren, die bei ihm zu Mittage aßen, äußerte, daß ihm die Einsamkeit nicht länger gefalle, und daß er gesonnen sey, in die Hauptstadt zu ziehen. Dies war Berlin, und Sie können denken, welch' einen angenehmen Eindruck diese Worte auf mich machten, da ich von meinem Vater öfters gehört hatte, daß dies eine sehr große, volkreiche Stadt sei. In einer solchen, müßte es, dacht' ich, recht viel schöne, geputzte Leute geben, und diese Idee hatte sehr viel Anlockendes für mich, da ich mich schon auf unserm Gute an den geputzten Bauermädchen, die Sonntags nach der Kirche zogen, nicht hatte satt sehen können.

Der Tag unserer Abreise erschien wirklich, und ich kann's Ihnen nicht schildern, wie's mir zu Muthe war, als der Wagen durch

das gewölbte Stadtthor rasselte. Ich ward von den hohen, prächtigen Häusern, die sich mir rechts und links zeigten, fast geblendet, und das Gewühl der Menschen um mich her versetzte mich in die fröhlichste Stimmung. Das war ein Leben in Berlin, nein, ich werd' es nie vergessen! All' die schön geputzten Damen, und — ja — und die hübschen jungen Offiziere, die unter den Linden umherspazierten. Mein Vater hatte gerade in dieser Gegend eine Wohnung gemiethet, und da war's nun meine größte Lust, Nachmittags aus meinem Fenster den Spaziergängern und Wagen zuzusehen, die durch's Brandenburger Thor in den Thiergarten eilten.

Ach, und wie es erst dort schön war! Es ist mir noch wie heut, als wir uns einst mit einer Gesellschaft im Weberschen Zelte befanden. Es war ein schöner stiller Sommerabend, und die rings um uns erleuchteten Zelte gaben einen majestätischen Anblick. — Mein Vater war eben mit einigen Offizieren

in einem lebhaften Gespräche über die Tactik Friedrichs des Großen begriffen, das mich, wie Sie denken können, wenig interressirte. Auch trieben mich ohnedieß die blauen Wolken, die in der Hitze des Gesprächs reichlicher gespendet wurden, bald von ihrem Tische hinweg.

Ich lehnte mich gedankenvoll über die Barriere, und blickte in die Spree hinab, auf der eben eine fröhliche Gesellschaft mit Musik und Gesang vorüberfuhr. Ich hatte in diesem Augenblicke eine wunderbare Empfindung. Was es genau war, weiß ich nicht; ein dunkles unbestimmtes Sehnen nach etwas, ein peinliches Gefühl des Alleinseyns, mitten in dem Gewühl, das mich umgab." —

Ich weiß nicht, ob Aureliens Hand der meinigen so nahe lag, oder wie es sonst kam, genug ich ergriff sie, und zog sie sanft zu mir hin.

„Hören Sie nichts? flüsterte Aurelie mir

plötzlich zu. Wirklich war mir's, als ob draußen etwas auf der Treppe rauschte. „Das ist mein Vater, rief Aurelie, indem sie sich bestürzt von mir losriß, und eine Seitenthüre öffnete. Eilen Sie, so schnell und leise, als Sie können, fuhr sie fort, die Hintertreppe hinab!"

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, und erreichte, indem ich dem holden Mädchen beim Abschiede noch ein Paar feurige Blicke zuwarf, über mein Abentheuer vergnügt, die Wohnung meines Vaters.

Vierzehntes Capitel.

Ich hatte seit dem Tage meiner ersten Bekanntschaft mit Aurelien meine Besuche fast einen Monat lang fortgesetzt, und das holde Mädchen in dieser Zeit mehr und mehr kennen gelernt. Diese nähere Bekanntschaft schlug sehr zu ihrem Vortheile aus; ich fand ein von Eitelkeit und Modesucht unverdorbenes Gemüth, Anspruchslosigkeit bei nicht gemeiner Ausbildung, und, was mich am meisten anzog, Spuren der reinsten Herzensgüte und des innigsten Gefühls.

Ich war damals gerade neunzehn, Aurelie etwa sechzehn Jahre alt. Was war wohl natürlicher, als daß sich aus unsrem Verhältnisse zu einander, bald eine innige Zuneigung bildete, die fast unmerklich in Liebe übergieng.

Ich weiß nicht, ob Aurelie nur den dritten Theil der Romane gelesen hatte, die bereits aus der Lesebibliothek unsres Orts durch meine Hände gewandert waren, doch wußte sie so viel zu sagen von dornigen Pfaden, welche die Liebe mit Rosen bekränze, von Hütten, die durch sie in Palläste umgewandelt würden, von der Nichtigkeit des Rangs, Standes und Reichthums, daß sich wohl mit Grund eine ziemliche Belesenheit in den Romanisten bei ihr voraussetzen ließ. Ihr Urtheil über einige derselben, wie z. B. über den mit Recht geschätzten Lafontaine war richtig und treffend, und zeugte von einer zarten und innigen Auffassung seiner Schriften.

Der Autor dieser Geschichte bedauert, seinen Lesern nicht damit aufwarten zu können, da sich unter Cölestin's Papieren keine nähere Auseinandersetzung vorfand. Es thut ihm dies um so mehr leid, da dies Urtheil vielleicht als Rechtfertigung gegen eine eben so unbillige als unwissende Critik dienen könnte, die sich das Conversationslexicon

neuerlich über den obenerwähnten Schriftsteller erlaubte. Doch es ist wohl Zeit, daß wir unsern Helden forterzählen lassen.

Es traf sich sehr oft, daß Aurelie mir etwas auf dem Claviere vorspielte, und ich werde nie den Abend vergessen, wo sie Schiller's Gedicht: das Geheimniß der Reminiscenz sang. Es lag so viel Süßes, ich möchte sagen Sehnsüchtiges in ihrem Tone bei den Worten: „Ewig starr an deinem Mund zu hangen," daß sie noch lange nachher, als das Schicksal mich weit von ihr hinwegführte, wie ein theures Andenken vergangener Zeit oft an mir vorüberrauschten.

Da ich selbst ein leidlicher Clavierspieler war, so schlug sie mitunter vor, Quatre-mains zu spielen. Mir war's jedesmal in solchen Augenblicken wunderbar zu Muth. Ich fühlte das Wehen ihres Athems, mein Herz klopfte ängstlich, und wenn vollends ihre Hände den meinigen nahe kamen, oder sie gar berührten, so war's als ob ein electri-

scher Schlag mich durchführe. Einmal — wir spielten gerade ein ziemlich schwieriges Quatre-main von Steibelt, geriethen unsere Hände in so wunderbare Verwirrung, daß ich meiner selbst nicht bewußt, unwillkührlich — — — — —

Verzeihen Sie, meine lieben Leser und Leserinnen, dies plötzliche Abbrechen, und haben Sie mit dem armen Autor Nachsicht, für den es doch gewiß keine größere Verlegenheit giebt, als wenn sich in dem Manuscripte, das er herausgeben will, eine solche Reihe von Gedankenstrichen findet, wie Figura zeigt. Sagen Sie selbst, was hätte er anders thun sollen, als sie genau, und um keinen zu wenig, wieder abdrucken zu lassen? Vielleicht gelingt es dem Scharfsinn irgend einer holden Leserin, die fehlende Stelle zu ergänzen; wofür der Autor ihr sehr verbunden seyn würde. Er bekennt offenherzig seine Ungeschicklichkeit, wenn es darauf ankömmt Conjecturen zu machen, und bedauert sehr, daß er wegen Entfernung des Orts nicht den

gelehrten Interpreten der Bibel, Herrn Dr. Paulus in Heidelberg hat zu Rath ziehen können, der mit so vieler Leichtigkeit die Wunder Jesu natürlich erklärt hat.

Aber bin ich nicht ein Thor, daß ich Ihnen da ein Langes und Breites vorschwatze, und sie flüstern unterdeß zusammen, meine schönen Leserinnen, und eine legt gar, wenn ich nicht irre, das Buch unwillig aus der Hand. — Vergessen Sie die fatale Stelle und das alberne Geschwätz darüber, und lesen gefälligst weiter! —

Funfzehntes Capitel.

Ein unvermuthetes Schrecken.

Meine Besuche bei Aurelien, fährt Cölestin fort, gehören gewiß unter die seeligsten Stunden meines Lebens. Vielleicht lieh ihnen die Heimlichkeit, zu der wir dabei unsere Zuflucht nehmen mußten, einen doppelten Reiz, da der Jugend bekanntlich kein Genuß süßer dünkt, als der, den sie sich durch Gefahr und Sorge erkämpfen muß.

Eines Vormittags ward ich zu meinem Vater gerufen. Dies befremdete mich in der That nicht wenig, weil es zu einer sehr ungewöhnlichen Stunde geschah, in der mein Vater gewöhnlich sehr beschäftigt war. Hätte ich ein völlig reines Gewissen gehabt, so wäre ich leicht beruhigt gewesen, so aber fiel mir mit Schrecken ein, daß mein Vater sich schon ei-

nige Male über mein spätes Ausbleiben Abends verdrießlich geäußert hatte. Was konnte es anders seyn, als daß ihm von meinen Besuchen bei Aurelien etwas zu Ohren gekommen war? — Ich warf mich mit klopfendem Herzen in die Kleider, und trat in das Zimmer meines Vaters, wo ich zu nicht geringem Schrecken auch den Herrn Pfarrer Paschasius fand, dessen sich die Leser wohl noch erinnern.

„Wir haben dich hieher berufen lassen, lieber Sohn, um uns mit dir über eine höchst wichtige Angelegenheit deines Lebens zu besprechen!" —

Bei den Worten: lieber Sohn, fiel mir ein Stein vom Herzen.

„Du bist, fuhr mein Vater fort, jetzt neunzehn Jahre alt, es ist daher Zeit, daß du eine Universität beziehst. Dies neue Verhältniß, in das du eintreten sollst, ist aber zu wichtig, als daß ich dir nicht wenigstens einige gute Lehren auf den Weg mitgeben sollte.

Merke dir vor allen Dingen, daß von der Benutzung der academischen Jahre dein ganzes künftiges Glück oder Unglück abhängt. Hüte dich vor zu häufigen Zerstreuungen, vor dem Genuß wilder, rauschender Vergnügen, die dir Geld, Zeit und Gesundheit rauben. —

„Vor Allem, mein guter Cölestin, fiel der Pfarrer rasch ein, muß ich auf's dringendste warnen, dich vor Landsmannschaften, Orden und andern geheimen Verbindungen zu hüten, einem Uebel, das leider noch auf vielen deutschen Universitäten besteht. Man mag dir den Eintritt in diese Verbindungen so noch lockend und einnehmend vorstellen, und man wird es daran nicht fehlen lassen; fliehe davor, wie vor einem Abgrunde, aus dem keine Erlösung mehr zu hoffen ist. Zechgelage und gefährliche Händel machen die Tagesbeschäftigung ihrer Mitglieder aus, und ich habe so manchen talentvollen Mann gekannt, der in der Blüthe seiner Jahre langsam hinwelkte.“ —

Das waren mir böhmische Wälder! Ich

hatte all' mein Lebtage gehört, daß das Studentenleben gar lustig seyn solle, und konnte mir gleichwohl nach der gelieferten fürchterlichen Beschreibung nicht viel Erfreuliches dabei denken. Ich gab indeß meinem Vater, wie dem Hn. Pfarrer das feierliche Versprechen, ihrer Warnung stets eingedenk zu seyn.

„Wir haben dich, fuhr mein Vater fort, nur im Voraus auf jene gefährlichen Abwege aufmerksam machen wollen, damit du ihnen in Zukunft klüglich ausweichen mögest. Für die ersten Jahre deiner academischen Laufbahn haben wir Berlin zu deinem Aufenthalte bestimmt, wo der unter den Studirenden herrschende Ton, oder — wie nannten Sie's doch, Herr Pfarrer?

„Der Comment, heißt es in der Sprache des academischen Lebens." „Richtig, wo also der Comment bei weitem feiner und nicht so wild und roh, als namentlich in Jena und Halle seyn soll." —

Dieser Punkt der Conferenz misfiel mir sehr. Von der alten Universität Jena hatte ich gar vieles gehört, was mir ausnehmend gefallen hatte. Lebhaft fiel mir in diesem Augenblicke der feierliche Auszug ein, den die dortigen Studenten, wie ich irgendwo gelesen, im J. 1792 unternommen hatten, um den drückenden Zwangsmaaßregeln, welche sich der academische Senat damals erlaubte, durch freiwilliges Verlassen der Universität auszuweichen. Wie sie auf offnem Felde campirt, und endlich, da sich die Regierung zu Abhülfe ihrer Klagen verstand, im Triumpf zurückzogen, freudig begrüßt von den Einwohnern der Stadt — wahrlich, es wurde mir gar traurig zu Muth, als ich mir das Alles recht lebhaft dachte, und mir einfiel, daß ich die vielgeliebten Jenenser am Ende nie zu sehen bekommen würde. Auch erinnerte ich mich mit Vergnügen an Zachariä's Renommisten, den ich einer frühern Citation des Hn. Pastors Paschasius zufolge, bald gelesen hatte, und unter andern an die Stelle, wo es von den Jenensern heißt:

„Sie opferten mit Schrein dem Bacchus und
Vulkan,
Und saßen hoch und stolz, gleich unterird'schen
Göttern,
Bei einer Fluth von Bier, in Wolken und in
Wettern.
Man trank nach altem Brauch, mit Schwüren
voller Kraft,
Auf die Bestätigung der alten Brüderschaft.
Zum Zeichen ew'ger Treu ward jeder Hut durch-
stochen,
Und mit Geschrei und Lärm jedwedes Glas zer-
brochen."

Nicht minder gefiel mir die folgende Stelle ausnehmend:

„Bei den Jenensern ist ein alt Gesetz in Ehren,
Das alte Bursche stets die junge Nachwelt lehren;
Das man mit Ehrfurcht sagt, und unverbrüchlich
hält,
So lang in Jena noch die Freiheit sich erhält.
Dies ist's. So oft man sich vor volle Gläser
setzet,
Wählt sich der nasse Bursch ein Mädchen, das er
schätzet.
Zu der Charmanten wird sie festlich declarirt,
Und dem Amanten nie mit andrer Art entführt,

Als sich auf offnem Markt den Hals mit ihm zu brechen,
Und wenn es Freunde sind, in Bier sie abzuzechen."

Daß ein Einwand von meiner Seite gegen meinen künftigen Aufenthalt mit Protest zurückkommen würde, war wohl sehr wahrscheinlich. Ich unterdrückte ihn daher, und fügte mich ohne Murren in mein Schicksal. Wie aber, nach dem alten Sprüchwort, kein Leid ohne Freude ist, so gewährte mir die Idee, die mir bis jetzt nicht eingefallen war, daß Berlin nämlich der Ort sei, wo Aurelie ihre Jugendjahre verlebt hatte, keinen geringen Trost. Nachdem mir mein Vater noch einige Aufträge gegeben hatte, die ich vor meiner Abreise ausrichten sollte, verließ ich das Zimmer, und war höchst froh, mich meinen Gedanken überlassen zu können.

Sechzehntes Capitel.

Ein neues Schrecken.

Ich vermag es kaum zu schildern, welch Gewühl meine Abreise in mir aufregte. Sie fiel mir, je näher sie heranrückte, um so schwerer aufs Herz, und der Gedanke, daß ich Aurelien verlassen, vielleicht nie wiedersehen sollte, hatte wohl keinen geringen Antheil an der düstern Stimmung, die sich meiner bemächtigte. Ich hatte seit mehrern Tagen, auszurichtender Geschäfte wegen, nicht zu ihr kommen können. Wie froh war ich daher, als ich endlich diese verhaßten Dinge beseitigt hatte, und eben als der Rathsthurm sieben brummte, zum Thor hinaus in die Vorstadt eilte.

Man denke sich aber meinen Schrecken, als ich bei Aureliens Hause ankam, und die Fensterladen des Stockwerks, welches sie mit

ihrem Vater bewohnte, rings verschlossen sah. Ich stand eine Weile starr und unbeweglich da, und wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte. „So ist sie also fort, und du siehst sie nie mehr!" das war der einzige Gedanke, der sich meiner bemächtigte, und in dem sich alle meine Empfindungen zusammendrängten.

Aus dem wachen Traume, in den ich dabei versunken war, weckte mich eine bekannte Stimme. Es war ein ältlicher Mann, in einer blauen Jacke, der auf seiner Schulter eine Axt trug. Ich erkannte in ihm den alten Martin, der in unserm Hause Holz zu spalten pflegte, und, wie ich wußte, in dieser Straße wohnte. „Ei, wen suchen Sie denn, lieber junger Herr, sagte er treuherzig, ich hab' sie nun wohl schon eine Viertelstunde lang vor dem Hause des Herrn Hauptmann von Lilienstern stehen sehen. Da können Sie gar lange warten: der ist nicht zu Hause." Was sagst du? rief ich mit Heftigkeit, aber das Fräulein — „Du lieber Gott, entgegnete Martin, indem er fast erschrocken ein

Paar Schritte zurücktrat, was ist Ihnen, junger Herr? Sie sehen so bleich und starr, es ist Ihnen, weiß Gott, nicht wohl; machen Sie daß sie nach Hause kommen." — Es ist nichts, Martin, nichts, es wird vorübergehen, aber der Hauptmann, wo ist der Hauptmann? — „Ja, da fragen Sie mich zu viel; unser eins bekümmert sich auch um die hohen Herrschaften! Das weiß ich aber, daß heute Morgen — ich spaltete gerade drüben beim Krämer Friedrichs eine Klafter Holz — ein Wagen vor die Thüre gerollt kam." — Ein Wagen, fiel ich ungeduldig ein, und weiter? — „Ja daß ich nichts vergesse, fuhr Martin kaltblütig fort, es war auch ein Reitpferd dabei: das bestieg der Hauptmann, und das Fräulein setzte sich mit einem jungen Offizier — er sah recht schmuck und sauber aus — in den Wagen. — Aber, du lieber Gott, setzte er hinzu, indem er die Hände zusammenschlug, da erzähl' ich Ihnen Alles haarklein, und Sie hören mir nicht einmal zu, und sehen ewig das Haus an, als ob Sie's mit den Augen verzehren wollten. — Nun, Gott befohlen,

ich muß an meine Arbeit, aber — ein Wort im Vertrauen — gehen Sie hübsch nach Hause, Sie sind wirklich recht krank, ja, ja, recht sehr krank!" —

Ich drückte dem alten Martin ein Stück Geld in die Hand, und stürzte dann fort, indem mir wie im Traum die Worte: Sie sind recht krank! nachtönten.

Siebzehntes Capitel.

Cölestins Abreise. Der Autor spricht.

Der Tag meiner Abreise erschien, und setzte das ganze Haus in Bewegung. Vorzüglich war meine Mutter bemüht, meinen Koffer auf's sorgfältigste zu packen, und mich nebenbei mit einem Kober, mit Eßwaaren gefüllt, zu versehen. So war ich denn in leiblicher Hinsicht auf alle Weise gedeckt; aber mein Geist empfand eine Leere, die nichts auszufüllen vermochte. Ueber Aureliens wunderbares Entschwinden hatte ich leider nichts Bestimmtes erfahren können. Wer war der Fremde, der sie begleitete? Kein andrer, dacht' ich, als ein Nebenbuhler, denn nie hatte ja Aurelie erwähnt, daß sie einen Bruder habe. Ich versank darüber in ein düstres Nachdenken, und wünschte im Stillen sie nie gekannt zu haben. Wirklich erleichterte mir

die unerwartete Auflösung eines theuren Verhältnisses das Verlassen meiner Vaterstadt und den Abschied von meinen Eltern. Ich umarmte sie nicht ohne Rührung und folgte dann bewußtlos dem Postbeamten, der meinen Koffer abhohlte, und dabei bemerkte, daß die Post in einer kleinen Viertelstunde abgehe.

Es war ein wunderbares Gefühl, als der Postwagen durch das Stadthor rollte, als ich die bekannten Gegenstände um mich her nach und nach verschwinden sah, und mir dabei einfiel, daß ich mich mit jedem Schritte weiter von meiner Vaterstadt entfernte. Mir klopfte das Herz, ich rückte unruhig auf meinem Sitze hin und her, und hätte dem Postillion aus ganzem Herzen Halt! zurufen mögen.

Da die Post die Nächte durch fuhr, und sich nur da, wo die Pferde gewechselt wurden, ein Paar Stunden aufhielt, so schlugen einige Passagiere, die bei dem Rütteln des Wagens nicht schlafen konnten, vor: jeder aus der Gesellschaft solle eine Geschichte erzählen, die

ihm entweder selbst begegnet wäre, oder die er gelesen hätte. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und kam auch mir insofern erwünscht, als ich dadurch den Grillen, zu denen das Dunkel der Nacht doppelt Anlaß gab, zu entfliehen hoffte.

Unter den Erzählern zeichnete sich ein schon bejahrter Schiffscapitain aus. Er hieß Jentzen, war aus Lübeck gebürtig, und eben von London zurückgekommen. Seine Erzählungen hatten das Eigene, daß sie den Horizont der Schiffahrt oder wenigstens des Handels nie verließen. Die vorkommenden Personen waren durchaus angesehne Kaufherren und Schiffspatrone, und die ganze Handlung drehte sich um nichts mehr noch minder als um die glückliche oder unglückliche Catastrophe eines nach Indien oder Amerika ausgerüsteten Schiffes. Die Erzählung selbst erhielt noch dadurch etwas ungemein Drolliges, daß sie in der Schiffersprache vorgetragen wurde, die bekanntlich aus einem seltsamen Gemische von Plattdeutsch, Englisch und Holländisch besteht.

Als an mich die Reihe kam, war ich einen Augenblick in Verlegenheit, was ich mittheilen sollte. Ich sann und sann, aber mein Geist war so verwirrt, daß mir nichts Interessantes einfallen wollte. Ich entschloß mich daher kurz und gut meine Liebesgeschichte mit Aurelien, jedoch unter fremden Namen, vorzutragen. Ich weiß nicht, lag es in den Verhältnissen selbst, oder in der Art meines Vortrags, genug ich erhielt allgemeinen Beifall. Den Schluß allein, wo ich die Geliebte plötzlich verschwinden und den Liebhaber aus Verzweiflung darüber in die weite Welt laufen ließ, ohne beide nach dem beliebten Kunstgriff der Romanschriftsteller, unerwartet wieder zusammentreffen zu lassen, wollte man nicht billigen.

Der Autor sieht sich hier genöthigt, Cölestins Erzählung zu unterbrechen und seine Leser um Verzeihung zu bitten, daß sie keinen umständlichen Reisebericht erhalten. Sei es nun, daß Cölestin aus Zerstreuung unterließ, etwas darüber anzumerken, oder daß die Städte, durch welche er kam, ihm nichts Be-

merkenswerthes darboten: genug es findet sich in seinen hinterlassenen Papieren nicht das geringste darüber. — Eben so mangelhaft und abgerissen sind die Nachrichten, die er uns über seinen Aufenthalt in Berlin giebt, und wir sahen uns daher genöthigt, sie der Deutlichkeit und klareren Uebersicht halber in eine fortlaufende Erzählung zusammenzudrängen.

Achtzehntes Capitel.

Aufenthalt in Berlin.

So viel wir aus einzelnen Notizen und Privatnachrichten entnehmen können, brachte Cölestin die erste Zeit seines Aufenthalts in Berlin in stiller Abgeschiedenheit zu. Selbst das Gewühl, das unter den Linden, wo er sich eine Wohnung gemiethet hatte, täglich an seinem Fenster vorüberwogte, vermochte seine düstre Stimmung nicht zu verscheuchen. Das Andenken an Aurelie, an so viele frohverlebte Stunden, und der Gedanke, daß das Alles nun auf ewig dahin sei, trieb ihn unstät und flüchtig, wie in einem wachen Traume umher. Selten hat man ihn im Cirkel von Freunden, nie in weiblicher Gesellschaft gesehen. Ein einsamer Spaziergang in einem abgelegenen Theile des Thiergartens war seine einzige und liebste Erholung.

Die Jahre mögen seinen Gram gemildert haben, kräftiger aber als sie weckte ihn die stürmische Bewegung der Zeit und die Stimme des Vaterlandes, das unter dem drückenden Joche fremder Tyranney seufzte, aus dem dumpfen Hinbrüten, worin er versunken war. Ein allgemeiner Aufruf erscholl an Deutschlands Jugend, dies Joch muthig abzuschütteln, und Jeder weiß, wie sie in Schaaren racheglühend herbeiströmte, und wie Großes und Herrliches Begeisterung und ausdauernder Muth hervorgebracht haben.

Vorzüglich aber herrschte in Berlin damals ein allgemeiner Enthusiasmus. Die Lage des deutschen Vaterlandes war fast der einzige Gegenstand aller geselligen Unterhaltung; was war daher natürlicher, als daß man auch in dem kleinen Cirkel von Freunden, der sich nach und nach um Cölestin gebildet hatte, über eine Angelegenheit sprach, die jeden Deutschen gleich interressiren mußte.

Doch man höre, was Cölestin hierüber selbst in seinen nachgelassenen Papieren sagt.

Neunzehntes Capitel.

Der Leser erneuert eine alte Bekanntschaft.

Es war ein schöner Nachmittag im Mai, so erzählt Cölestin, als ich mit einigen Freunden im Thiergarten saß. Wir befanden uns im Weberschen Zelte, einem Orte, der mir als Rückerinnerung an Aurelie der liebste war. Ihr Bild war in diesem Augenblicke so lebhaft vor meine Seele getreten, daß ich unwillkührlich vom Tische aufstand, und über die Barriere gelehnt, in die Spree hinabblickend, mich meinen Gedanken überließ. An diesem Platze hat sie gestanden, dies Geländer hat ihre Hand berührt! dacht' ich, und verlor mich in süßen Schwärmereien, aus denen mich der Zuruf meiner Freunde weckte.

„Ueber die ew'gen Grillen, rief Moritz, ein lustiger Musensohn, der selten oder nie

den Kopf hängen ließ; so komm' doch, setz' dich zu uns, und sei fröhlich. Es ist ja so dein Geburtstag heute! Laß uns in Eintracht ein Glas Punsch trinken, lieber Bruder, wer weiß wie weit uns das Schicksal über kurz oder lang aus einander führt." — Ich setzte mich schweigend an den Tisch.

„Ja, was ich sagen wollte, fiel August ein, wie stehts denn — damit wir nicht eins in's andere reden — wie stehts denn mit eurem Entschlusse?"

„Kannst du noch fragen? rief Moritz in Eifer; ist das ein Gewühl, ein Drängen und Treiben um uns herum; alles waffnet, alles rüstet sich, und wir allein sollten hinter'n Ofen kriechen und ruhig zusehen, wie's werden wird? Ich hab' schon meine Einrichtungen getroffen, das heißt equipirt bin ich schon und übermorgen, will's Gott, gehts fort. Brüder, stoßt an: Siegen oder sterben! —"

Die Gläser klangen zusammen. Siegen

oder sterben, wiederholte August, und ich rief bewustlos die Worte nach.

„Das ist recht brav gedacht, ihr Herren, rief eine fremde Stimme dicht hinter uns. Man denke sich mein Erstaunen, als ich mich umsah und — Aureliens Vater erblickte. Ich ließ vor Bestürzung das Glas fallen.

„Erschreckt Sie mein Anblick so?" sagte der Ankömmling, indem er einen festen Blick auf mich heftete. — Nicht im mindesten, Herr Hauptmann, erwiederte ich, indem ich die Augen niederschlug, bloße Ungeschicklichkeit —

„Aber Ihre Verlegenheit, fuhr jener fort, ich weiß nicht, irr' ich mich — Ihr Gesicht kommt mir so bekannt vor — darf ich um Ihren Namen bitten? —

Ich heiße *** und bin aus ****.

„Ei, so laß dich umarmen, lieber Cölestin, rief der Hauptmann, indem er mich unge-

stüm an sich drückte, aus ****? Charmant, da komm' ich ja eben auch her.

Ich saß da, wie einer der nicht recht weiß, ob er wacht oder träumt, und störte verwirrt unter den Glasscherben herum, die auf dem Tische lagen. Wie in aller Welt wußte der Hauptmann meinen Vornahmen, und warum war er so erfreut mich zu sehen? Sollte ihm Aurelie unser Verhältniß entdeckt haben? — Das waren Fragen, die ich mich vergebens zu beantworten bemühte.

„Ja, ja, fuhr der Hauptmann lächelnd fort, da starren Sie vor sich hin und thun so unschuldig, als wüßten Sie kein Wort davon, was Sie ein siebenzig Meilen von hier für Verwüstungen angerichtet haben. Da sitzt nun meine Tochter und schwatzt, Gott straf' mich nichts anders, als den Namen Cölestin und das geht so Morgens und Abends und alle Tage."

Sie liebt mich noch? rief ich meiner selbst nicht mächtig, o Aurelie, Aurelie!

„Da haben wir's! Nun die armen Wände mögen auch wohl die vier Sylben nicht wenig zu hören bekommen haben. Das müssen sie von den Verliebten schon seit Alters gewohnt seyn. — Aber — er schlug sich bei diesen Worten vor die Stirne — was schwatzst du da, Alter, so ins Blaue hinein, mach's kurz. Ja, was ich sagen wollte, Jugend hat nicht Tugend — freilich die heimlichen Besuche — nun! vergeben und vergessen, junger Freund, aber die Hand auf's Herz, lieben Sie meine Tochter wirklich?"

Trotz der abgebrochenen Worte merkte ich bald, was die Glocke geschlagen hatte. Ich besann mich daher nicht lange, und sagte in Bezug auf die Worte des Hauptmanns mit bedeutendem Tone: Ob ich sie liebe?

„Nun, ja doch, das versteht sich ja von selbst, rief der Hauptmann, indem er das ihm von Moritz dargebotene Glas vor Lachen hin und herschüttelte; wir drei haben, so viel ich weiß, keine Ansprüche auf Aurelien.

Und sonst wüßt' ich doch in der That Niemand — ja halt, ich besinne mich, ein Offizier aus Ihrer Vaterstadt, mit dem wir einmal über Land fuhren —

Richtig, fiel ich rasch ein, gerade den Tag vor meiner Abreise — Es war mir unmöglich ein Wort weiter herauszubringen.

„Ja, das ist nun freilich keine schlimme Sache, indeß in's Reine müssen wir einmal kommen. — Wenn ich nicht irre, so sitzt er dort an jenem Tische. He da, auf ein Wörtchen, Herr Lieutnant von Lilienstern!"

Von Lilienstern? rief ich, wie? Aureliens Bruder! und kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als ein junger Mann auf mich zueilte, und mich in seine Arme schloß. Ich war so ergriffen von den mannigfachsten Empfindungen, daß ich kaum zu sagen weiß, was in mir vorgieng. Ueberdieß beschäftigte mich ein Brief von Aurelien, den mir der Hauptmann übergab, so sehr, daß ich Alles

um mich her vergaß, und nur die Gesundheiten, welche ringsum dem jungen Brautpaare ausgebracht wurden, mich aus meinem Rausche weckten.

Zwanzigstes Capitel.

Schluß der Geschichte. Der Autor spricht.

Der Autor sieht sich genöthigt abermals den Faden der Erzählung aufzunehmen. Es kann dem Leser auffallen, daß Aurelie bei der Mittheilung ihrer Lebensgeschichte ihres Bruders mit keiner Sylbe gedenkt. Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß Cölestin diesen Umstand, der ihn in seiner damaligen Stimmung wenig interressiren mußte, sich anzumerken vergaß. Auch kam Wilhelm (so hieß Aureliens Bruder) schon in seinem sechsten Jahre in das Haus eines Oheims, der, weil er selbst keine Kinder hatte, ein besonders Behagen an dem Knaben fand. Wir kehren nun zu unserm Cölestin zurück.

Wer war froher, als er, da er die Einwilligung des Hauptmanns erhalten hatte.

Freilich mußte er, obgleich die Zeit seiner academischen Laufbahn beinahe verflossen war, die Freude des Wiedersehns noch verschieben. Das Vaterland verlangte schnelle Rettung. Der Hauptmann, der zum ***schen Corps gehörte, foderte ihn dringend auf, mit zu Felde zu ziehen; eben dies thaten Moritz und August. Was sollte er thun? Es war der härteste Kampf für den armen Cölestin, der Kampf zwischen Pflicht und Liebe. Er entschied sich nach langem Streite mit sich selbst zum ****schen Corps zu stoßen, und der Tag der Abreise rückte näher und näher heran.

Zuvor schrieb er an seine Eltern und an Aurelien. Es erhellt aus mehrern Stellen seines Briefes an die letztere, wie bewegt er damals gewesen seyn muß. „Ich weiß nicht, heißt es unter andern, was das für ein Gefühl ist, das mich niederpreßt, mich stündlich ängstet und quält, in dem Augenblicke, wo ich ganz heiter seyn sollte. Diese Zeilen, süßes Mädchen, wer kann mir Bürge seyn, ob's nicht die letzten sind. Und doch, und doch — nein,

laß dir's nicht bangen, ich gehe in einen harten Kampf, aber Gott ist mit mir und meine Liebe!" —

Er hatte vorahndend sein Schicksal ausgesprochen. In der Schlacht bei *** traf ihn nebst Tausend Andern das Loos, sein Leben dem Vaterlande zu opfern. Die nähern Umstände seines Todes sind uns unbekannt geblieben, und der fühlende Theil unsrer Leser entbehrt sie vielleicht gern. Von den Thränen der Eltern, von Aureliens Schmerze wollen wir nichts sagen, und nur schlüßlich unsre Leser über die unerwartete, traurige Catastrophe unsrer Geschichte um Verzeihung bitten. Sie sehen selbst: es ist unsre Schuld nicht, insofern der Schriftsteller die historische Treue als erste Pflicht gewissenhaft beobachten muß.

Die Ueberraschung.

An einem regnigten Herbsttage blickte Herr Bernhard Claaßen verdrießlich zum Fenster hinaus, und blies gedankenvoll heftige Wolken aus seinem Meerschaumkopfe. Er war Gastwirth zum goldnen Löwen, doch war von dem edlen Metalle, mit dem sich der Schild seines Hauses so prahlerisch ankündigte, wenig bei ihm zu finden, da der Verkehr des Städtleins Grünberg gering, und durch die Kriegszeiten obendrein gehemmt war. Der daraus entspringende Geldmangel preßte ihm öfters heftige Klagen aus, und war auch diesesmal die Ursache der verdrießlichen Miene, mit der wir ihn zum Fenster hinausblicken sahen.

Diese finstere Stimmung verscheuchte indeß für heute das Geräusch eines durch die Stadt rollenden Wagens, da er beim schlechten Wetter wohl schwerlich Gäste erwartet hätte. Daß aber dieser Besuch seinem Hause galt, konnte er mit Zuversicht behaupten, da er der einzige Gastwirth in Grünberg war, und sein Haus, um sich von allen denjenigen, die etwa in sein Gewerbe pfuschen möchten, zu unterscheiden, mit dem Namen eines Hotels belegt hatte. Der um die Gaßenecke wendende Wagen zeigte ihm zwei in Mäntel gehüllte Herren, die er dem äußern Scheine nach für Militairpersonen hielt. Wenn ihm nun gleich diese Entdeckung in Hinsicht der Zahlung willkommen war, so erschien sie von einer andern Seite betrachtet ihm nicht so erwünscht. Er hatte von Natur eine Abneigung gegen jenen Stand gehabt, und so war bis in spätere Jahre eine gewisse Scheu vor Officieren und Soldaten in seiner Seele zurückgeblieben, die er nie ganz ablegen konnte. Gleichwohl waren ihm die beiden Fremdlinge, als Gäste betrachtet, höchlich lieb, und er schritt daher

eiligst die Treppe hinab, sie mit gebührender Achtung zu empfangen.

„Kann man bei ihm ein Logis bekommen, mein Freund?" rief oder schnarchte vielmehr der eine von den Fremdlingen dem Wirthe entgegen, der in seiner Hausthüre mit lächelnder Miene dastand. „Zu dienen, war Herrn Claaßens Antwort, belieben die Herren nur drei Treppen hinauf zu spazieren!" Mit diesen Worten erklimmte er eiligst den Tritt und half die durchnäßten Fremdlinge aus dem Wagen. „Drei Treppen! brummte der eine Gast in sich hinein, hat er denn in der zweiten Etage kein Zimmer?" — Die zweite Etage ist besetzt entgegnete der Wirth mit Achselzucken. — „Besetzt? Durch wen denn"? — „Ihre Gnaden werden verzeihen, so eigentlich nicht, aber doch so gut als besetzt; der Herr Hauptmann — Hauptmann — ei! so kann ich mich doch auf den fatalen Namen nicht besinnen!"

„Gleichviel, Herr Wirth, rief der zweite

junge Herr, indem er den Regen von seinem Mantel schüttelte. Komm Moritz, laß uns unser Quartier beziehen, damit wir einmal in's Warme und Trockene kommen! Der Teufel stecke länger in den nassen Kleidern!" — Mit diesen Worten zog er seinen Reisegefährten mit sich fort und schob zugleich den Wirth vor sich her, der bedächtig mit seinem Lichte die Treppe hinaufschritt. Die unebnen, mitunter verfallnen Stiegen deuteten ziemlich klar an, was man von dem neuen Logis zu erwarten habe. Es bestand in einem niedrigen Zimmer, dessen Mobiliar sich auf einen Spiegel und drei Stühle beschränkte. Dieser kärgliche Hausrath ward durch die Größe des Zimmers noch sichtbarer und war für die Bewohner desselben nicht eben die willkommenste Entdeckung. — „Wo sind denn die Betten" rief Moritz (denn wir wollen vorläufig die beiden Freunde mit ihren Taufnahmen Moritz und Eduard bezeichnen) ziemlich rauh dem Wirthe zu, indem er die Stube mit finstern Blicken musterte. „Nur ein wenig Geduld, meine Herren, entgegnete Herr Claaßen

freundlich; sie sollen sogleich herbeigeschafft werden, und, fügte er hinzu, wenn Ihnen sonst etwas ermangeln sollte, so belieben Sie nur gefälligst dort am Fenster die Klingel zu ziehen!" — Mit diesen Worten setzte er sein Licht auf den Tisch und verließ die Stube. He da, Herr Wirth, Thee! rief ihm Moritz nach.

Das nenn' ich mir ein liebliches Asyl, fuhr er fort, der Teufel möchte länger als eine Nacht in dem verwünschten Neste aushalten. Wenn mich nicht so verdammt fröre, ich glaube wahrhaftig, ich wäre gerade aufgelegt über den alten Spruch: Sic currunt fata hominum erbauliche Betrachtungen anzustellen. Doch genau genommen, was ist's denn? Haben wir nicht öfters auf freiem Felde campirt, haben wir nicht — aber sag' mir Herr Bruder, wie's mit dir steht? Sitzst du nicht da, als hätt'st du's Reden verlernt?

Eduard fuhr bei dieser Anrede aus den Träumereien, in die er versunken war, empor: „Was sagtest du Moritz?" Nun, rief

dieser, das nenn' ich Zerstreuung. Schwatz' ich dir da wohl eine halbe Stunde in die Länge und Breite eins her, und du — sag' mir nur Brüderchen, was dir fehlt? —

Und das fragst du noch, entgegnete Eduard verdrießlich, hab' ich dir nicht meinen Kummer umständlich vertraut? — „Aha, ich besinne mich, rief Moritz lachend, schon wieder die Liebe und ewig die Liebe. Schlag' das aus dem Sinne, Herr Bruder, es giebt mehr Mädchen in der Welt!" — „Für mich nur Eins; ich werde Emilie nie vergessen!" — „Aber so sag' mir nur, wer dir's weiß gemacht, daß sie dich vergessen hat. Aus dem Ausbleiben einiger Briefe wirst du das doch nicht schließen wollen. Ich bitte dich, Bruder, setze dich selbst einmal in ihre Stelle. Ewig die heiligsten Versicherungen unverbrüchlicher Treue und Liebe, die sie schon tausendmal dir gegeben — wer sollte am Ende nicht müde werden mit dergleichen Sentenzen einen Bogen anzufüllen?" — „Sentenzen!

rief Eduard unwillig, du denkst wie du's fühlst! nein, laß uns davon abbrechen, Moritz. Doch zugegeben Emilie hätte aus den Gründen, die du nanntest, nicht geschrieben, hab' ich nicht meines Vaters eignen Brief, indem er mir mit klaren Worten schreibt wie Emiliens Vater seit einem Monat unser Haus unter leeren Entschuldigungen meide, wie er selbst einige Worte fallen lassen, die nicht undeutlich auf die Vermählung seiner Tochter mit einem Andern deuten! Nun, Moritz, hast du noch Hoffnungen für mich?" —

„Allerdings, versetzte dieser, aber du nimmst die Sache ernsthafter, als sie ist, quälst dich zum Voraus mit Dingen, die noch nicht da sind. Vertraue mir und der Zeit. Glaube mir, deine Gegenwart wird Alles wieder gut machen. Emilie sieht dich nach Jahresfrist wieder, sie liebt dich — dafür will ich meinen Kopf lassen — eben so innig als ehemals, sie erklärt nur mit dir glücklich seyn zu können, und — das Gemälde deines Glücks, dächt' ich, wäre vollendet!" —

Eduard war eben im Begriff einige Einwendungen zu machen, als das Geräusch eines durch die Straße rollenden Wagens seinen Freund an's Fenster zog. „Ei, rief er, da kömmt ja wohl des Herrn Hauptmanns Equipage, dem zu Liebe wir hier im dritten Stockwerk laboriren müssen! Aber was seh' ich, Herr Bruder! Auch ein Dämchen bringt der alte Kriegsmann mit, und so viel ich beim Scheine des Lichts sehen kann, ein allerliebstes Gesichtchen! Nun so viel ist klar, der Herr Hauptmann weiß zu leben! Freilich, wenn man so durch Nacht und Nebel kutschirt

„Wie du rasch urtheilst, unterbrach ihn Eduard, es kann ja seine Tochter seyn? — Nichts da, Herr Bruder, ein Feinsliebchen ist's und bleibt's, und darüber will ich mir gleich Auskunft verschaffen! Mit diesen Worten zog er rasch die Klingel. —

Ew. Gnaden verlangen muthmaaßlich den bestellten Thee, sprach Herr Claaßen, indem

er eine Theemaschine nebst Tassen, die er in einem Korbe trug, auf den Tisch setzte. „Allerdings, Herr Wirth, rief Moritz, und ich habe ihn, wie mich dünkt, schon ziemlich lange verlangt! — Doch, um von etwas anderm zu reden, der Herr Hauptmann ist ja angekommen. Hat er sich indessen vielleicht auf seinen Namen besonnen?"

Herr Claaßen machte ein nachdenkliches Gesicht, und fuhr einigemale mit der flachen Hand über die Stirne. Große Herren, schwere Namen! sagte er nach einer Weile, es thut mir wirklich leid, Ew. Gnaden nicht mit schuldiger Auskunft dienen zu können! — „So dächt' ich, sagte Moritz verdrießlich, er holte sie sich von ihm selbst, und fragte den Herrn Hauptmann, wie er hieße!" — Jn Dero werthen Namen? — „Tölpel, brummte Moritz in sich hinein, du selbst sollst ihn fragen!" — Herr Claaßen machte in diesem Augenblicke eine Miene, die gerade so aussah, als wisse er nicht recht, ob er diese Worte für Scherz oder Ernst halten solle. Doch

dünkte ihm fast das letztere, er machte daher die bescheidene Einwendung, daß sich das nicht schicken würde. — „So kann er's bleiben lassen! fuhr Moritz auf und drehte ihm unwillig den Rücken zu. Nach diesem Compliment hielt es Herr Claaßen für rathsam, einige Worte, die eben seiner Zunge entschlüpfen wollten, für jetzt zurückzuhalten und sich eiligst zu entfernen.

Das nenn' ich mir einen Dummkopf vom ersten Range! sagte Moritz entrüstet. Ich sehe wohl, wenn ich den alten Papa nebst seiner holden Begleiterin kennen lernen will, so werde ich mir selbst die Freiheit nehmen müssen, ihnen meine Aufwartung zu machen. Du kömmst doch mit? fuhr er fort, indem er sich zu Eduard wandte. — „Verschone mich damit, du weist wie wenig ich für die Gesellschaft tauge. Ein versammelter Kreis will unterhalten seyn, meine Gegenwart aber würde mehr störend, als erheiternd wirken!" — Das sind wieder deine alten Grillen! Ich wette, du amüsirst dich, wirst heiter, und

wär's auch nur ein Stündchen! Warum willst du die günstige Gelegenheit, die deiner trüben Stimmung eine andere Richtung giebt, vorübereilen lassen?

Allein diese Worte fanden zum Herzen Eduards keinen Eingang, und Moritz entschloß sich endlich, nachdem er noch einigemale versucht hatte, seinen Freund umzustimmen, allein seinen Besuch abzustatten. In der Thüre stieß er auf den Wirth, der den Auftrag hatte, die beiden jungen Offiziere im Namen des Hauptmanns auf ein frugales Abendmahl einzuladen.

Bravo, bravissimo! rief Moritz, da sind wir ja auf einmal mit der fatalen Sache in's Reine! Brüderchen, nun gehst du doch mit? Eduard schüttelte schweigend mit dem Kopfe. — „Nicht? Aber sage mir, was wird der Hauptmann davon denken, es geht wirklich nicht an, daß du wegbleibst!" — Entschuldige mich so gut du kannst, schiebe ein heftiges Kopfweh vor! — Moritz machte noch einige Ver-

suche seinen Freund zu bewegen, als er aber einsah, daß es vergeblich war, begab er sich allein zum Hauptmann.

Er fand ihn mit einer jungen Dame, die ihm aus einem Buche etwas vorlas, auf dem Sopha sitzen. Bei Moritzens Eintritt sprang er auf und rief: Sei mir herzlich willkommen, lieber Junge, wo bleibt Eduard? Moritz stand bei diesem Empfange augenblicklich starr wie eine Bildsäule. Dann stürzte er mit den Worten: Sind Sie's denn wirklich? in die Arme des Fremdlings.

Wir sind den Lesern manche Aufklärungen über die Personen unserer Geschichte schuldig, und glauben sie hier am schicklichsten einschalten zu können. Carl v. Lindenfels, der Vater unsres Eduard, hatte sich unter Friedrich's Fahnen rühmlich ausgezeichnet. Als Major zog er sich in spätern Jahren in seinen Geburtsort L... zurück, um seine Tage in Ruhe zu beschließen. Sehr angenehm war es ihm, daß sein Jugendfreund Helwig

auf einem etwa sechs Meilen von L... entfernten Gute lebte. Früher Hauptmann in dem genannten Orte, genoß er hier seit geraumer Zeit nach den Geschäften des Staats die heitere Muße, die das Landleben bietet. Auch gab ihm die Erziehung und Bildung seiner einzigen Tochter Emilie einen reinen, dauernden Genuß. Empfänglich für ihres Vaters Belehrung wuchs das Kind zur blühenden Jungfrau auf, und stand als solche an Geist und Körper gleich herrlich ausgebildet, vor vielen ihres Geschlechts da. Bei dem dauernden Umgange der Väter hatten sich auch die Herzen der Kinder genähert, und in Eduards und Emiliens Seelen bildete sich früh das zarte Verhältniß inniger Freundschaft, das sich mit den Jahren in Liebe verwandelte. — Eduard war, wie wir ihn bereits kennen gelernt haben, von Jugend auf etwas ernst, ja öfters düster gestimmt. Er sah das Leben stets von der dunkelsten Seite an, und hemmte durch zu ängstliches Sorgen für die Zukunft den fröhlichen Aufschwung seines Geistes. Diese finstere Stimmung

war ein Erbtheil seiner frühe dahingeschiedenen Mutter und lag zu tief in seinem Charakter begründet, als daß sie durch die Bitten eines liebevollen Vaters hätte verscheucht werden können. Wer allein einen günstigen Einfluß auf ihn hatte, war Emilie, die durch ihr heitres, unbefangenes Wesen ihn öfters zum frohen Lebensgenusse auffoderte. Die Väter begünstigten das Verhältniß, das sich zwischen ihren Kindern gebildet hatte, und nährten im Stillen die Hoffnung es für die Zukunft fester zu knüpfen.

Allein ein unerwartetes Ereigniß stellte sich plötzlich der Erfüllung dieser Wünsche entgegen. Die dem deutschen Vaterlande drohende Gefahr machte einen allgemeinen Aufruf an die kampffähige Jugend nothwendig. Er wurde nur von wenigen überhört, und Eduard von Lindenfels befand sich nicht unter diesen. Schnell entschlossen sich den Reihen der Kämpfenden anzuschließen, fühlte er gleichwohl tief, wie schwer ihm der Abschied von Emilien werden würde. Doch faßte er sich männ-

lich und sah, obschon von mannigfachen Empfindungen bewegt doch standhaft, den Tag der Abreise herannahen. Unter den heiligsten Versicherungen dauernder Treue schieden die Liebenden und Eduard schloß sich als Lieutnant dem ***schen Regimente an. Sein Freund Moritz begleitete ihn auf diesem Zuge, von dem wir beide zu Anfange unsrer Erzählung zurückkehren sahen. Er hatte seine Eltern frühe verloren, und war als weitläuftiger Verwandter des Hauptmann Helwig von diesem in sein Haus genommen und erzogen worden. Die Bitten des alten Lindenfels, ihm den muntern Knaben abzutreten, führten diesen wirklich in das Haus des Majors. So wuchsen Moritz und Eduard zusammen auf, und schlossen sich, ihres verschiedenen Charakters ungeachtet, als wahre Freunde gegenseitig an einander an.

Es läßt sich nun, nach dem, was zum Verständnisse dieser Erzählung hier eingeschaltet werden mußte, der abgerissene Faden derselben leicht wieder aufnehmen.

Nachdem der erste Taumel der Ueberraschung vorüber war, erkundigte sich Helwig bei seinem Gaste nach der Ursache, warum sein Freund nicht erscheine. Moritz schützte ein heftiges Kopfweh vor. „Das thut mir in der That herzlich leid, rief der Hauptmann ich hatte mich recht auf die Ueberraschung gefreut, die das geben sollte. Aber was helfen die Nachklagen? So sei du mir wenigstens herzlich willkommen. Kommt, Kinder, ich denke die Suppe soll mir heute so gut schmecken, wie sie mir lange nicht geschmeckt hat!" — Mit diesen Worten zog er Moritz und Emilien zu Tische, der mit einem mäßigen Abendmahle besetzt war.

Als sie hier im traulichen Kreise saßen, fiel es Moritzen ein, daß er in der Zerstreuung mit Emilien noch kein einziges Wort gesprochen habe. Er suchte diese Unschicklichkeit dadurch wieder gut zu machen, daß er sogleich an sie das Gespräch richtete. „Es freut mich herzlich, Sie so wohl zu sehen, begann er, und ich wüßte wohl Einen, fügte er lächelnd

hinzu, dem das noch mehr Freude machen würde. Emilie schlug verlegen die Augen nieder „Genirt euch meinetwegen nicht," rief Helwig, der eben mit dem Zerlegen eines Huhns beschäftigt war, und eine plötzliche Stockung des Gesprächs bemerkte. — Eduard, fuhr Moritz fort, hat sich oft Ihrer erinnert, es vergieng gewiß kein Tag, wo er nicht von Ihnen gesprochen hätte. Wenn wir so des Nachts um unser Wachtfeuer lagen nnd uns in unsre Mäntel einhüllten, und nichts die tiefe Stille unterbrach als die knisternde Flamme unsrer Kameraden, da war gewöhnlich sein erstes Wort an mich: Was wohl Emilie jetzt machen mag? Ob sie noch an mich denkt? und nicht wahr, Sie haben ihn nicht vergessen, liebe Emilie? — „Wie kommen Sie darauf? versetzte das holde Mädchen flüchtig erröthend. „Also Sie lieben ihn wirklich, rief Moritz freudig aus, hab' ich's doch immer gedacht!" — Das nenn' ich mir Räthsel, sagte Helwig, der verwundert eine Zeitlang dem Gespräche zugehört hatte. Fast scheint's, als hätte Eduard an der

Liebe meiner Tochter gezweifelt. Heraus mit der Sprache, junger Freund! Wie? hab ich Recht? — „Es ist nicht zu leugnen, entgegnete Moritz, daß das Ausbleiben einiger Briefe, ganz vorzüglich aber eine Aeußerung seines Vaters — „Hahaha! ich merke, wo das hinaus will, unterbrach ihn der Hauptmann. Laß dir erzählen, Herzensjunge. Sein Vater, lustig wie er noch immer ist in seinen alten Tagen, kommt eines Tages zu mir, und vertraut mir etwas von einem Briefe, den er an Eduard schreiben wolle. — „Ich habe ihn gelesen!" fiel Moritz ein. Wir wollen ihm, sagte Eduards Vater zu mir, ein wenig bange machen. Post nubila Phöbus! Ohne Leid giebts keine rechte Freude. Auf diesen alten Spruch vertrauend, ward der bewußte Brief abgesandt. Die Antwort aber, auf die Lindenfels wegen der darin ohne Zweifel enthaltenen Klagen und Herzensergießungen ungeduldig harrte, blieb aus. Der Spaß ist uns vereitelt, sagte er nach einiger Zeit zu mir; sei's drum! Wir wollen es mit einem neuen versuchen. Die Corps

der Freiwilligen gehen, wie du weist, bereits aus einander. In Zeit von einer Woche können wir Eduard und Moritz hier haben. — Wie wär's, wenn du beide unvermuthet überraschtest. Du nähmst Pferde bis Grünberg und erwartetest dort im Gasthofe zum goldnen Löwen ihre Ankunft. Es kömmt dir ja auf ein Paar Tage nicht an, zudem müßte dich Emilie begleiten, so würde der Spaß vollkommen. Wie gern würd' ich ihn theilen, allein du weist wohl: der Geist ist frisch, doch mit dem Körper will's nicht mehr recht fort. — Du kannst denken Moritz, daß es eben nicht viel Ueberredung bedurfte, um in einen Plan, der so lustig und annehmlich schien, einzuwilligen. Ich fuhr mit Emilien ab, aber auch dieser zweite Spaß scheint vereitelt, da uns leider die Hauptperson fehlt. Ja, was ich sagen wollte, mit der Krankheit hat's auch wohl nicht so ganz seine Richtigkeit? — Moritz gestand die wahre Ursache vom Ausbleiben seines Freundes. Freilich, fügte er hinzu, hätte er wissen können — „Daß wir hier wären, unterbrach

ihn Helwig, ja, ja, da wäre er gekommen. Was meinst du Emilie? — Vielleicht, versetzte diese schalkhaft, er ist Ihnen immer recht gut gewesen, lieber Vater!" — Schalk! rief Helwig, indem er ihr mit dem Finger drohte, und dir wohl nicht? Aber wie wär's wenn wir ihn kommen ließen! Ja lie — fuhr Emilie schnell heraus, besann sich aber in demselben Augenblicke wieder. Da sieht man's! rief Helwig lachend, angeführt Milchen, angeführt! Aber sieh, da fährt mir eben ein herrlicher Gedanke durch den Kopf! Ein bischen geneckt muß er werden! mit dem Kommen lassen ist's nichts! Sei ruhig Milchen! ein Paar Augenblicke früher oder später; ihr seht euch ja doch und wills Gott! recht lange. Also: wir fahren Morgen frühe von hier ab und empfehlen uns ihm durch eine Abschiedskarte! — Dieser Plan, gegen den vorzüglich Emilie mit manchen Einwendungen kämpfte, gieng gleichwohl durch. Helwig und seine Tochter begaben sich, nachdem man noch eine Weile vertraulich fortgeschwatzt hatte, in einem anstoßenden Cabinette zur Ruhe und

Moritz wählte das Sopha zu seinem Nachtlager, weil er, ohne den ganzen Spaß zu verderben, nicht zu Eduard zurückkehren konnte. Am andern Morgen bestiegen sie in aller Frühe den Postwagen, der sie nach L.. brachte. —

Es ist wohl Zeit zu unsrem verlassenen Liebhaber zurückzukehren, über den wir, wenn er der Held eines Schauspiels wäre, wegen seines langen Entschwindens gewiß längst den Tadel und die Vorwürfe aller Dramaturgen uns zugezogen hätten. Er kämpfte, seitdem wir ihn verließen, eine geraume Zeitlang mit dem Unmuth und der langen Weile abwechselnd herum, und sann vergebens auf Mittel, sich dieser traurigen Gesellschaft zu entledigen. Er durchstöberte in dieser Absicht die ganze Stube und gerieth bei dieser Gelegenheit auch zu einem Wandschranke, in welchem sich unter einigen alten Calendern auch ein Band von Langbeins Talismanen gegen die Langeweile befand. Vertrauend griff Eduard zu diesem Palliativ, allein sein Uebel ließ sich durch diesen Zauber nicht bannen.

Die natürlichste Ursache davon war wohl in den traurigen Schicksalen zu suchen, die das genannte Buch erlitten hatte, indem sich eine nicht geringe Zahl von Seiten darin vorfand, die theilweise oder gänzlich der Lesewuth geopfert waren. Mißmüthig über diese Lücken, so wie über das lange Ausbleiben seines Freundes, das ihn mehr und mehr befremdete, legte er das Buch weg und schweifte noch eine Weile zwischen Träumen und Luftgebilden umher, zu denen ihm zuletzt Morpheus noch einen willkommenen Beitrag lieferte. —

Früh Morgens weckte ihn das Geräusch eines durch die Straße rollenden Wagens. In demselben Augenblicke hörte er Jemand an seine Thüre pochen. Es war Herr Claaßen, der nach Anwünschung eines guten Morgens Eduarden ein kleines Couvert überreichte. Er erbrach es rasch und fand zu seinem grösten Erstaunen eine Karte darin mit folgenden Worten: Der Hauptmann Helwig nebst Tochter empfiehlt sich bei seiner Abreise dem Herrn Lieutnant Lindenfels zu geneigtem Andenken.

— Wach' ich oder träum' ich! rief Eduard, indem er sich die Augen rieb und einen starren Blick auf die Karte heftete. Der Wirth hätte ihm gern aus diesem Irrthume geholfen, auch schwebte bereits ein voreiliges Wort auf seiner Zunge. Er hielt es indeß noch zurück, und begnügte sich mit der Frage: Ob vielleicht noch etwas zu seinen Diensten stehe. — Wo ist der Hauptmann? rief Eduard. — „Ihre Gnaden sind so eben abgefahren!" — Wohin? — „Wenn ich nicht irre, nach L. . . — Gut, so bestellt er mir sogleich Postpferde, aber wohl gemerkt, sogleich! — Der rasche Ton, mit dem diese Worte ausgesprochen wurden, trieb den Wirth zu schnellem Diensteifer. Er fuhr mit Windesschnelle zur Thüre hinaus, und ließ dieselbe vor großer Eilfertigkeit offen. „Warum er nicht nach mir schickte! sprach Eduard zu sich selbst, indem er die Thüre wieder zumachte und sich dann in seine Kleider warf. Was soll ich davon denken? Und auch du Moritz, auch du Emilie! Nein, nein, es es ist und bleibt unverzeihlich!" — Er setzte dies Selbstgespräch, mit dem wir unsern Le,

fern nicht beschwerlich fallen wollen, noch eine geraume Zeitlang fort. Dann warf er sich in den bereitstehenden Wagen, und hörte kaum noch Herrn Claaßens Worte, der ihm eine glückliche Reise wünschte und um geneigten Zuspruch bat, falls ihn der Zufall wieder nach Grünberg führen sollte.

Wir lassen den Helden unsrer Geschichte glücklich in L. . . ankommen, und dort die Freuden des Wiedersehns genießen. Daß sich an dasselbe in dem Raume von acht Tagen ein fröhlicher Hochzeitschmaus knüpfte, errathen unsre Leser gewiß von selbst. Wir wünschen ihnen indeß von Herzen, daß ihnen im Leben eine ähnliche Ueberraschung zu Theil werden möge.

Geschichte einer Schreibfeder.

Erstes Capitel.

Geht besonders das schöne Geschlecht an.

„Geschichte einer Schreibfeder? Ha, ha, ha, einer Schreibfeder!"

Nun ja doch, einer Schreibfeder. Kömmt Ihnen denn das so lächerlich vor, meine schönen Leserinnen? Hätten Sie, statt ewig hinter Ihrem Nährahm zu sitzen, oder die kleinlichen Wirthschaftsgeschäfte zu besorgen, sich ein wenig in der Romanenliteratur umgesehn — eine Sache, die beiläufig gesagt, bei Ihrem Geschlechte immer mehr aus der Mode kömmt — so würden Sie wissen, daß schon

ein Gulden seine Geschichte geschrieben hat. Oder halten Sie etwa mein kleines Ich für geringer? Das möchte ich denn doch, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, nicht so ganz zugeben. Bedenken Sie wohl, daß Sie es nicht mit dem niedern Auswurfe meines Geschlechts zu thun haben, der in einen Bettsack eingesperrt, sein ganzes Leben in müßiger Ruhe hinträumt, und wenn es ihm ja einmal gelingt, diesem Kerker zu entschlüpfen, kein andres Loos zu erwarten hat, als von einem rohen Besen zur Stube hinausgejagt zu werden! — Ich bin, mit Ehren zu melden, eine Schreibfeder, und darum dächt' ich sollten Sie, wenn Sie auch noch nichts von meinem Leben und Wirken wüßten, zum mindesten meinen Stand ein wenig ehren. Denken Sie doch nur, was ich in unsrem Zeitalter für ein unentbehrliches Werkzeug bin. Wo hätten wir — ich bitte Sie — die schönen Ritter- und Zauberromane, die muthigen Kriegslieder, die schuld- und verhängnißvollen Trauerspiele, und was weiß ich Alles, herbekommen, wenn ich, oder besser gesagt, mein Geschlecht nicht vorhanden

wäre. Ich bin so recht Mittel zum Zweck, sehn Sie, und — da wir vorhin vom Gulden sprachen, wie kämen die armen Autoren ohne mich zu den schönen blanken Gulden, die sie dann und wann in ihrem dunkeln Dachstübchen gar nicht übel überraschen?

Zweites Capitel.

Die Geschichte beginnt.

Ich stamme, wie Sie wohl schon errathen werden, von einer guten, grundehrlichen Gans ab. Meine frühste Kindheit floß mir ziemlich einförmig dahin, und ich wüßte kaum mehr darüber zu sagen, als daß mir das Schwimmen auf dem großen Teiche, der nicht weit von den Wirthschaftsgebäuden lag, sehr viel Vergnügen machte. Vorzüglich war dies in den heißen Sommertagen der Fall, wo meine Mutter nach Art ihres Geschlechts öfters unterzutauchen pflegte. Was das für eine angenehme Empfindung war!

Die Zeit, wo wir Abends in den Stall getrieben wurden, war mir jedesmal recht ärgerlich, und ich verwünschte im Stillen den dummen Hans, der mit seinem Weidenstocke

sich nach Sonnenuntergang dem Teiche nahte. Wenn meine Mutter nun eben im lebhaften Gespräche mit einer Verwandten begriffen war, — denn Sie wissen ja, daß die Gänse gern zusammen schwatzen — so schlug der täppische Junge wie blind und toll auf uns ein, und trieb die sämmtliche Sippschaft so schnell hintereinander fort, daß wir oft an der engen Stallthüre unsre Mühe und Noth hatten durchzukommen. Unsre Behausung ward jedesmal auf's sorgfältigste hinter uns verschlossen. Dies geschah wohl aus Furcht, daß der Fuchs, dieser Erbfeind des sämtlichen Federgeschlechts, einen nächtlichen Ueberfall machen könne. Diese Besorgniß, die einmal der Pächter, als er bei unsrem Stalle vorübergieng, äußerte, war wohl nicht ohne Grund: denn es sollten sich in dem Walde, der an unser Dorf stieß, gar viele Füchse aufhalten.

Drittes Capitel.

Ein Todesfall.

„Vermuthlich der Gans?" —

Richtig! Wie Sie doch Alles so gleich errathen, meine schöne Leserin! Wirklich starb meine Mutter und zwar eines recht jämmerlichen Todes. Da sieht's man's nun recht, wie Niemand seinem Schicksale entgehen kann, und alles Sorgen, und alle Vorsicht umsonst ist. Ich hatte mich wohl oft genug, wenn meine Mutter sich Abends schlafen legte, mit dem Gedanken gequält, daß der Fuchs, trotz der festverschlossenen Thüre, sich doch einmal durch die hintere Stallwand, die von Lehm aufgeführt und bereits sehr mürbe war, einen Weg zu uns bahnen möchte, und nun mußte das Unglück von einer Seite, wo ich's gar nicht erwartete, einbrechen.

Eines Morgens früh nämlich trat die Köchin in den Stall und ihre Blicke verriethen mir sehr deutlich, daß sie nichts Gutes mit einem von uns im Sinn hatte. Noch mehr aber bestärkte mich in dieser Vermuthung das blinkende Messer, das sie in der rechten Hand hielt. „Ich dächte, sagte die Haushälterin, welche sie begleitete, wir nähmen die dort mit dem schwarzen Fleckchen am Halse; sie ist fett genug!" —

Jetzt merkt' ich, daß meine Mutter gemeint war, denn auf keine ihrer Verwandten paßte diese Bezeichnung. Ich sträubte mich vor Schrecken empor, und meine Mutter machte Miene durch die halboffene Stallthüre zu entfliehen. Vergebens! Die blutgierige Köchin erwischte sie behend am linken Flügel, schleppte sie unter lautem Geschrei mit sich fort, und — ein Schnitt, und meine arme Mutter war nicht mehr. Erlassen Sie mir's, gefühlvolle Leserinnen, Ihnen zu beschreiben, was das für einen Eindruck auf mich machte. Ich vermochte den Anblick kaum länger zu ertra-

gen, und war daher sehr froh, als man mich mit mehrern meiner Geschwister von meiner Mutter trennte, und nachdem man uns von dem Blute gereinigt, in ein großes Faß warf, das in der Speisekammer stand. Allein selbst hier gieng mir's — si parva magnis componere licet — wie Lady Macbeth: mir war's, als säh' ich noch überall Blutflecken an mir, die alle Gewässer des Weltalls nicht vertilgen könnten. Glücklicherweise vergönnte mir meine Lage nicht viel über mein Schicksal nachzudenken, denn sie war, da ich zufällig zu unterst auf den Boden gekommen war, so unbequem, daß ich fast bewustlos zwei Tage lang hinträumte.

Am dritten vernahm ich gegen Mittag sehr deutlich den Klang von zwei Männerstimmen. Die eine gehörte dem Pächter, die zweite aber war mir gänzlich unbekannt. Ich horchte hoch auf.

„Gott's Wunder! sagte die leztere, haißt das viel gefodert. Will ich doch glaich ver-

schwärzen auf der Stelle, so ich å Hellerchen dran verdiene! —

Ja, wer euch Juden nicht kennte, erwiederte die zweite Stimme, ihr wollt Alles für ein Lumpengeld haben, und wenn unser eins einen Quark von euch kauft, so muß man's dreifach bezahlen. Nun, weil du eben hier bist, Ephraim, so mag's einmal drum seyn!

Ich hörte nach diesen Worten Geld klimpern. Unmittelbar darauf griff eine dürre Hand in das Faß hinein, steckte mich nebst meinen Geschwistern in einen kleinen Sack, und wanderte mit uns ein Paar Stunden Wegs fort.

Viertes Capitel.

Ich werde gezogen.

Wie froh war ich, als mich mein neuer Herr aus dem engen Käfig befreite, in dem ich mich fast noch übler als in dem Fasse befunden hatte. Vielleicht ließ mich dies leichter den Anblick ertragen, den ich nach meiner Befreiung hatte. Ich fand mich in einer niedrigen, unreinlichen Stube wieder. Tisch' und Stühle waren mit fingerdickem Staub bedeckt und machten durch ein wunderliches Gemisch der mannigfachsten Dinge eben nicht den vortheilhaftesten Eindruck. Hier lagen ein Paar Ohrgehänge; dort ein abgetragener Mantel, hier Ringe und Schnallen, dort einige Eßwaaren und nebenbei eine Puderquaste und ein Haarkamm u. s. w. u. s. w. Am meisten aber machte ein großes Buch, das auf dem Tische aufgeschlagen lag, meine Aufmerksamkeit rege.

Was das für wunderbare Zeichen und Punkte waren! Wie erstaunte ich aber erst, als der Jude am Abend seine Brille aufsetzte, und eine Weile laut daraus vorlas! So närrische Töne hatte ich in meinem Leben nicht gehört, und ich zog daraus den Schluß, daß mein neuer Patron ein grundgelehrter Mann seyn müsse.

Uebrigens aber muß ich gestehen, daß es mir trotz seiner Gelehrsamkeit nicht eben sehr bei ihm gefiel, und daß ich sehr froh war, als er eines Abends gegen seinen Freund Moses äußerte: er wolle uns morgen zum Kaufmann Wilmsen hintragen. Welchen Grund konnte dies anders haben, als uns dort zu verkaufen? — Ob ich nun gleich den Kaufmann Wilmsen nicht kannte, so dachte ich: Unfreundlicher wird doch wohl seine Behausung nicht seyn, und am Ende kann doch, nach dem alten Spruche, Niemand seinem Schicksal entgehen.

Was den ersten Punkt betrifft, so hatte

ich mich darin ganz und gar nicht geirrt, denn das Haus des Kaufmann Wilmsen, welches auf dem Markte lag, nahm sich mit seinen blinkenden Fensterscheiben, grünen Jalousien und namentlich mit der über der Thüre aufgehängten Tafel, auf der ich die Worte: Wilmsen und Comp. mit goldnen Buchstaben las, gar nicht übel aus. —

Aber da beschreibe ich Ihnen, meine lieben Leserinnen, schon meinen künftigen Aufenthalt, und habe einen Umstand vergessen, der doch für meine Persönlichkeit gewiß nicht unwichtig ist. Ueberdem ist der Undank ein so abscheuliches, und in unsrem Zeitalter so seltnes Laster, daß ich in der That befürchten müßte, mich bei Ihnen um allen Credit zu bringen, wenn ich nicht offenherzig gestände, daß es der Jude Ephraim war, der mich auf meine künftige Bestimmung vorbereitete. Erwarten Sie übrigens hier keine weitläuftige Erörterung über diesen Punkt: denn ich habe Ihnen noch so viele wichtigere Dinge aus meinem Leben mitzutheilen, daß ich kaum weiß,

wie ich fertig werden soll. — Nicht wahr? Sie haben sämmtlich die Ehre erzogen zu seyn? Nun gut! Meine Wenigkeit wurde gezogen. Das ist mit wenig Worten das Ganze. Der Unterschied liegt am Ende, wie Sie sehn, nur in Einer Sylbe!

Fünftes Capitel.

Der Leser macht eine neue Bekanntschaft

Schainen guten Morgen! sagte der Jude, als er in das in der Hausflur gelegene große Zimmer trat, wo mehrere Leute von verschiedenem Alter an einem langen Schreibepulte saßen.

Ein ältlicher Mann bog sich, nach Ephraim's Bewillkommnung etwas um, indem er die Brille von der Nase nahm, und die Feder vor sich hinlegte. — „Ich will Sie nicht stören, sagte Ephraim, denn ich weiß wohl, der Herr Wilmsen haben viel zu thun; nur auf å Augenblickchen!“ —

Der alte Herr machte eine etwas verdrießliche Miene. Musjeh Hellmann, besehen Sie einmal die Federn! sagte er. Ein junger

Mensch, der am äußersten Ende des Pults saß, und bis dahin in einem großen Buche sehr emsig geschrieben hatte, stand jetzt auf, und fieng an mit meinem Herrn über mich und meine Geschwister zu handeln.

Ich hatte während dieser Zeit Muße mich ein wenig in der Stube umzusehen. Sie bildete mit der Wohnung Ephraims den lebhaftesten Contrast. Ueberall, wo ich hinblickte, herrschte die strengste Ordnung und Reinlichkeit. Rings an den Wänden hiengen blaue Pappendeckel, und auf den darauf geklebten weißen Zetteln standen die Worte: Rechnungen, Scheine, Assignationen u. s. w. An der Wand rechts standen in einem Repositorium mehrere große Bücher, ebenfalls mit mancherlei Titeln, als da sind: Haupt-Contobuch, Memorial u. s. w. versehen. Nicht weit davon erblickt' ich einen großen eisernen Kasten, dessen Gebrauch ich mir nicht ganz erklären konnte. Nach den vielen Beschlägen und Schlössern zu urtheilen, die sich daran befanden, mußte sein Inhalt von

großer Wichtigkeit seyn. Ich sann eben noch ein wenig darüber nach, als ein junger Mensch in einem dunkelgrünen Rocke vom Pulte aufstand, und mit einem grossen Schlüssel die eiserne Truhe aufschloß.

Wie erstaunte ich, als ich darin eine Menge von Geldbeuteln sah, und wie stieg meine Verwunderung, als der junge Mensch einen derselben öffnete und eine Menge von Goldstücken in eine auf dem Tische stehende Schaale schüttete.

Sechstes Capitel.

Ich fange an eine Rolle zu spielen.

Ephraims Worte: Nun, weil Sie es sind! weckten mich aus den Träumereien, in die ich über diesen Anblick versunken war. Er übergab mich und meine Geschwister für einige Geldstücke Herrn Hellmann, und schlich sich dann mit einigen Bücklingen, die Niemand zu bemerken schien, zur Thüre hinaus.

So war denn mein Schicksal entschieden. Ich fand indeß bald, daß ich nicht Ursache hatte darüber zu klagen; es müßte denn etwa darüber gewesen seyn, daß die ältern meines Geschlechts, die schon so manchen Wechsel, so manchen Frachtbrief abgefaßt hatten, auf mich, als ein blutjunges, unerfahrenes Ding, mit ziemlicher Geringschätzung herabsahen. Ich nahm mir das freilich ein wenig zu Herzen,

allein Herr Wilmsen tröstete mich über diese Zurücksetzung. Ich weiß nicht, ob er es zu ihrer Demüthigung that, oder ob ihm mein jugendliches, unbefangenes Wesen gefiel, oder ob er überhaupt ein Feind von Vorurtheilen war — genug er bediente sich meiner noch an demselben Tage zur großen Verwundrung meiner Stammverwandten.

Meine Ankunft fiel gerade auf einen Posttag, und Sie können sich's nicht denken, meine lieben Leserinnen, was es da Alles zu schreiben gab. Ich war beinahe mit dem dritten Briefe, der noch dazu ein holländischer, und bei meiner gänzlichen Unbekanntschaft mit dieser Sprache mir nicht eben sehr geläufig war, fertig, als Musjeh Hellmann, der meinem Herrn schräge gegenüber saß, die Uhr hervorzog. „Wie viel ist's?" fragte dieser, ohne mir jedoch einige Ruhe zu gönnen. „Beinah halb sechs Uhr," antwortete jener.

Diese Worte spornten Herrn Wilmsen zu solcher Eile, daß ich zu Doppelschritten meine

Zuflucht nehmen mußte, und sehr froh war, als ich mich nach den Zeilen: Your Edlen Dienstwilliger Dienaar Georg Wilmſen et Comp. ein wenig ausruhen konnte. Rings um mich hörte ich ein Surren, als ob alle Grillen, die ich in den heißen Tagen auf dem Dorfe zirpen gehört hatte, in dieser Stube versammelt wären.

Ich mußte noch zwei Briefe an die Herren Whitestone et Comp. in London und van der Flooten in Amsterdam schreiben und mein Herr übergab sie Musjeh Hellmann, der sie zierlich zusammenfaltete.

„Eilen Sie, sagte Herr Wilmsen, es ist noch fünf Minuten bis sechs, und wenn Sie zurückkommen, so sagen Sie mir, ob die Berliner reitende Post schon da ist!"

Musjeh Hellmann legte die sämtlichen Schreiben, acht an der Zahl, in seine Brieftasche, nahm den Hut und hüpfte zur Thüre hinaus. — Herr Wilmsen gieng bald nach

ihm fort, und die übrigen Personen folgten seinem Beispiele. Der letzte nahm das Licht, und ließ mich mit meinen übrigen Geschlechtsverwandten im Dunkeln, wo ich, da ich ohnedieß sehr ermüdet war, bald einschlief.

Siebentes Capitel.

Ich verwundere mich.

Ja, und das mit Recht! Denken Sie sich nur, meine lieben Leser und Leserinnen, wie's Ihnen zu Muthe seyn würde, wenn Sie sich des Abends ruhig niederlegten, und sich am Morgen in einer fremden Stube befänden! Und gerade so gieng's mir! Sollte Zauberei dabei im Spiele gewesen seyn? Ei, ich dächte gar! Da käm' ich in unsrem aufgeklärten Zeitalter, wo man selbst Ahndungen nicht mehr gelten lassen will, schön an! Also mit der Zauberei ist's nichts.

Ich muß entweder so fest geschlafen, oder die Hand, die mich entführte, muß mich so sanft berührt haben, daß ich nichts davon merkte. Für diese Vermuthung spricht sehr viel der Zustand, in dem ich mich wiederfand.

Ich wurde von einem Paar zarten Fingern auf einem Blatt Papier, das auf einem grünen Tische lag, umhergeführt. Diese Finger gehörten einer niedlichen weißen Hand. Sie schloß sich an den zartgeformtesten Arm an, und auf den Schultern ruhte ein so schönes blondlockiges Köpfchen mit einem Paar so holder blauer Augen, daß ich — ja was denn nun gleich? Daß ich von keiner ehrlichen Gans abstammen will, — was doch, wenn Sie die uralte Redlichkeit meines Geschlechts erwägen, keine kleine Behauptung ist — wenn ich Ihnen nicht die reine Wahrheit gesagt habe.

Also hübsch war das Mädchen und jung dazu, denn sie konnte nach meiner Berechnung nicht viel über sechzehn Jahre alt seyn. Sie sah aber so bleich und abgehärmt aus, daß ich sie nicht ohne Mitleiden ansehen konnte. Wenn du doch nur die Ursache ihres Kummers wüßtest, dacht' ich.

Eben legte sie mich neben sich auf das Tintenfaß hin. Diese Lage gönnte mir in den

Brief hineinzublicken, den ich, versunken in den Anblick der Reize meiner neuen Gebieterin so bewußtlos hingeschrieben, daß ich kaum eine Sylbe davon verstanden hatte. Er lautete also:

„Lieber Wilhelm!

Es ist tief um Mitternacht, alles so still und heimlich um mich herum. Niemand wacht als deine Luise, und sie hat keinen andern Gedanken als an dich. Wüßtest du, mit welchen Empfindungen ich dies Blatt beschreibe! Ach, du weist's, du ahndest's nicht! — Der gestrige Tag, Geliebter, war der schrecklichste meines Lebens. Mein Schicksal naht seiner Entscheidung. Nicht doch, es ist entschieden. Mein Vater hat mir die Verlobung mit — o laß mich den Namen nicht aussprechen — angekündigt. Sage mir Wilhelm, was soll, was kann ich thun! Ich baue auf dich und deine Liebe; sieh' all' mein Sinnen und Denken ist bei dir. Rette, o rette deine unglückliche Luise."

So lautete der Brief, aus dem ich im Grunde nicht viel klüger geworden war. Halb und halb ließ sich die Sache indeß wohl errathen. Den Wilhelm, an den der Brief gerichtet war, kannte ich zwar nicht, schloß aber aus dem Inhalt sehr scharfsinnig, daß er der begünstigte Liebhaber sei, den ein verhaßter Nebenbuhler ausstechen wolle. Kurz, die Liebe war dabei im Spiel, und ob ich gleich von der Macht, die diese holde Tyrannin über das menschliche Geschlecht ausübt, blutwenig, oder eigentlich so gut als gar nichts wußte, so freute es mich doch, daß meine kleine Person dabei eine Art von Vermittlerin spielen sollte.

Sie lächeln, meine holde Leserin? — Nun lächeln Sie immerhin! Aufrichtigkeit ist die erste Eigenschaft, die man von einem Biographen fodert, und da ich nun einmal meine Geschichte schreibe, so muß ich — ja so muß ich — und wenn Sie mich auch aus Herzensgrunde darüber auslachen sollten, Ihnen sagen, daß ich mir ordentlich was darauf zu gut that, einen Liebesbrief geschrieben zu haben.

Achtes Capitel.

Eine unvermuthete Erscheinung.

„Man muß den Teufel nicht an die Wand mahlen“ sagt das Sprüchwort, und wenn auch sonst die Sprüchwörter nicht immer die Wahrheit reden, so traf doch dies buchstäblich ein, wie Sie, meine lieben Leser und Leserinnen, sogleich hören werden.

So glücklich ich mich in meiner neuen Lage fühlte, so quälte mich doch der Gedanke, daß das Schicksal mir über kurz oder lang den fatalen Streich spielen, und mich von meiner holden Gebieterin trennen möchte. Das Comptoir mit seinen Pulten, Rechenbüchern und Zähltischen, wo es mir gestern so wohl gefallen hatte, erschien mir nun im gehäßigsten Lichte.

Eben heftete Luise ihre Blicke auf mich. Es lag so was Gutmüthiges in ihrem bleichen, abgehärmten Gesichte, daß ich, von wunderbaren Gefühlen ergriffen, zu mir sagte: Nein, nein, eh' ich dich verlasse, du holdes Mädchen, und zu dem düstern, grämlichen Wilm....

Ein halb unterdrückter Ausruf des Schreckens, den meine holde Gebieterin ausstieß, unterbrach hier meine Reflexionen. Ich hörte zugleich einige rasche Fußtritte. Die Thüre öffnete sich und — Herr Wilmsen trat herein. Ich weiß nicht, lag es an dem Schlafrocke oder an der Nachtmütze, die er tief über's linke Ohr geschoben hatte, oder war es der Contrast, den seine altväterische Figur mit dem jugendlichen Wesen seiner Tochter machte — genug, er war mir noch nie so häßlich vorgekommen, als diesmal.

Luise schob den beschriebenen Bogen nebst meiner kleinen Person hurtig an die Seite; ich merkte deutlich, daß ihre Hand zitterte. Allein die spähenden Augen des Eintretenden

mochten doch etwas von dieser geheimen Correspondenz entdeckt haben, denn Herr Wilmsen fuhr, wie ein Pfeil, auf den Tisch zu.

„So hab' ich mich doch nicht getäuscht, als ich noch Licht sah! rief er sehr erzürnt. Was sollen die Alfanzereien! fuhr er fort, indem er das Papier ergriff, und es in seinen Händen zusammendrückte.

Ich hätte ihm die Vernichtung meiner Arbeit noch allenfalls verzeihen mögen, wenn er nur mit Luisen schonender umgegangen wäre. Da war aber nicht dran zu denken! Ueber und über roth, wie ein welscher Hahn, fuhr er das zitternde Mädchen mit zornigen Worten an:

„Du unterstehst dich also doch, wider mein ausdrückliches Verbot an den Dichterling zu schreiben? Hab' ich dir's nicht hundertmal gesagt, daß du dir die Sache aus dem Sinne schlagen sollst? Lord Plumperton wird dein Mann und damit Basta! Wir haben am letz-

ten Posttage nochmals auf der Börse drüber gesprochen, der Handel ist so gut als abgeschlossen, und ich bin nie gewohnt gewesen, mir in Geschäften was einreden zu lassen!" —

„O Gott, ist denn die Ehe ein Handel, den man auf der Börse abschließt?"

„Da haben wir's! Das sind die saubern Früchte, die die Poeten zu Markte bringen! Hier wird nicht mit Sentenzen gespielt. Darum kein Wort mehr, du weist meinen Willen!" —

Mit diesem Machtspruch ergriff er heftig ihre Hand, und zog sie aus dem Zimmer fort.

Neuntes Capitel.

Mir geht ein Licht auf!

Ich lag da, und wußte nicht, ob ich wachte oder träumte. War ich meinem finstern Dienstherrn vorher schon gram gewesen, so wurde ich's jetzt noch viel mehr. Das Einzige, wofür ich ihm allenfalls noch Dank wußte, war, daß ich durch ihn mit den Hauptpersonen des Schauspiels, in dem auch ich eine kleine Rolle spielte, wenigstens den Namen nach, bekannt geworden war. Bis dahin hatte ich so gut als nichts davon gewußt; ich fühlte mich unter meinen Umgebungen so fremd — so fremd — Daß mir doch auch gleich kein passender Vergleich einfällt! Ja, richtig, so fremd, als Sie sich, liebe Leser, nur immer in so mancher unsrer neuesten Schicksalstragödien fühlen können, wo Sie im dritten Acte eben so wenig wissen, was Sie aus den Haupt-

helden und Heldinnen machen sollen, als Sie es in der ersten Scene wußten!

Indem ich noch über die erlebten Abentheuer ein wenig nachsann, gieng es mir, wie es Ihnen wohl auch, falls Sie bis über Mitternacht munter blieben, dann und wann gegangen seyn wird — ich schlief ein.

Ein kleines Geräusch weckte mich auf. Es war bereits Tag geworden, und die Sonne schien recht heiter durch das Fenster. Ich bemerkte, daß ein junger Mensch in einem schlichten braunen Ueberrocke sich leise zur Thüre hineinschlich. Er sah sich überall schüchtern um, wie einer, der kein gutes Gewissen hat, und seine scheuen Blicke erregten in mir den Argwohn, daß er nichts Gutes im Sinne habe.

Ich hätte aus Leibeskräften geschrien, wenn die Natur nicht unsrem Geschlechte die Gabe der Stimme gänzlich versagt hätte. Was war zu thun? ich mußte abwarten, was er beginnen würde.

Er näherte sich dem Tische, auf dem ich lag. Es ist ein Spitzbube! dacht' ich, als er seine Hand ausstreckte, weil ich glaubte, daß er eine goldne Repetiruhr, die nicht weit von mir lag, zu sich stecken würde. Weit gefehlt! Er griff nach dem Liebesbriefe, den der erzürnte Papa vorhin zu einem Spielball ungeschaffen hatte, rollte ihn aus einander, blickte flüchtig hinein, drückte ihn mit leidenschaftlichem Ungestüm an seine Lippen, und steckte ihn in seinen Busen.

Jetzt fiel sein Blick auf mich. „Komm, liebe Feder, sagte er, indem er mich vom Tische nahm, du sollst mir eine freundliche Gesellschafterin seyn!" —

Wie mir das „liebe Feder!" so wohl that! Warum er mir nur so gewogen war! Ich konnte mir diese Anhänglichkeit durchaus nicht erklären. In diesem Augenblicke seufzte er. Es war mir, als ob er den Namen Luise flüsterte. Er wiederholte ihn noch einmal. Nun gieng mir ein Licht auf! Es ist Wilhelm, sagt' ich zu mir selbst, indem ich aus seiner Hand in die Rocktasche hinabglitt.

Zehntes Capitel.

Ich philosophire.

So war ich auf einmal aus dem freundlichen Zimmer, und was mir noch weher that, aus den Augen meiner holden Gebieterin verbannt, und saß in einer dunkeln Rocktasche, wo ich Niemand, als ein Paar alte Brodkrümchen zu Reisegefährten hatte. Ich glaube, ich habe gesagt: ich saß. Nicht doch! ich schwankte in meiner neuen Behausung ohne irgend einen festen Haltpunkt herum, weil der junge Mensch, sobald er das Haus des Herrn Wilmsen hinter sich hatte, seine Schritte verdoppelte.

Das Taschenfutter war auf der einen Seite so weit aufgetrennt, daß ich ohne Mühe hätte hinausschlüpfen können. Wirklich war ich ein Paar Mal nahe daran es zu thun, allein es

schien, als ob eine unsichtbare Gewalt mich von diesem Schritte zurück hielt.

„Wäre es nicht unklug, sagte ich zu mir selbst, wenn du diesen Aufenthalt verlassen wolltest? Du müßtest mindestens gewärtig seyn, dem ersten besten, der dich träfe, in die Hände zu fallen, und mit jeder Lage vorlieb nehmen, die dir das Schicksal anwiese! Freilich ist deine jetzige die angenehmste eben nicht. Wird sie sich indeß nicht ändern? Sie muß sich ändern, fuhr ich lebhafter fort, denn, falls du dich nicht sehr irrst, so ist dein Herr der Wilhelm, nach dessen Bekanntschaft du dich so lange sehntest! Bedenke aber auch, wie unredlich du handeln würdest, wenn du ihm so heimlich entschlüpftest! Gab er dir nicht die deutlichsten Beweise seiner Zuneigung, und zugegeben, daß er kein eigentliches Recht auf dich hat, wolltest du ihn für den Raub, den er sich im Feuer seiner Leidenschaft zu Schulden kommen ließ, so hart büßen lassen? — Und endlich, wär' es nicht leichtsinnig, wenn du die schöne Gelegenheit, die dir ein glück-

licher Zufall verschafft, Luisens Liebhaber, und vielleicht noch so manches Interressante außerdem, kennen zu lernen, mir nichts dir nichts fahren ließest? —

Das Resultat dieser geheimen Selbstprüfung, bei der ich meine Leser nicht länger aufhalten will, war, daß ich mich fest entschloß, meinen Kerker nicht zu verlassen. Ich ließ mich mit meinen Reisegefährten, den beiden Brodkrümchen in ein Gespräch ein, das freilich oft genug stockte, da sie bei ihrer gänzlichen Abgeschiedenheit von der Welt mir eben nicht viel Neues mitzutheilen wußten.

Wie froh war ich daher, als ich aus dem Knarren einer Thüre schloß, daß wir bei der Wohnung meines neuen Besitzers glücklich angekommen waren. Er stieg mit uns ein paar Treppen hinauf, die nach dem Stolpern seiner Füße zu urtheilen, eben nicht im besten Zustande zu seyn schienen.

Eilftes Capitel.

Ein Monolog.

„Grausames Schicksal, sagte Wilhelm — denn ich will Sie, liebe Leser, nicht länger über die Person meines neuen Besitzers in Ungewißheit lassen — grausames Schicksal, so hast du dich denn verschworen, mich an den Rand des Verderbens zu führen! Nein, nicht Schicksal, eine düstre Schickung möcht' ich dich nennen, ein unheilbringendes Gestirn, das in der Stunde der Geburt feindlich auf mich herabblickte, und mich nun drohend begleitet durch die labyrinthischen Gänge des Lebens!" —

Er gieng bei diesen Worten heftig auf und nieder, indem er in Luisens Brief, den er in der Hand hielt, dann und wann hineinblickte. Seine Augen hatten aber so was

Starres und Wildes, daß ich jedesmal, wenn er dem Tische, auf dem ich lag, nahe kam, unwillkührlich zurückbebte.

Es ist mit den Liebenden doch eine eigne Sache! dacht' ich bei mir selbst; Alles was sie sagen, klingt so fremd, und doch so schön, daß man's in einem fort anhören möchte, wenn's nur verständlicher wäre!

„So soll ich dich denn verlieren, Luise! Verlieren? das ist ein leeres, kaltes, nichtssagendes Wort; mein Herz hat keinen Sinn dafür. Und doch, fuhr er lebhafter fort, ist's nicht so! Und warum soll ich dich verlieren, Luise, als weil du, o Plutus, mir deine Gunst versagst. Machen denn deine Gaben glücklich? — Sie machen nicht glücklich. Eine Hütte, eine niedre Hütte mit ihr ist mir für kein Eldorado feil!" —

Da werde der Henker klug daraus, sagt' ich halb unwillig zu mir selbst. Plutus? Eldorado? Ich bin doch nicht so ganz uner-

fahren in fremden Sprachen, habe schon einen holländischen und zwei englische Briefe geschrieben, aber wenn ich das Zeug verstehe, so will ich —

„Und ihr, ihr Himmlischen alle, und du, dem ich so manches flammende Opfer brachte, mächtiger Apoll!" —

Bei dem letzten Worte stutzte ich ein wenig. Es war mir, als ob es in einem der Briefe, die ich bei Herrn Wilmsen geschrieben hätte, vorgekommen wäre. Richtig! Er hatte ein zur Abfahrt nach London seegelfertiges Schiff so genannt, uud ich erinnerte mich daß er dabei bemerkte: jener Name sey von einem alten Heidengotte entlehnt, den die Dichter als ihren Schutzpatron verehrten. Wilhelm war also ein Dichter; auch hatte ihn ja Herr Wilmsen, wo ich nicht irre, als er mich mit Luisen so unerwartet überraschte, selbst so genannt. Jetzt war mir auf einmal Alles klar. Es werden Kunstausdrücke in der Sprache der Dichtkunst seyn, dacht' ich, und

gab mir weiter keine Mühe darüber nachzusinnen.

Da ich vor der Hand nichts beſſres zu thun wußte, ſo muſterte ich, während mein Herr in ſeinen Declamationen fortfuhr, ein wenig die Stube, in der ich mich befand. Mit Luiſens freundlichem und geputztem Zimmer war ſie freilich nicht zu vergleichen, und ich kann bei aller Achtung, die ich für den Geliebten des holden Mädchens habe, nicht leugnen, daß es ziemlich unordentlich bei ihm ausſah.

Die ſämmtlichen Meubeln beſtanden in einem Tiſche, einem Schreibepulte, einem Repoſitorium mit Büchern, von denen aber die meiſten, nicht wie in dem Comptoir des Herrn Wilmſen zierlich aufgeſtellt, ſondern auf dem Boden zerſtreut waren, einem ziemlich trüben Wandſpiegel und drei Stühlen. Die letztern waren theils mit Wäſche und Kleidungsſtücken, theils mit ſo vielem beſchriebenen Papier belegt, daß ich nicht wußte,

wie mein Herr es angefangen hätte, wenn er auf den Einfall gekommen wäre sich zu setzen.

Er schien indeß dazu vor der Hand keine Miene zu machen, und der Himmel weiß, wie lange sein Spaziergang und mit ihm sein Monolog gedauert haben würde, wenn ihn nicht ein leises Pochen an der Thüre aus seinen Phantasien geweckt hätte.

Zwölftes Capitel.

Ein höflicher Verweis.

Die Thüre öffnete sich. Ein kleiner ältlicher Mann in einem grauen Ueberrocke trat hinein. Er trug unter seinem Arme ein Paket mit Papieren.

„Der kömmt mir eben recht! brummte mein Herr vor sich hin. Ach, sind Sie's Herr Werner, fuhr er mit veränderter Stimme fort, indem er auf den Ankömmling zugieng, was bringen Sie mir?

„Viel und mancherlei," sagte das Männlein mit einer wichtigen Amtsmiene, indem es sich ein paar Mal räusperte, und die mitgebrachten Papiere auf den Tisch legte. Da ist pro primo verabredeter maaßen die Correctur des neuen Wochenblatts, die Posaune genannt;

sodann bestellt die löbliche Jenaische Literaturzeitung ein Paar Rezensionen von Gedichten; haben einen berühmten Verleger, sollen dem gemäß beurtheilt werden, Sie verstehn mich schon! Endlich folgt anbei ein Trauerspiel; ist nur auf Kosten des Verfassers gedruckt, hat keine Autorität, wird daher ersucht, gebührend" —

„Ich verstehe, unterbrach ihn Wilhelm lächelnd; wir wollen's schon einrichten."

„Und wann darf ich wiederkommen, die Correctur abzuholen?"

„Gegen Mittag."

Das Männlein empfahl sich mit einem freundlichen Lebewohl, kehrte aber an der Thüre plötzlich um, und sagte, indem es sich die Stirne rieb: „Ja, was mir eben einfällt, lieber Herr Blumenfeld" —

Jetzt erfuhr ich wieder was Neues, denn

ich hatte bisher noch nicht gewußt, daß mein Herr so hieß.

„Halten Sie's nicht für ungut, daß ich Sie auf etwas aufmerksam mache. In dem eilften Stück der Posaune, sehn Sie, sind so manche den Sinn entstellende und anstößige Druckfehler stehen geblieben; hören Sie nur!" —

Er zog hierauf ein kleines Zettelchen aus der Tasche und las, wie folgt: „Spalte 2 Zeile 7 seicht statt leicht, Spalte 4 Zeile 11 Insekten statt Jesuiten, und Spalte 6 Zeile 15 gar der äußerst anstößige Druckfehler Elender statt Engländer. Möchte Sie doch unterthänigst bitten, auf dergleichen Errata in Zukunft ein wachsames Auge zu haben. Dies zu geneigter Erinnerung, Herr Blumenfeld, Gott befohlen!" —

Hiermit verließ er uns, und ich befand mich wieder mit meinem Herrn allein.

Dreizehntes Capitel.

Etwas Literärisches.

Ueber die leidigen Berufsgeschäfte! seufzte Wilhelm, indem er sich an den Tisch setzte, und Miene machte zu schreiben.

Was war natürlicher als der Gedanke, daß er meine Dienste dabei in Anspruch nehmen werde? Da hatte ich mich aber schön verrechnet. Statt mich zu nehmen, die ihm doch zunächst lag, griff der wunderliche Mensch in eine Ecke des Schreibtisches, und wählte eine meiner Geschlechtsverwandten, die mir noch dazu höchst unansehnlich, und durch eine lange Dienstzeit sehr stumpf geworden zu seyn schien. Ich konnte das nach seiner vorigen Anhänglichkeit an mich nicht recht begreifen und wäre in der That über diese Zurücksetzung bitterböse auf ihn geworden, wenn er sich nicht

unmittelbar darauf vollkommen bei mir gerechtfertigt hätte.

„Du, liebe Feder, sagte er, indem er mich freundlich anblickte, sollst nicht durch gemeinen Dienst entweiht werden. Eine treue Gefährtin, sollst du meine süßesten Gefühle, die geheimsten Regungen meines Herzens empfangen und wiedergeben; aussprechen will ich durch dich Lieb' und Lust in sanft dahinrauschenden Tönen!"

Diese meine künftige Bestimmung war mir in der That ein wenig dunkel, und ich glaube, ich hätte von all' den schönklingenden Worten so gut als nichts verstanden, wenn nicht das Wörtchen Liebe drin vorgekommen wäre. Dies führte mich auf die Vermuthung, daß mein künftiges Amt nur in Abfassung zärtlicher Briefe bestehen möchte, und das war mir gar nicht unlieb. Ich war ordentlich recht seelenvergnügt darüber.

Bei Wilhelm schien dies nicht der Fall zu

seyn. Er blätterte eine Weile mit sichtbarem Unmuth unter den Papieren umher, zog ein blaugeheftetes Büchlein hervor, las ein Paar Seiten darin, warf es wieder weg, tauchte die Feder mehr als sechsmal ein, und sprützte sie eben so oft wieder aus.

Ich sah seinen Bewegungen mit steigender Verwunderung zu. Endlich nahm er das erwähnte Büchlein in die Hand und fieng laut an zu lesen:

Es zog ein Jäger wohl über die Haid',
Der hatte am Waidwerk seine Freud';
Die Sonne brannte drückend sehr,
Und die Vöglein sangen über ihm her;
Die Vöglein gar wohlgestalt,
Sie kamen daher vom finstern Wald.

Das klingt allerliebst, sagte ich zu mir selbst.

„Der Teufel hat die Verse gemacht! rief Wilhelm, indem er vom Stuhl aufsprang. Nicht sechs Zeilen können unsre neusten Dichter schreiben, ohne eben so viel falsche oder herbeigezerrte Reime zu machen!"

Ich wußte in der That nicht, was mein Herr mit den falschen und herbeigezerrten Reimen sagen wollte. Mir schienen sie alle richtig zu seyn, und an Ort und Stelle zu stehen.

„Und die Flickwörter, die verdammten Flickwörter! Der gar's und wohl's ist ja kein Ende. Und das nennen sie alterthümlich? Ei so wollt' ich doch, daß die Nibelungen, der gehörnte Siegfried — Soll die Dichtkunst denn wieder in die Zeit der Kindheit zurückgeführt werden?" sagte Wilhelm sehr entrüstet.

Ich für mein Theil sagte gar nichts, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich diese Worte abermals nicht verstand.

Er nahm jetzt ein zweites, recht zierlich geheftetes Buch, und schien sehr eifrig darin zu lesen. Ich hörte ihn einige Male ausrufen: Recht brav! Vortreflich! das Stück macht seinem Verfasser Ehre! und freute mich schon im Stillen, daß er mir etwas daraus vorlesen würde, als draußen Jemand mit drei star-

ken Schlägen anklopfte. Mein Herr sprang fast erschrocken auf, und eilte nach der Thüre.

Potz Klopfen und kein Ende! sagt' ich halb unwillig zu mir selbst, und wunderte mich über den Besuch, der sich auf eine so ungestüme Art anmeldete.

Vierzehntes Capitel.

Mein Herr wird in allem Ernst böse.

„Wohnt hier Herr Blumenfeld? sagte ein ältlicher Herr, der mit einem flüchtigen Bückling hereintrat.

Seine Kleidung kam mir ein wenig fremd und abentheuerlich vor. Er trug lange, sehr enge Hosen und Schuhe, und um seine Taille, die dem Anschein nach ziemlich schmal und schlank war, schlotterte ein weiter Ueberrock in reichlichen Falten umher, der ihm beinah bis auf die Fersen reichte. Diesen wunderlichen Anzug vollendete ein äußerst kleiner runder Hut, den er unter'm Arme trug.

„Ich heiße Blumenfeld, sagte Wilhelm, den das stürmische Pochen an der Thüre verdrossen zu haben schien; darf ich mir Ihren Namen ausbitten?"

„Der Name thut nichts zur Sache, entgegnete der Ankömmling, ich bin ein Engländer —

„Ein Engländer! wiederholte jener mit spöttisch gezogenem Tone, vermuthlich ist's in Ihrem Vaterlande Sitte, sich auf diese Weise bei Fremden anzumelden!" —

„Dacht' ich's doch! rief der Fremde, indem er das Schnupftuch aus der Tasche zog, um, wie es schien, sein Lächeln zu verbergen; also darum der frostige Empfang? Wissen Sie's denn nicht, mein Herr, daß sich in England die Wichtigkeit des Besuchs nach dem Pochen an der Thüre richtet? Zwei, drei Schläge, je stärker je besser, sind der klarste Beweis, daß Ihr Geschäft, das Sie zu irgend Jemand führt, höchst dringend ist! Das gehört mit zu dem, was wir politeness, zu deutsch Höflichkeit nennen!" —

Wunderliche Sitten die englischen! sagte ich zu mir selbst, bei uns zu Lande würde das schlechtweg Grobheit heißen!

„Ich danke für gütige Belehrung, erwiederte Wilhelm, übrigens aber befinden Sie sich, so viel ich weiß, jetzt in Deutschland. Doch abgesehen davon, ist unfehlbar nach dem angenommenen Maaßstabe das Geschäft, das Sie zu mir führt, höchst dringend?"

„Allerdings."

„Ich bin in der That neugierig —

„Ich will eine Frau nehmen."

Jetzt kam auch an Wilhelm, so verdrüßlich und entrüstet er war, die Reihe, zum Schnupftuche seine Zuflucht zu nehmen, um dem Fremden nicht geradezu in's Gesicht zu lachen. „Ich weiß in der That nicht, mein Herr, wofür ich Ihre Laune, oder was es sonst ist, nehmen soll. Wer könnte es über's Herz bringen, einen so glücklichen Humor zu stören; gleichwohl muß ich bekennen, daß mich unglücklicherweise ein Geschäft" —

„Ei was! Geschäfte hin, Geschäfte her, erwiederte der Fremde, und dann, wer sagt Ihnen, daß ich scherze. Es ist mein völliger Ernst mit dem Heirathen, und ich wünschte nur von Ihnen zu hören, was Sie darüber sagen? —

Jetzt wurde es meinem Herrn doch ein wenig zu bunt. „Was i ch dazu sage? rief er hitzig, der Faden meiner Geduld wird mürbe, was i ch dazu sage!"

„Je nun, ich meine nur, fuhr jener mit der größten Ruhe fort, ob's Ihnen wirklich ganz gleichgültig wäre, oder ob Sie lieber —

„Am liebsten, fiel Wilhelm ein, der sich nicht länger halten konnte, am liebsten wäre mir's, Sie giengen! Der Teufel halte den Galimathias länger aus! Ich will nicht ehrlich seyn, wo Sie nicht irgend einem Bedlam entschlüpft, oder mindestens nah dran gewesen sind, hineinzugerathen! Erlauben Sie daher gütigst —

Mit diesen Worten öffnete er die Thüre. Ich lag auf meinem Tische da, und sah das mit Verwunderung an. Ob er wohl gehen wird, sagte ich zu mir selbst. Aber wer nicht gieng, war der Engländer. Er stand so starr und trotzig da, als ob er in den Boden eingewurzelt wäre.

Funfzehntes Capitel.

Der Fremde giebt sich zu erkennen.

„Also deinem Onkel wolltest du die Thüre weisen?" fieng der Fremde nach einer kleinen Pause wieder an.

Das war mir ganz was Neues, daß Wilhelm einen Onkel hatte. Ich sah meinen Herrn an, und nach der Miene zu schließen, die er machte, schien's fast, als ob's auch ihm etwas Neues sei. Denn er stand da, und machte ein Paar so große Augen, als sie nur immer Jemand machen kann, der nicht recht weiß, woran er ist.

Der Fremde ließ ihn aber nicht lange in diesem wachen Traume, sondern rief, indem er ihn einmal über's andere in seine Arme schloß: Wie bin ich doch von Herzen froh, daß ich dich noch einmal wiedersehe!

„Aber so erklären Sie mir doch nur, rief Wilhelm, Sie mein Eng — nicht doch, Sie mein Onkel und ein Engländer, wollt' ich sagen. Ich bin so verwirrt, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich rede." —

„Närrischer Junge, nichts da von Engländer, ein Deutscher bin ich, und heiße Blumenfeld wie du!" —

Und nun erzählte der Fremde, wie er, als Wilhelm kaum sechs Jahre alt gewesen, sein Vaterland verlassen, sich nach London begeben und dort etablirt habe; wie er darauf durch mehrere glückliche Handelsunternehmungen zu einem Vermögen von ein Paar hundert Tausend Pfund gekommen, und endlich nach einer Abwesenheit von über zwanzig Jahren wieder in seine Vaterstadt zurückgereist sei.

„Unterwegs, schloß der Fremde seine Erzählung, lief mir der Gedanke durch den Kopf, hier unter erdachtem Namen aufzutreten, um zu sehen, ob meine Freunde den alten Blumenfeld wieder erkennen würden. Zufällig

machte ich gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft die Bekanntschaft des Kaufmann Wilmsen, und lernte auf diese Weise auch Luisen kennen. Nun muß ich dir offen gestehen, lieber Junge, daß mir das Mädchen gar nicht übel gefiel, und da 's, beiläufig gesagt, in meinem Plane lag, mir eine Lebensgefährtin zu wählen, so war ich wirklich halb und halb Willens einen Streich zu machen, den schon so mancher Graukopf gemacht, und bereut hat: das heißt, um ihre Hand anzuhalten. Wilmsen's Einwilligung ward mir, wie du denken kannst, gleich; du weißt, er hängt ein wenig am Gelde, aber mit Luisens Zuneigung schien's nicht weit her zu seyn. Anfangs schob ich ihre Kälte zwar auf die Neuheit eines ihr unbekannten Verhältnißes, als sie aber fortwährend frostig und zurückhaltend gegen mich blieb, da drang ich zuletzt heftig in sie, und erfuhr — daß sie liebe, daß sie dich liebe. Sie gestand mir zugleich mit Thränen: ihr Vater wolle durchaus nichts von dieser Verbindung wissen, weil deine Vermögensumstände, lieber Wilhelm, nicht die besten seien.

Das fuhr mir wie ein Blitz durch die Seele. Mein Entschluß war schnell gefaßt. Dich, Luisen, und mich selbst durch euch glücklich zu machen, war mein erster Gedanke. — Sieh, und so komm' ich her, dir die Hälfte meines Vermögens anzubieten. Ich habe an der andern genug, um den Rest meiner Tage bei euch in Ruhe zuzubringen. Es ist im Grunde eins, denn nach meinem Tode erbst du ja so einmal Alles! —

Wilhelm hatte die ganze Rede wie im wachen Traume angehört. Endlich rief er: Ihre Großmuth, bester Onkel —

„Laß das gut seyn, sagte der Alte lächelnd, du siehst mindestens daraus, daß ich kein ächter Engländer bin. Wenigstens scheint die oft gerühmte brittische Freigebigkeit in unsren Tagen sehr in Verfall gerathen zu seyn, weil die Söhne Albions in unsrem lieben Mutterlande fast überall als Knicker und Geizhälse verschrien sind!

„Aber wird denn auch, fiel Wilhelm ein, Luisens Vater" — „Ist schon Alles abgekartet. Komm nur, lieber Wilhelm, komm nur!" —

Mit diesen Worten zog er den Bestürzten mit sich fort, und beide verließen die Stube.

Sechzehntes Capitel.

Schluß.

Der gute Wilhelm, sagt' ich, als sie fort waren, wie ich so herzlich an seinem Schicksale Theil nehme! Ach, daß ich doch sein Glück mit ansehen könnte!

Leider gieng's mir mit diesem Wunsche, wie es mit so vielen andern im Leben gehen soll, ich mußte mir ihn aus dem Sinne schlagen, weil ich vor der Hand kein Mittel sah, meinen jetzigen Aufenthalt zu verändern.

Ich vertrieb mir daher in meiner Einsamkeit die Zeit, so gut ich konnte, und verlor mich in allerhand Träumereien und Phantasien, mit denen ich die Leser verschonen will. Sie haben vielleicht schon ohnedieß zu viel Reflexionen von meiner Wenigkeit anhören müssen.

In dieser einförmigen Lage brachte ich drei volle Tage zu. Am dritten gegen Abend hörte ich ein Geräusch vor der Thüre. Ich horchte hoch auf.

Mehrere mir gänzlich unbekannte Leute in ziemlich schlechter Kleidung traten herein, und machten durch ihre Ankunft im eigentlichsten Sinne des Worts die ganze Stube lebendig. Sie rückten Wilhelms Schreibetisch von der Wand, nahmen den Spiegel herab, und packten die Bücher, welche in dem Repositorium standen, nebst allem Andern, was nicht niet- und nagelfest war, in einen großen Kasten. Eins nach dem andern entschwand meinen Augen, und ich sah es kommen, daß meine kleine Person ein gleiches Schicksal haben würde. Wie man nur bisweilen so verdutzt seyn kann! Denn, aufrichtig gestanden, wußt' ich anfangs nicht, was ich von diesem Eingriff in das Eigenthum meines Herrn denken sollte.

„Na, Michel, wo kommen denn die

Sachen hin? sagte ein ziemlich vierschrötiger Kerl, der ein Leinenwämms trug, indem er das Schreibzeug, worin sich meine kleine Person befand, oben auf den vollgepackten Kasten setzte. „Wie du 'mal wieder frägst, sagte ein Anderer, nach dem Markte, wo gestern die schöne Hochzeit gewesen ist, zum Herrn Blumenfeld!" —

Jetzt fiel mir ein Stein vom Herzen. Das war doch gewiß die erfreulichste Nachricht, die ich erhalten konnte! Unsere Reise gieng übrigens sehr langsam, weil die Träger an der Menge von Büchern ziemlich zu schleppen hatten. Ich zählte vor Ungeduld die Häuser.

Endlich kamen wir bei Wilhelm's Wohnung — denn der Name Blumenfeld will mir noch immer nicht recht in den Kopf — wohlbehalten an. Sie war um nichts schlechter als das Haus des Kaufmann Wilmsen, das fast schräge gegenüber lag. An der Hausthüre empfieng uns ein Mädchen, die uns ein Paar sauber gestrichene Treppen hinauf

führte. Wilhelm kam uns hier entgegen, ließ die Träger niedersetzen, und nahm dann das Schreibezeug mit sich.

Wir traten in ein sehr nett meublirtes Zimmer ein, das die Aussicht auf den Markt hatte. Rings an den Wänden hiengen mehrere schöne Kupferstiche in vergoldeten Rahmen. Da ich aber von der Malerei nicht viel verstehe, so blickte ich nach dem Fenster hin, wo mich ein interressanterer Anblick erwartete. Dies war Luise. Das gute Mädchen sah zwar noch ein wenig blaß aus, schien aber, seit ich sie nicht gesehen hatte, merklich heitrer geworden zu seyn. Wilhelm gieng auf sie zu, schloß sie in seine Arme und flüsterte ihr manch heimliches Wörtchen in's Ohr, von dem ich nichts verstehen konnte. —

Ich lebe nun schon über ein Jahr lang in diesem Hause und bin eine tägliche Zeugin von dem Glücke des holden Paares. Vor einem Monat hat Luise ihrem Gatten einen holden Knaben geschenkt, und so dies innige Verhältniß durch ein neues Band befestigt.

Selten vergeht ein Tag, an dem uns nicht Luisens Vater oder der alte Blumenfeld besucht. Der letztere kömmt regelmäßig Sonntags zu Mittage, und belebt das Tischgespräch durch seine Jovialität, von der die Leser bei seiner ersten Erscheinung schon einige Proben gesehen haben. Uebrigens fließt ihr Leben und mit ihm das meinige so einförmig dahin, daß ich mich genöthigt sehe, hier meinen Lebenslauf zu schließen. Vielleicht findet sich späterhin Gelegenheit, den abgerissenen Faden wieder aufzunehmen, falls Sie anders, liebe Leser, den künftigen Ereignissen meines Lebens Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Döring, Heinrich,

Kleine Romane und Erzählungen

Bd.: 1

1818

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940700-2